

DAS WORT

Literarische Monatsschrift

4. Jahrgang 1939

Heft 1-3



RÜTTEN & LOENING · BERLIN

Fotomechanischer Nachdruck
des Exemplars der Deutschen Akademie der Künste zu Berlin

1. Auflage 1968

Alle Rechte vorbehalten · Rütten & Loening, Berlin
Printed in the German Democratic Republic

Lizenz-Nr. 220-415/77/68

Einbandgestaltung : Hans Kurzhahn

Druck : (52) Nationales Druckhaus VOB National, 1055 Berlin

DAS WORT

LITERARISCHE MONATSSCHRIFT

Redaktion:

Bertolt Brecht, Lion Feuchtwanger, Willi Breidel

Heft 1

Januar 1939

VERLAG MESHDUNARODNAJA KNIGA MOSKAU

I N H A L T

Prosa und Lyrik:

Berthold Viertel: In diesem Augenblick	3
H. W. Katz: Die Frau und ihr Teufel	8
Ruth Lenz: Wunderweißes Papier	17
Herta Gotthelf: Zwei Gedichte	24
Lion Feuchtwanger: Ein Gefangener auf Urlaub	25
Ernst Toller: Friedrich Halls Flucht	42
Curt Riess: Sparring Partner	52

In memoriam:

Wladimir Majakowski: Wladimir Iljitsch Lenin	66
--	----

Kulturerbe:

W. St.: Gottfried Keller	70
Gottfried Keller: Die mißbrauchten Liebesbriefe	72

Aufsätze und Rezensionen:

Kurt Baumann: Ein Fallissement	77
Kurt Kersten: Die Stillen im Lande	92
Alfred Kurella: Ich lese Don Karlos	96

Bildende Kunst:

Gregor Gog: Die Kukryniksy	102
--------------------------------------	-----

Satire:

Hans Berliner: Braune Buchwoche	120
---	-----

Zur Neugründung des SDAS:

Oskar Maria Graf: Rede an die Schriftsteller	130
--	-----

An den Rand geschrieben:

Neugründung des Schutzverbands deutschamerikanischer Schriftsteller	133
Stefan Heym: Kleine deutsche Chronik — USA	134
K. B.: — Paris	138
Manfred Georg: Schreck im Radio	140
Willi Bredel: Vor zwanzig Jahren	141
Ralph: Und so weiter	146
Herwarth Walden: Naziwelt-Literatur	148
Rudolf Müller: Unwesensschau auf braunen Bühnen	151
Adolf Chajes: Wie Eminescu zu Pusckin kam	155
Zu unsern Beiträgen	157

<i>Antifaschistische Publizistik:</i> Oktober 1938	158
--	-----

Berthold Viertel

IN DIESEM AUGENBLICK

In diesem Augenblick
 wuchert das Gras auf Erden,
 wuchert das Geld wie Gras,
 wuchert die Armut wie Gras und Geld,
 wuchert die Not, der Haß.
 Mehr als je Liebe tat,
 wuchert das Leben
 Rücken an Rücken
 mit dem Wucherer Tod.

Leben hat viele Gesichter, viele Herzen
 und Arme, die aufeinander schlagen.
 Leben sucht nicht Verständigung,
 nein, Unterjochung ist seine Form, sein Maß,
 der Raub sein Element,
 Ausbeutung heißt sein Gedeihen.

Heut ging ich durch die Slums.
 Ein alter Mann, Großvater,
 ward geführt von einem Kind,
 das kaum zu seiner Hand reicht.
 Blondhaar führte Weißhaar,
 und die arme Straße war verzaubert.
 Ich sah in einer Höhle sie verschwinden,
 die mich erschreckte. Dieses ist ihr Haus.
 Und an den Fenstern klebten andere
 Kindergesichter; graue, graue Masken,
 wie grausigere nie des Wilden Furcht ersann.
 Da kleben sie
 in diesem Augenblick
 und regen sich nicht mehr.

Aber es regen sich
in diesem Augenblick
die Tennisspieler auf der grünen Wiese
in weißen Kleidern, selig, göttergleich.

Und junge Mädchen, Ebenbilder des Glücks,
reiten auf schön gewölbten Pferden.

England ist voll von Blumen
in diesem Augenblick.

In diesem Augenblick
rastet in einst so teuren Breiten
die Kelter nicht.
Ich meine nicht die Kelter,
welche die Traube preßt, o nein:
es rinnt dahin des Menschen Blut.
Blutkelter ist in Gang, die Folter geht
in diesem Augenblick
und rostet nicht,
geübt an wehrlosen Gefangenen
von wohlgemuten Henkern, deren Lachen
das Stöhnen und das Schrein der Opfer übertönt.
Launige Besessene sind es,
gegen Mitleid gefeit.
Der Auftrag ihrer Mächtigen
macht sie gewissenlos; sie wissen,
daß ihre grauenvolle Praxis
belohnt wird mit Ämtern und mit Ehren.
Sie vergöttern ihre drei Gewaltigen
und sie haben sich geschworen,
rastlos zu wühlen
in Fleisch und Bein der Opfer
und nennen's ihren Dienst.
Grause Operateure,
zerreißen sie das Fleisch,
weil es lebendig ist,
legen die Knochen bloß, zerbrechen sie,
schlagen auf die Niere, das Herz,
trommeln auf Nerven und
verrenken das Geschlecht,
nicht rastend, bis der ärmste Lazarus
die Notdurft unter sich ergehen läßt —
und das gibt ihnen Macht,
gibt ihnen Recht und Herrschaft.

Wie? Dieser hielt den Krieg für eine Schande?
Seht seine Schande jetzt und weidet euch an ihr.
Der Krieg unmenschlich, meinte er?
Er fühle, wie weit mehr unmenschlich
der Friede sein kann!
Jener wagte, den Besitz des Geldes
zugunsten der Entbehrenden zu stören?
Er lerne erleiden, was Störung ist!
Gestört wie er ward keiner
bei Tag und Nacht, gestört im Schlaf, im Wachen,
im Atmen, im Denken, im Urinieren!
Gezwungen, sein Wort zu widerrufen
und seinen Unflat aufzuwässen
in diesem Augenblick!

Auch Juden können bluten.
Sind sie auch blutscheu,
bluten können sie —
Quod demonstrandum erat!
Und dieser ist ein Christ — er lerne Demut
in unerhörter Lehre, die er nie vergißt!
Und die befleckte Hand
der rüstigen Henker
sucht rastlos den Weg
zum Sitze des Gedankens,
der geheim ist
und sich der Macht entzieht,
den umzubringen sie sich geschworen haben.
Aller Inquisitionen, aller Torquemadas
wahnwitziger Vorsatz: den Gedanken
im Leib des Gegners aufzufinden,
ihn zu greifen, zu knebeln, zu besiegen, zu töten —
den Fisch zu fangen, der durch die Tiefsee
der Seele taucht und noch dem Tod entkommt.
In diesem Augenblick
morden sie den Gedanken!

Und ihre Journalisten
morden die Wahrheit
in diesem Augenblick.
Denn das machtforsch und frech,
wie gute Journalisten sind.
Sie, die den Todesseufzer
umlügen und mit dem Angstschweiß der Opfer
ihre hurtigen Schreibmaschinen ölen.

Betrügen wir die Menschheit,
die morgen schon
von Gift und Gas verheert ist!
Sie dauert nicht mehr lange —
warum sie schonen? —

Und Dichter sind bereit,
der Macht den Hintern zu küssen,
der Macht, die solches übt!
Dichter sind Lügner aus Beruf,
Warum nicht?
Meister der Lüge, die sie nährt.
Schauspieler üben den neuen Ton,
gemischt aus Biederkeit und Brutalität.
Sie schöpfen ihre Worte
aus verklecksten Schulfibeln,
die der Lehrer, der Verfälscher der Kindheit
im Kasten aufbewahrt hat.
Üb immer Treu und Redlichkeit,
geriebener Schurke du!
Hab einen Kameraden, der wie du
zu Mord und Grausamkeit gewillt ist!

Und ihre Filmregisseure
betasten Filmstoffe
in diesem Augenblick —
fieberhaft bemüht,
verlogene Drehbücher zu erfinden,
satanische Propaganda in gefälligem Bild,
in schmeichlerischem Ton zu tarnen.
Nacktes Mädchen, dein Jugendschmelz,
dein sex-appeal dient diesem hehren Ziel.
Übe den Kuß von Hollywood:
daß dein Mund den des Liebhabers
zu verschlingen scheint, halte bereit
die Krokodilsträne aus Glyzerin —
in diesem Augenblick
weint sie dein Fläschchen, Nachbarin.
Und gewaltige Lampen,
mächtiger als die Sonne
beleuchten das
in diesem Augenblick.
Operateure werden es einstellen,
sie, die Licht und Schatten verteilen
nach des Verkäufers rechnendem Geheiß.

Ja, Nebensonnen
sind überall gestellt
in diesem Augenblick.
Mikrophone ragen wie Galgen,
den Ton zu henken,
nein, Galgen wie Mikrophone —
wenn nicht lieber
Scharfrichter in Zylinder und Cutaway
(Ja, cut away!) historische Schwerter schwingen,
das Beil, das fehlschlägt
und immer wieder die gleiche Kerbe trifft
in diesem Augenblick.

In diesem Augenblick
bedienen
Millionen von Arbeitern
die Setzmaschinen,
schleppen Scheinwerfer im Atelier,
zimmern die Tribüne
des Redners, der den Krieg verkünden wird,
erzeugen die Gewehre, die Bomben,
die Flugzeuge, die Tanks,
Grandiose Apparate, um Pest zu speien,
Erdbeben zu erregen, den Platzregen
glühenden Metalls, das unter sich begräbt,
den Sturz von Flammen, die
unrettbar um sich greifen,
der eklen Gase
schleichendes Verhängnis,
wenn es uns verschont,
die Kinder wird es treffen
im nächsten Augenblick!

Alles wird zerstört sein,
was jetzt noch lieblich ist,
was lebt und nicht bedenkt:
in diesem Augenblick
wuchert das Geld wie Gras,
wuchert die Armut, wie Gras und Geld,
wuchert die Not, der Haß,
mehr noch als Liebe tut,
wuchert das Leben,
Rücken an Rücken,
Mit dem Wucherer Tod.

Geschrieben im Frühling 1934

DIE FRAU UND IHR TEUFEL

Ich hatte sie schon vom Fenster aus kommen sehen. Ich ging ihnen aber nicht entgegen, ich rührte mich nicht. Ich hörte die Frau draußen sprechen, laut, fremd, fragend, dann ging die Tür auf, und sie waren in der Wohnung.

„Wo sind deine Kinder?“ war ihre erste Frage.

Die Frau entdeckte mich noch, bevor mich Vater gesehen hatte. Ich stand in einer Ecke, zwischen Schrank und Tür, ganz klein und dünn.

„Willst du nicht kommen“, sagte Vater leise. „Komm, mein Kind. Das ist jetzt deine Mutter.“

„Ein richtig großer Bub“, lobte mich die Frau und hielt mir die Backe hin. „Und wo ist dein Jüngster, Josef?“

„Er ist schon schlafen gegangen“, sagte ich und sah weg. Die Frau hatte einen Pelz um den Hals hängen. Ich konnte Mottenpulvergeruch nicht leiden. Ich ließ die Erwachsenen stehen und stürzte in mein Zimmer.

„Laß ihn“, hörte ich die Frau noch laut zu Vater sagen, „Es ist schon spät, und er wird sich schon dran gewöhnen.“

Ich hab mich nicht dran gewöhnt.

„Ist sie da?“ wollte Hermann wissen. Er schlief noch nicht.

„Ich werde Schiffsjunge, ich geh zur See“, behauptete ich. „Die Frau ist zum Kotzen!“

Die Bilder meiner richtigen Mutter hingen jetzt nicht mehr in der Wohnung. Vater hatte sie vor acht Tagen weggeschlossen.

Die Frau trug eine Perücke, weil sie fromm war und fromme Jüdinnen eine Perücke tragen. Sie hatte ein spitzes, vorspringendes, entschlossenes Kinn. Sie war nicht jung.

Es fiel ihr bald auf, daß ich nie Mutter zu ihr sagte, daß ich jede Anrede vermied. Sie behauptete, daran sei mein „böser Trieb“ schuld und setzte hinzu: „Das sage ich!“ Immer setzte sie hinter ihre Behauptungen das verbissene „Das sage ich!“

Vater reiste nicht mehr, er besaß jetzt einen kleinen Laden und kam nur zum Essen heim.

Sobald er wieder fortging, stocherte die Frau mit einer Neugierde, die mir weh tat, im Leben meiner toten Mutter herum: „Was hat sie eigentlich immer angehabt? Kostüme oder Kleider? Und wo sind ihre Kleider?“

„Ich weiß nicht.“

„Was hat sie eigentlich immer gekocht?“

„Ich weiß es nicht mehr.“

„Du mußt doch aber wissen, was sie gern aß.“

„Nein, ich weiß es nicht.“

„Komisch, dein Vater will es mir auch nicht sagen.“

Ich schwieg verbissen. Ich weigerte mich, auf ihre Fragen einzugehen. Was ging diese Frau meine tote Mutter an?

„Dein böser Trieb ist stark“, sagte sie da, um sich zu rächen, „aber ich bin stärker als du.“

„Nein“, sagte ich. „Doch“ sagte sie.

Um mir das zu beweisen, ließ sie mich nicht mehr ohne Mütze auf die Straße, obwohl es sehr heiß war. Hochsommer. „Weil ich fromm bin, will ich das.“

Ja, fromm war sie. Sie war es so sehr, daß ich mir vornahm, es nicht mehr lange auszuhalten. Sie benutzte gegen mich harte Worte, weil sie mich für einen „verstockten Goj“ hielt.

„Du begehst täglich tausend Frevel“, behauptete sie. „Du wirst in die Hölle kommen. Wenn du nicht eine Sünde begehen kannst, ist dir nicht wohl“, sagte sie, weil ich mich weigerte, in der Wohnung meine Mütze aufzubehalten.

„Dein Jakob ist kein Jude“, sagte sie zu meinem Vater.

„Deine Mutter ist eine fromme Frau“, ermahnte mich Vater. „Du solltest ihr eigentlich folgen. Du bist sehr widerspenstig, höre ich. Deine Mutter ist mit dir nicht zufrieden.“

Auch Frau Dwore Weiß war mit Vaters Wahl nicht zufrieden.

Schon nach den ersten acht Tagen hatte sie sich mit der neuen Frau Fischmann gezankt, sie behauptete, dies sei gar kein Wunder, denn „mit so einer“ müsse sich jedermann zanken. Sie kannte die Familie der neuen Frau Fischmann. Sie sei mit ihren Eltern aus Tarnopol nach P. gekommen, vor dem Kriege schon, als älteste mit acht Schwestern und einem einzigen Bruder, der im Krieg als österreichischer Soldat an der italienischen Front gefallen sei. Schon damals, als sie nach Deutschland kam, habe sie bereits das heiratsfähige Alter gehabt aber keinen Bräutigam. „Fromm ist ihre Familie, dagegen ist nichts zu sagen“, gab Frau Weiß anerkennend zu. „Und arm ist sie auch, die Familie Wechsler.“ Der alte Herr Wechsler verdiene zwar etwas als Vorbeter an Sonntagen und an hohen Feiertagen, aber die Familie lebe vor allem von der Mutter, die mit koscherer Margarine, mit Gänsefett, mit Zucker, Kaffee, Tee und Zichorie handle. Und die Schwestern machten Handarbeiten für jüdische Geschäfte. Für einen Schachden sei es bestimmt nicht leicht, diese wirklich hochanständigen, aber doch in ärmlichen Verhältnissen aufgewachsenen Mädchen zu verheiraten. Man müsse schon sehr vom Schicksal geschlagen sein, um eine von diesen acht Töchtern des Herrn Wechsler zu nehmen...

Und Vater hat eine von diesen acht genommen.

Ich hatte immer noch nicht gelernt, Mutter zu ihr zu sagen. Ich verachtete Hermann, weil er es gleich gekonnt hatte. Ich würde es nie können, das wußte ich. Eher würde ich mir die Zunge abbeißen.

Sie quälte mich: „In welchem Bett ist sie eigentlich gestorben?“

„Ich weiß es nicht.“

„Doch, du weißt es. Du warst doch schon groß damals. Ist sie in meinem Bett gestorben oder in dem Bett, in dem Vater schläft?“

„Ich weiß nicht.“

„Doch! Ich will es wissen!“

„Du liegst in dem Bett!“

„Ich hab's gespürt!“ schrie sie. „Und die Möbel stehen wie in der Sterbestunde?“

„Laß mich. Ich weiß es wirklich nicht.“

„Doch! Ich will jetzt die ganze Wahrheit wissen!“

„Sie stehen wie damals.“

Es war nicht wahr, wir hatten ja damals noch gar nicht hier gewohnt — und die Möbel, die Betten, alles war anders als damals. Aber ich merkte, daß sie es jetzt mit der Angst zu tun bekam. Da sie mich quälte, freute mich das. Nur weil sie mich nicht in Ruhe ließ, sagte ich ihr ja solche Unwahrheiten. Die Wahrheit wollte sie mir doch nie glauben. Die Wahrheit erschien ihr zu einfach, um wahr zu sein . . .

Damals begann ich, meine ersten Gedichte zu schreiben. Keiner durfte sie lesen, ich versteckte sie in meinem Zimmer. Alle handelten von unmenschlichen Leiden, von Qualen, von der Hoffnungslosigkeit, von der Seele und vom verlassenen Herzen. Auch stellte ich Fragen über Gott, über Gerechtigkeit, über Schuld und Sühne.

In jener Zeit las ich, verschlang ich alle Romane von Tolstoi und Dostojewski. Ich ertrank in diesen gigantischen Werken. Ich fieberte, ich träumte des Nachts, ich saß im sibirischen Totenhaus, ein Opfer des Kampfes für die Freiheit. Ich untersuchte die Leiche der armen Pfandleiherin und klagte den armen Studenten Raskolnikow des Mordes an. Aljoscha, der Mörder Rogoschin, Dimitri — alle saßen an meinem Bett und flüsterten mir ihre Geheimnisse ins Ohr. Ich war krank damals, ohne krank zu sein.

Einmal kam ich dazu, wie die Frau meinen Schrank durchwühlte und meine Blätter mit den Gedichten zerriß.

Ich stürzte mich auf meine Blätter, aber die Frau war stärker. Sie zerriß alles, alles. „So!“ keuchte sie befriedigt.

Zu Vater sagte sie, ich hätte furchtbare Dinge niedergeschrieben, „lauter Sünden“.

Als Vater nichts darauf erwiderte, begann sie zu weinen und behauptete, ich hätte sicher meinen „bösen Trieb“ von meiner Mutter. Sie rang die Hände, kratzte sich die Haare unter dem Scheitel, sie schrie, drohte mir.

„Laß bitte Jakob in Ruhe“, bat Vater. Er kannte jetzt ihre Vorliebe für dramatische Szenen. Deshalb schickte er mich in mein Zimmer.

Ich beschloß, ein Theaterstück zu schreiben. Den Titel hatte ich schon. Einen wunderbaren, einen, den noch kein Schriftsteller vor mir gewählt hatte: ‚Der Kampf gegen den Drachen‘ wollte ich das Stück nennen.

Noch war kein halbes Jahr verflossen, und schon war Vater um zehn Jahre älter geworden. Mit der Frau entstanden Auseinandersetzungen ohne Anlaß, ohne Vorgefachte; plötzlich war ein großer Krach entbrannt und nahm dann schnell, ohne daß ein anderer etwas dazu tat, grauenhafte Formen an. Ich stand daneben, ich haßte die theatralischen Anlagen dieser Frau, ich hatte Mitleid mit meinem armen Vater. Ich griff zuweilen schon in die Wortgefechte ein.

Da gab sie mir die Schuld, daß sie sich mit Vater nicht verstehe.

„An deine Schuld denkst du nicht“, sagte ich. „Immer sind es die andern.“

„Was wollt ihr alle von mir?“ wehrte sich Vater und hielt sich die Ohren zu. „Was schreit ihr denn alle so herum?“

„Ich werde mich scheiden lassen!“ frohlockte die Frau.

„Laß dich scheiden“, sagte Vater. „Aber mußt du so laut schreien? Ist mein Haus ein Irrenhaus?“

„Dein Haus?“ höhnte die Frau.

„Ich gehe auf und davon!“ drohte ich und ging in mein Zimmer, um den zweiten Akt meines Dramas zu beginnen. Den Titel hatte ich inzwischen geändert. Das Drama hieß jetzt: „Sein oder Nichtsein!“ Ja, mit einem Ausrufungszeichen. Ein wunderbarer, noch von keinem Schriftsteller vor mir gewählter Satz.

„Ich gehe auf und davon!“ rief ich aus meinem Zimmer heraus.

„Geh meinetwegen“, sagte Vater, „aber schrei nicht.“

„Er wird nicht mehr lange in meiner Wohnung bleiben“, drohte die Frau.

„Das sage ich!“

„Gut. Macht, was ihr wollt. Aber jetzt muß ich ins Geschäft“, sagte Vater, nahm seinen Regenschirm und ging. Er konnte es nicht vertragen, wenn geschrien wurde.

Außerdem hatte er Sorgen. Noch immer war Inflation. Sie war toller als je zuvor. Und in dieser Zeit also hatte Vater geheiratet und dann seinen Laden eröffnet, das Reisen lohnte sich nicht mehr. In seinem Laden warteten ein paar Anzüge, ein paar Kleider, etwas Wäsche und etwa dreißig Paar Schuhe auf Käufer. Nein, es war kein großes Geschäft, das Geschäft „J. Fischmann, Damen-, Herren- und Kinderbekleidungsartikel“. Es war ein Anfang...

Die Frau ist so fromm, daß sie jedesmal zittert, wenn sie an mich, ihren Stiefsohn, denkt. Ich schreibe am Sonnabend — das ist Sünde. Statt zu beten, lese ich lieber Romane — das ist Todsünde. Ich leugne dies alles nicht einmal, ich gestehe meine „Sünden“ freimütig ein, wenn sie mich bestürmt, ihr die volle und ganze Wahrheit zu sagen. Meine so erzwungenen Geständnisse sind natürlich eine Herausforderung der Obersten Instanz! Sie erblaßt, wenn ihr Stiefsohn die Wohnung betritt. Sie schielt zu mir hin, wie man auf einen Aussätzigen schielt, voller Ekel, Abscheu, Mitleid, Furcht, Beklemmung...

Sie ist so mit mir beschäftigt, daß Hermann für sie zum „Kleineren Übel“

wird. So hat wenigstens er Ruhe vor ihr. Was sage ich? Ruhe? Sie überschüttet ihn mit schreiender Liebe, mit lauter Zärtlichkeiten . . .

„Du ja — aber er nicht!“

Er — das bin ich . . .

Mir war von Kindheit an beigebracht worden, daß Gott auch mich in Seiner Göttlichen Hand habe. Seitdem ich bewußt empfinden konnte, hatte ich für diesen großen unbekannten Beherrscher meines kindlichen Lebens Liebe, Dankbarkeit und Vertrauen empfunden — so wie ich es gelernt hatte. Mit kindlichem Ernst hatte ich an der großen, unparteiischen Richter der Welt geglaubt . . .

Heute ist es mir nicht möglich, zu sagen, welches besondere Ereignis mich, mit etwa zwölf Jahren, aus diesem vertrauenden Verhältnis zu Gott herausriß. Aber Anlässe sind oft gar nicht wesentlich, jedenfalls waren die Gedanken der Auflehnung plötzlich da, schmerzhaft, bange, streitbare Gedanken — und alles übertönend, alles beherrschend ein rebellierender Gedanke, der schon lange in mir gelauert haben mußte: wenn Gott wirklich auch mein, des Jakob Fischmann Leben bestimmte, warum hatte Er denn meine junge Mutter sterben lassen, warum ließ Er mich denn in der Schule einen „Saujud“ sein, warum bestrafte Er denn nicht einen Professor Opel, der mich so fürchterlich quälte. . . warum. . . warum. . . ?

Soweit ich damals zurückdenken konnte, hatte ich mit Gott gelebt, Gott hatte zur Familie gehört. So kam es, daß mir schien, als hadere ich mit einem Wesen, mit dem mich bisher viele meiner täglichen Gewohnheiten, meiner täglichen Gefühle und das Leben meines Vaters und anderer Juden ganz selbstverständlich verbanden. Alle Juden, die ich kannte, glaubten an Gott, lebten mit Gott, gehörten zu Gott, und Gott gehörte zu ihnen. Gott gehörte zu ihnen auf eine besondere Art, denn sie waren Juden und Sein auserwähltes Volk. Alle, die ich kannte, hatten sich schon geliebt, gezankt, getrennt und wieder geeinigt — nur mit Gott, der sie auserwählt hatte, unterhielten sie immer die gleichen guten, bittenden, vertrauensvollen Beziehungen. Gott mußte sehr stark, sehr einflußreich sein, daß keiner sich mit Ihm zankte, daß sich keiner von Ihm trennte. Gott war bestimmt stark, sonst würden nicht alle an Ihn glauben. Und trotzdem hatte ich den Mut, diesem mächtigsten unter allen meinen Bekannten zu erklären, daß ich mit Ihm unzufrieden sei, daß ich nie vergessen werde, was Er mir alles zugefügt habe, daß ich Ihn vor allem die zweite Frau meines Vaters nie verzeihen könne. Und eigenwillig setzte ich Zwölfjähriger in Gedanken hinzu: „Aber vielleicht ist Gott gar nicht allmächtig, vielleicht gibt es Ihn gar nicht? Wenn Er sich alles von mir, dem Jakob Fischmann, gefallen läßt, dann glaube ich überhaupt nicht mehr an Ihn. . .“

Anfangs behielt ich dieses große, aufwühlende Geheimnis ganz für mich. Aber je gespannter die Ehe meines Vaters wurde, desto öfter entfuhr mir eine Bemerkung, die mich verriet. Die Frau sah mit weit aufgerissenen Augen, wie neben ihr „ein großer Sünder“ aufwuchs. Meine Gläubigkeit

nahm von Tag zu Tag immer noch ein Stück ab; sie drohte ganz in sich zusammenzufallen.

Die Frau schlug Alarm. Als sie aber ihrem Manne ihre Wahrnehmungen berichtete, erklärte der, er wolle nichts wissen, sie solle ihn endlich in Ruhe lassen. Es war in jenem Jahre, da Mann und Frau wochenlang nicht miteinander sprachen. Wir Kinder schwiegen mit. Das Schweigen war trostlos, brutal. Der Zwist in der Familie zerschnitt alle Beziehungen...

Die Frau hat mit großer Robustheit diesen Familienzwist ertragen. Aber bei meiner Unfrömmigkeit bekam sie es mit der Angst zu tun. Gott läßt nicht mit sich spaßen. Gott heißt nicht Jossel Fischmann. Gott ist Gott und der Allmächtige. Gott ist ein fürchterlicher Rächer. Sie muß Gott rechtzeitig davon überzeugen, daß sie nicht verworfen ist wie ihr Mann und sein ältester Sohn. Sie gehört ja doch nicht so recht zu dieser Familie. Sie hat Angst vor dieser Familie. Sie muß in dem Bett liegen, in dem die erste Frau gestorben ist. Das steht noch wie in der Sterbestunde. Die Stimme des Jakob wird rauher und rauher. Der Flaum auf seiner Oberlippe wird zu einem scharfen Schatten. Seine Augen blicken kalt. Sein Lachen ist spitz. Seine Urteile sind hart und böse. Sie hat Angst, sie fürchtet sich, sie hat eine unbändige Angst. Sie täuscht sich nicht. Sie hat es mit einem Teufel zu tun! Wenn er nicht im Hause wäre, würde sie sich mit ihrem Mann bestimmt besser verstehen. Es ist die Schuld des Teufels, daß sie in schlechter Ehe lebt. Sie muß gegen den Teufel kämpfen. Sie muß den Teufel besiegen. Und sie kämpft gegen ihn, wo und wann sie nur kann.

Das Geschrei in der Wohnung der Fischmanns nimmt jetzt kein Ende mehr. Die Streitigkeiten zwischen Stiefmutter und Stiefsohn bekommen nun immer gleich etwas feindselig Prinzipielles, ja, diese Streitigkeiten bekommen die rasende Glut von Religionskriegen: es ist der Kampf gegen den Teufel, den sie erledigen will.

Sie empfindet eine grausame Genugtuung, wenn sie ihm etwas Gemeines in sein verschlossenes Gesicht geschrien hat. Sie fühlt ja mit dem schmerzhaften, überfeinen Empfinden einer Hassenden, daß er ihr aus dem Wege geht, daß er sie ignorieren will, daß er sich versteckt, daß er sein wahres Leben (‘Was ist das nur für ein Leben? Ich muß es wissen, was für ein Leben er vor mir geheimhält’, brütet sie fiebernd...) vor ihr verbirgt, daß er sich eingräbt in Gedanken, die ihr fremd sind, daß er sie, die Frau seines Vaters, zutiefst verachtet. Sie sieht ihn wachsen und wachsen. Er ist so groß wie sie. Nein, er ist schon größer! Nein, noch nicht! Aber er droht bereits, größer zu werden, als sie es ist! Nein, sie will das nicht! Sie läßt das nicht zu! Ja, sie haßt ihn! Sie haßt ihn auf eine unbeschreiblich mutige und zugleich feige Art. Sie will ihn bezwingen. Nein, sie kann ihn nicht mehr sehen...

Sie will ihn bezwingen!

Sie sitzt jetzt im Dunkeln. Sie vermeidet es, sich zu rühren. Sie will nicht, daß er sie hier nebenan vermutet. Sie macht kein Licht. Sie starrt auf die

Tür, hinter der dieser junge Teufel hockt und gottlose Bücher verschlingt. Er schreibt Gedichte, die sie heimlich liest, zitternd, aufheulend liest. Er mag nur seine Hefte verkramen, sie findet ja doch alles! Sie durchwühlt sein Bett, seinen Schrank, seine Bücher, sie findet immer seine Hefte, sie zerreißt sie, sie verbrennt sie, sie verbrennt alles, was von ihm ist, er muß aus dem Haus, vorher wird sie ja nicht glücklich sein, sie will aber glücklich sein, er muß hinaus, der Teufel!

Die Auseinandersetzung mit ihrem Stiefsohn wird ihr Lebensinhalt. Sie versucht es mit Gebeten. Sie betet stundenlang. Ihre Perücke tänzelt dabei fanatisch zwischen den heißen Ohren hin und her. Die Augen brennen. Die blassen Lippen bewegen sich wie ganz schmale Bänder auf und ab und lassen mit kleinen Schmerzensschreien die uralten Gebete entschlüpfen wie heiße Kohlenstücke. Ein Wort klingt bei ihr wie das andere. Alle Abschnitte, auch wenn sie von der Liebe handeln, bekommen bei dieser besessenen Frau den unheimlichen Klang von Beschwörungen und Flüchen. Sie ist fest davon überzeugt, daß Gott ihr großer Bundesgenosse gegen den verruchten Unglauben ist. Sie droht. Sie sei der Richter, droht sie — und Gott sei ihr Scharfrichter, der ihre Urteile vollstrecken werde.

„Verurteile mich“, sagt Jakob. „Bitte.“

Sie schreit wie eine Geschlagene auf, weil Jakob ihr lange unbeweglich zuhört, dann aber mit mitleidigem Gelächter die Wohnung verläßt. Sie winselt vor sich hin, weil an ihrem Glauben, an ihrer Kraft gezweifelt wird. Sie ist noch genau so gläubig, wie sie es mit vier Jahren war, als man ihr neben den Märchen auch die Religionsgeschichten erzählte. Sie glaubt noch heute an Märchen, an Feen, an unheimliche Frauen mit bösem Blick. Sie glaubt noch genau so, als wäre sie immer noch vier Jahre alt. Unheimliche Frauen mit bösem Blick und den Teufel fürchtet sie. Gott aber fürchtet und liebt sie. Sie hat zu ihm Beziehungen, als heiße er im Privatleben Abraham Wechsler, und als wäre er ein noch nie gesehener mächtiger Verwandter. Gott ist Jude wie sie. Wenn man sie danach fragte, käme vielleicht zutage, daß sie Gott für einen Tarnopoler hält. Mit Gott kann sie jiddisch reden, Gott hat ein jiddisches Herz, er hat einen jiddischen Kopf. Gott, nur Gott versteht sie...

Die Spannung zwischen Mann und Frau wächst. Der Mann kommt aus dem Geschäft nach Haus. Er ißt schnell, dann geht er wieder fort, ohne viel gesprochen zu haben.

Er trifft sich mit den Herren Klein, Weiß und Wolf. Sie spielen Karten, diese Herrn. In der ganzen Welt spielen Herrn Karten. In Dorfgasthäusern, in einem Eisenbahnabteil, in einem großen Gartenlokal in der Stadt, nach dem Essen in einem Restaurant, in einer Teegesellschaft zugunsten unschuldiger Opfer der Gesellschaft, in den Wohnungen der Bürger, der Arbeiter, der Arbeitslosen — in der ganzen Welt spielen die Menschen Karten. Warum spielt der Mann Jossel Fischmann Karten?

Das Leben ist nicht zum Aushalten. Das Leben ist verpfuscht. Das Leben

ist für immer ein verpfushtes Leben, da läßt sich nichts mehr daran ändern. Der Mann Fischmann ist zu alt, er kann nicht wieder von vorn beginnen, er kann nicht so einfach ein neues Leben anfangen, wie man ein neues Buch aufschlägt, er hat ein zweites Mal begonnen und dieses Mal ist es wieder mißlungen. Und so ein mißlungenes Leben ist lang, es ist ein unabsehbares, ein trauriges Schicksal...

Da sitzen nun vier Ostjuden und spielen Karten.

Fischmann mischt. Er mischt kein langes Spiel, er mischt kein unabsehbares Schicksal, er mischt nur für ein kleines Spielchen, nach so und soviel Karten ist das Spiel zu Ende und ein neues beginnt.

Jede Kartenpartie ist kurz. Jede Partie geht schnell vorüber. Und wenn man die richtigen Karten bekommt, kann man vielleicht gewinnen, denkt jeder Spieler. Es entscheidet nicht nur der Zufall, wer gewinnt und wer verliert. Es entscheidet auch der Verstand, die Kombinationsgabe, die Konzentrationsgabe, die Phantasie. Hat etwa Jossel Fischmann nicht auch all diese Gaben? Natürlich hat er sie. Er hat sie, weil er allein spielt. Ja, weil er allein spielt, das ist wichtig! Die Frau hat hier nicht zu schreien, zu drohen, zu jammern, zu fordern. Fischmann ist jetzt von niemand abhängig. Er hält seine Karten, er denkt nur an diese Karten, er hat jetzt eine Chance für ein faires, wenn auch nur kurzes Kartenleben in der Hand. (Sein richtiges Leben ist lang...) Eben hat er zwar verloren, aber er ist nicht traurig, gleich wird er vielleicht wieder gewinnen. Er hat ja jetzt bessere Karten als vorhin. Im richtigen Leben aber hat man immer die gleichen Karten in der Hand. So lange man lebt, spielt man mit den gleichen schlechten Karten ohne Trumpf, man verliert jeden Stich, es ist ein ewiges Verlieren in seinem Leben...

Es kommt vor, daß Jossel Fischmann mitten im Spiel lacht, laut herauslacht, weil ihm ein guter Stich gelungen ist. Die Tränen laufen ihm in den Bart, so muß er lachen. Und dann hört er mitten im Lachen sich lachen und verstummt...

„Zu Hause“, denkt er, „lache ich nie. Zu Hause sitzt eine Frau, mit der vertrage ich mich am besten, wenn ich sie nicht sehe, wenn ich sie nicht höre...“

Manchmal fürchtet er sehr, daß sie im Kopf nicht ganz richtig ist, so erschrecken ihn ihre Wutausbrüche. Es würde ihn nicht wundern, wenn sie eines Tages überschnappte. „Es gibt Menschen, die haben Pech im Leben. Ich gehöre zu diesen Menschen. Meine erste Frau ist jung gestorben. Meine zweite Frau ist vielleicht meschugge, was weiß ich?“

„Sie geben, Herr Wolf“, sagt Herr Klein.

„Vielleicht ist sie auch nicht meschugge“, denkt Herr Fischmann skeptisch, „vielleicht ist auch sie nur unglücklich...“

„Ich habe doch eben erst gegeben“, protestiert Herr Wolf.

„Gut, dann gebe ich“, macht Fischmann den Vorschlag. Er ist ein verträglicher Mensch, er will nicht, daß man sich streitet. An seine Söhne denkt er auch zuweilen, wenn er die Karten mischt. Dann sagen die drei Herrn:

„Es soll schon einer beim Mischen eingeschlafen sein.“

„Entweder“, verteidigt sich da Jossel Fischmann, „entweder ich mische die Karten, oder ich mische sie nicht.“

„Also mischen Sie schon!“ Also mischt er weiter...

Die Schulbücher, die Hefte kosten ein Vermögen. Aber ein jüdischer Vater arbeitet, um seinen Kindern eine gute Bildung zu geben. Er empfindet es schmerzlich, daß seine zweite Frau nie eine Beziehung zu seinen Kindern gefunden hat, besonders zu Jakob nicht. Aber haben die Kinder eigentlich zu ihm bessere Beziehungen...?

Er heißt Jossel Fischmann und hat zwei deutsche Söhne. Es ist nebbich bitter, er ist doch ein Ostjude geblieben und seine Kinder gehen in eine deutsche Schule, haben deutsche Freunde, reden nur deutsch, haben deutsche Ideen, über die er nur den Kopf schütteln kann. Aber was will er, warum beklagt er sich? Nein, er beklagt sich gar nicht, er denkt nur nach. Was nützt es schon zu klagen? Er hat doch alles getan, was er konnte. Er hat alles getan, damit sie wie Deutsche aufwachsen. Er tut doch täglich nichts anderes. Er will doch, daß sie anders werden als er! Ja, er will es. Also wer kann sagen, daß er sich beklagt?

Im Gegenteil, er ist stolz auf seine Kinder. Aber oft schämt er sich, wenn er an sie denkt. Er ist traurig, er spricht dann nicht viel, er gibt keine Antworten, und keiner weiß, warum. Er aber weiß, warum. Er hat Kinder und doch keine Kinder. Sie sind noch jung, aber schon versteht er sie nicht, wenn sie von ihrem Leben reden. Sie reden von Dingen, die er nicht kennt. Die Kinder wohnen mit ihm in der gleichen Wohnung, aber manchmal glaubt er, daß er und sie in verschiedenen Ländern wohnen... Er fürchtet sich schon vor dem Tag, da sie ihm vielleicht sagen werden, was sie über ihn denken. Wahrscheinlich denken sie: ‚Wir haben einen Vater und doch keinen Vater.‘ Noch sagen sie ihm nichts. Vielleicht halten sie ihn für beschränkt, weil er sie oft nicht versteht und sie ratlos anblickt und fragt, oder schon gar nicht mehr fragt. Sie wissen ja nicht, wie müde er ist, wie alt er sich schon fühlt, wie mutlos er ist, wie hoffnungslos, wie einsam, wie verlassen. Wie zwecklos ihm alles Lernen für sich erscheint, und daß er ja deshalb nicht mehr lernen kann. An manchen Tagen merkt er erschrocken, daß er bereits zu vergessen beginnt. Und er vergißt zuerst das, was er zuletzt gelernt hat: ihm ist, als habe er früher besser deutsch gesprochen als jetzt. Ihm ist, als habe er früher nie soviel an sein vergangenes Leben gedacht wie in letzter Zeit. Wenn er sich im Spiegel erblickt, erschrickt er. Er glaubt, seinen verstorbenen Vater zu erblicken, den alten Leib Fischmann...

Vielleicht, wenn seine erste Frau noch lebte, wäre alles anders. Sicher wäre da alles anders, redet er sich ein, alles. Aber Lea ist ja tot. Und er wird, je älter er wird, immer mehr dem Jossel Fischmann aus Strody am Flusse Stryj wieder ähnlich. Aber nur ähnlich. Er stammt aus Galizien, aber er ist kein galizischer Jude mehr. Und er ist, ach, kein deutscher Herr Fischmann geworden. Er wird es auch nicht mehr werden. Der Galizier ist er nicht mehr, und der Deutsche wird er nicht mehr. In seinem Alter und mit

seinen Erlebnissen ändert man sich nicht so von heute auf morgen. Er hat es versucht, aber er selbst fühlt, daß ihm der schwere Versuch mißglückt ist. Vielleicht wäre es ihm mit einer anderen Frau gelungen. Aber mit der Frau, die er heiratete, als er zum zweitenmal geheiratet hat, kann nichts gelingen. Nein, jetzt wird er kein richtiger Deutscher mehr werden. Und so recht geglaubt hat er es ja sowieso nie. Er ist ein abgenutzter Mann, er hat keine Hoffnungen mehr für sich...

Manchmal möchte er sich mit seinem Jakob aussprechen. Aber er ist unbeholfen, der Jossel Fischmann. Da ist er nun der Vater, aber er kann nicht väterlich mit seinem deutschen Sohne reden. Jiddisch könnte er ihm alles sagen, was er auf dem Herzen hat, aber der Sohn würde ihn ja kaum verstehen. Und wahrscheinlich könnte er dem Sohne auch auf jiddisch nicht alles sagen... Was sollte er ihm auch sagen? Daß auch sein Vater die Frau haßt und sie nie geliebt hat und daß er nur wegen der Kinder noch einmal heiratete? Kann man denn das seinem Sohne sagen? Nein, das kann er, Jossel Fischmann, nicht... Ach, wenn er nur wirklich reden könnte! Kann er vielleicht deshalb nicht mit seinem Sohn sprechen, weil er sich in manchen Stunden verantwortlich fühlt für diese grausame Ehe? Muß er sich denn verantwortlich fühlen? Ist er denn wirklich schuldig? Hat er sich denn sein Leben ausgesucht, sein Unglück, seine Verlassenheit? Sucht sich denn der Mensch sein Leben aus...?

„Spielen Sie oder spielen Sie nicht?“ brummt Herr Klein. Er ärgert sich über die Stiche, die Herr Fischmann macht.

„Herr Fischmann träumt“, kichert Herr Wolf.

„Ich habe immer nur schlechte Karten“, entschuldigt sich Fischmann.

„Ihre Karten sind auch nicht schlechter als meine“, lacht Herr Weiß. „Sie können bloß nicht spielen.“

Ruth Lenz

WUNDERWEISSES PAPIER

Erzählung aus dem vorrevolutionären Spanien

Am Rande der Provinz La Mancha, abseits von den großen Fahrstraßen, die nach Madrid führen, stand auf einer der großen, sandigen Flächen ein kleines Dorf, Cueva genannt. Am Horizont vor ihm und hinter ihm erhoben sich kahle Berge aus rötlichem Gestein, die gegen Abend, wenn die Sonne unterging, lila aufleuchteten.

Das Dorf unterschied sich in nichts von anderen armen Dörfern des Landes. Die Häuser waren klein und weiß mit flachen Dächern; im Sommer, wenn die Hitze unentrinnbar schien, hatten die Häuser sackleinene Vorhänge statt Türen. Der größte Raum in jedem Haus war der Hof, der von den Hühner- und Ziegenställen und dem Wohngebäude so umschlossen

war wie ein Zimmer von den Wänden. Dieser Hof hatte einen in eben der Weise gestampften Lehm Boden wie der Wohnraum. In nichts unterschieden sich die Bauern von denen anderer Dörfer. Sie trugen schwarze Hemden, die über die Hose hingen, im Sommer einen großen breitrandigen Strohhut, das ganze Jahr leinene Sandalen mit Bastsohlen und ein Tuch um den Hals.

Die Frauen hatten schwarze Röcke und schwarze Kopftücher. Es sah aus, als gingen sie stets in Trauer zwischen ihren weißen Häusern umher, denn das Wasser war von ihren Feldern gewichen schon seit hundert Jahren zusammen mit den Bäumen des Waldes. Jenseits des Dorfes gab es einen kleinen Fluß, dessen Bett im Sommer meist ausgetrocknet war, mit grauen Steinen wie verwitterten Grabmälern.

Der Geistliche hatte ihnen gesagt, die Wasserarmut komme von der Sünde. So trugen sie Hitze, Trockenheit, Fliegen und Armut als Strafe Gottes, dachten nicht weiter mehr drüber nach, sündigten und setzten Kinder in die Welt, die, solange sie klein waren, nackt auf dem Lehm des Hofes herumkrochen.

Die Bauern hatten dunkelbraune Gesichter, die Alten mit vielen Runzeln und tiefgekerbten Strichen. Ihre Haut hing wie lockeres Leder, aber nicht wie müdes Fleisch, um die Knochen. Auch darin unterschieden sie sich in nichts von den armen Bauern der ganzen Welt, denen das Fett vom Leibe rinnt, zusammen mit dem Schweiß, wenn sie sich viele Male über die Erde beugen. Und schließlich — gleich vielen Bauern der Welt — hatten sie eine Leidenschaft: sie sangen. Sie sangen nach der Arbeit, wenn sie am Wegrand saßen; die Frauen sangen abends in der Stube, und die jungen Mädchen, wenn sie sich sonntags ein buntes Band in die Haare banden. Ihre Lieder nannte man Flamencos. Sie hatten eintönige, wilde Melodien, die plötzlich anstiegen und die Kehlen ausbeulten. Die Köpfe reckten sich dabei in die Höhe, als ob sie vom Hals abfliegen wollten. Dann sank die Stimme wieder hinab. Je plötzlicher und wilder das Lied stieg, umso höher und angesehener war die Kunst des Sängers. Sonntags saßen die Leute vom Dorf um einen solchen Meister und klatschten in die Hände, wenn er grell und hoch sang und riefen dazu: „Heh, heh, heh!“

Die Texte zu den Liedern waren sehr einfach, meist nur ein ganz kurzer Satz: „Der Grundherr ist gewaltig, er tut mit uns, was er will.“ Oder: „Die Erde ist trocken, sie zuckt wie der Fisch auf dem Land.“ Und die jungen Mädchen sangen, sie wären so arm, die Sonne und der Mond am Himmel gehöre ihnen, aber nichts auf der Erde; keinen Mann gäbe es, der nach ihnen schaue.

Eines konnten sich diese Bauern ebensowenig vorstellen wie eine feuchte Erde mit ewigfließenden Strömen: das war ein Land ohne Farben, in dem der Himmel nicht blau, und die Erde nicht rot oder lila leuchtet. Angesichts einer solchen Vorstellung hätten sie sicher geantwortet, daß die Menschen, die ohne die Farbe lebten, noch viel, viel ärmer sein müßten als sie.

Als die reichen Herren noch auf ihren Schlössern saßen, der König jedoch

schon aus dem Lande gejagt war, und allmählich junge Lehrer aufs Land gingen, um die Kinder zu unterrichten, kam auch nach Cueva ein junger Lehrer, Fernando. Früher, als das Kloster noch bewohnt war, waren einige Kinder in das Kloster zum Lernen gegangen, die meisten aber überhaupt nicht. Fernando hatte Landkarten mitgebracht, die sahen sehr bunt aus. Die Kinder erkannten mit Staunen, daß das Land auf den Karten nur eine Fläche war ohne Berge: die Berge jedoch waren wie Falten hineingezeichnet und braun wie die Erde, die Flüsse blau wie der Himmel und gewunden wie ein Ziegendarm, die Städte darauf dicke schwarze Punkte wie der Unrat von Ziegen, und die Dörfer kleine, schwarze Punkte wie der Unrat von Fliegen. Die Kinder lernten, daß ihr Dorf auf der Karte rechts von der Hauptstadt Madrid liegen müsse, daß ihr Landteil so braun aussehe, weil es eine Hochfläche sei, daß das Land bei Valencia so grün aussehe, weil es ein Tal mit viel Wasser und vielen grünen Pflanzen und daß dahinter wie unendlich viel aneinandergelegte Flüsse das Meer sei. Und der Lehrer lehrte die, die schon einzelne Buchstaben kannten, daß sich die verschiedenen Schwünge und Striche der Buchstabenformen in Gegenständen der Natur wiederholten, daß, wenn sie zum Beispiel ein großes „O“ auf den Rücken oder Bauch legten, alsbald die Gestalt einer Zitrone entstehe mit einer kleinen Nase davor, und er lehrte die, die noch keine Buchstaben kannten, daß, umgekehrt, Striche und Schwünge aus Gegenständen sich zu Buchstaben zusammenfügen ließen. Er verteilte an die Kinder Farbstifte, Wasserfarben und Pinsel.

In der ersten Malstunde bildeten sie alle eine Zitrone nach, die ihnen der Lehrer als Vorbild auf das Katheder gelegt hatte.

Plötzlich ging ein Lachen durch die Klasse. Der Lehrer, der in einem Buche las, sah erstaunt auf. Da hoben die Kinder ihre gemalten Zitronen hoch, daß es wie eine Schaar gelber Falter auf das Katheder zuwehte, und der Lehrer lachte auch. Es gab kein Kind in der Klasse, das sich langweilte. Nach einigen Mal- und Zeichenstunden teilte der Lehrer die Klasse, und er erlaubte dem eifrigsten Teil seiner Schüler, Gegenstände aus ihrer Vorstellung auf das Papier zu bringen. Er sagte ihnen auch, daß die älteren Geschwister am Abend, wenn sie Zeit hätten, in die Schule kommen könnten. Einige Kinder versuchten, Heiligen-Geschichten in Bildern wiederzugeben, einige die Landkarten abzuzeichnen. Zu Hause schlugen die schwarzgekleideten Mütter das Kreuz, als sie die Bilder sahen. Ja, zwar hatten sie in ihrer Jugend stricken gelernt, aber da bildete man nicht die Natur ab, sondern Schnörkel, unter denen sich niemand etwas vorstellen konnte, und die zum Kreuz eines Christus und zum flatternden Wickelband eines Jesusknäbleins auf dem Schoß der Mutter Maria gehörten. Die Väter schauten lange auf die Landkarten. Die Kinder erklärten, die blauen Linien seien fließendes Wasser und dort, wo es viel Wasser gäbe, sei alles ringsum grün, und bei Valencia gäbe es drei Ernten.

Berge, Wasser und Früchte auf ein kleines, weißes Stück Papier zu übertragen, so daß man sich zurechtfinden konnte, Farben und Räume zu

buchstabieren wie Worte, ohne daß man schreiben gelernt hätte, und doch einen Sinn daraus zu finden — das zog alle an. Damit fing sie an, „die Seuche“, wie die Geistlichen und Behörden später behaupteten.

In den Häusern, wo es Knaben gab, hing bald neben dem Öldruck der Mutter Gottes und dem Kalender eine bunte Landkarte. Über den Schlafstätten der Mädchen klebten gemalte Bilder biblischer Vorgänge. Und, wo es Knaben und Mädchen gab, gruppieren sich rechts und links von der Mutter Gottes die bemalten Papiere.

Die kleine Juanita hatte den Mannaregen in der Wüste abbilden wollen, doch weil sie Manna nicht kannte und ihr Tomaten eine herzhafte und wohl-schmeckende Speise schienen, ein der armen Juden würdiges Gottesgeschenk, ließ sie vom Himmel Tomaten regnen. Das gab viele schöne, rote Tupfen auf dem Papier. Die neunjährige Angelita hatte eine Schwäche für Streich-hölzer, so ließ sie einen Engel bei Anbruch der Nacht von Stern zu Stern gehen mit einem brennenden Zündholz, um die tagsüber farblosen Stern-gestelle anzustecken.

Unweit vom Dorf lag das Schloß des Herrn. Dem hatten die Bauern Ab-gaben zu entrichten für die kleinen, trockenen Felder, die sie von ihm in Pacht hatten — Gemüse, Eier und etwas Wein. Doch die Wein Hügel trugen in den trockenen Jahren schlecht und verlangten viel Arbeit. Das Schloß des Herrn lag auf derselben Ebene, auf der das Dorf lag; weiß und qua-dratisch stand es vor den hohen, rötlichen Bergen. Es hatte einen äußeren Hof und einen inneren Hof, den das Wohngebäude einfaßte. Es trug an jeder Ecke eine Zinne. Die Bauern kannten nur den äußeren Hof, dort nahm ihnen ein Inspektor die schuldigen Lebensmittel ab. Aber der kleine Pedro hatte hinter dem schwarzen Hemd seines Vater einmal einen Blick in den inneren Hof tun können. Dort stand in der Mitte ein Brunnen mit schönem, getriebenem Eisengitter. Ein Wasserstrahl schoß heraus und tränkte Blum-en, die ihn umgaben. Das erschien ihm als höchste irdische Pracht: Was-ser, das man nicht mühsam schöpfte, indem man sich viele Male bückte oder das man sich vom seltenen Regen stahl, Wasser, das sich an die Umwelt verschwendete, und das doch kein Fluß oder Regen war!

Als der Lehrer dem Pedro Farbstifte auf den Platz legte, nahm er sich den blauen heraus, zeichnete ein weißes, wackliges Quadrat mit Zinnen und ließ mitten aus ihm heraus einen blauen Strahl springen, hoch über die Mauern und braunen Felder hinweg, mitten in das Dorf hinein. Zu Hause legte er das Blatt auf den Tisch. Die Mutter schlug die Hände zusammen, der Vater nahm das Blatt in die Hände und murmelte etwas in den schwar-zen Bart wie: „Ist das nicht das Schloß des Herrn?“ Die Mutter fragte: „Was sagst du, Mann?“ Aber Pedros Vater schwieg schon wieder, so galt das Wort als nicht gesprochen.

Und damit kam zu der Seuche des Malens die Sünde ins Dorf, sagten spä-ter die Geistlichen und die Behörde.

Am Abend, ehe die Sonne ganz untergesunken war, sagte der Vater zum Pedro: „Gib mir ein Stück Papier und die Stifte!“ Und er setzte sich in den

Hof und nicht auf die Straße wie sonst und zeichnete sein Haus und den blauen Wasserstrahl, den er auf sein Feld hinter dem Haus niedergehen ließ.

In der Nacht darauf regnete es heftig, und die herausgestellten Gefäße wurden bis an den Rand mit Wasser gefüllt. Die Blätter standen am nächsten Morgen in hellem Grün.

„Der heiligen Mutter gefällt das Bild“, meinte die Mutter des kleinen Pedro. Das verbreitete sich im Dorf. „Die heilige Mutter gönnt uns das Wasser und den Kindern das Malen“, hieß es. Pedros Vater hörte nicht auf das Geschwätz der Frauen, und ehe die Sonne unterging, setzte er sich wieder in den Hof und zeichnete einen Garten zum Haus, und er malte sein Feld grün, rot und blau. Blau von dem Wasser eines Flübchens, das er in Kanäle leitete und reichlich durch sein Feld fließen ließ, rot von Tomaten und grün von Wein- und Zwiebelpflanzen. Am nächsten Tag setzte er sich noch einmal hin und ließ noch einige Hügel voll Weinstöcke hinzukommen, zu denen ein kleiner Weg von seinem Haus hinführte.

Das Malen von Pedros Vater blieb nicht geheim, und die Nachbarn, mit denen er sonst vor dem Hause saß, kamen herein und sahen ihm über die Schulter. Ihnen gefielen die fröhlichen Farben des Gartens und besonders das Wasser darin, und da auch ihre Kinder zu Hause Farbstifte hatten, begann bald der eine, bald der andere sein Haus mit einem großen Garten zu zeichnen und zu malen; und viel Wasser dazu, kurz all das, was in Wirklichkeit nicht vorkam. Und da es das viele Wasser nicht gab, sie es sich aber auf dem Papier genommen hatten, alle von dem Strahl, den Pedro aus dem Schloß des Herrn hatte emporschießen lassen, ließen sie auch ihre kleinen Gärten am Hausrand und ihre Felder mit dem Wasser zusammen sehr anwachsen, und nahmen sich Weinberge hinzu, die sie höher und höher und höher zeichneten, so hoch fast wie die roten Berge, aber in grüner Farbe. Da sie ihre gemalten Felder so ausbreiteten, mußten sie bald an das Schloß kommen. Statt Flamencos zu singen, saßen jetzt viele Bauern am Sonntag vor ihren Häusern und malten. Auch die, die nicht schreiben konnten, malten und buchstabierten so ihre Wünsche in die Welt. Fernando, der Lehrer, der abends durch die Dorfstraße spazierte, verbesserte hier und da einem die schiefen Striche; er zeigte ihnen auch den Gebrauch von Wasserfarben.

Da sagte einer eines Abends: „Ja, wir malen eigentlich unsere Felder zu groß, das gehört uns nicht mehr.“ Pedros ältester Bruder machte ein weißes Quadrat mit Zinnen, und er machte es ganz klein vor den vielen bunten Feldern und blauen Wasserstreifen. Aber es wurde immer noch nicht ausgesprochen, wem die großen Felder jetzt eigentlich gehörten, und was das für ein weißes Haus mit Zinnen sei.

Es kam wie ein Rausch über sie, fast jeder malte, und wenn es nicht der Vater war, so waren es seine Söhne und die kleineren Töchter und taten dem weißen Quadrat mit den Zinnen an, was sie konnten. Man malte die ägyptischen Plagen, und es regnete Heuschrecken über das kleine weiße

Quadrat mit den Zinnen. Das machte jeder unverändert, so wie es der kleine Pedro zuerst gezeichnet hatte. Man malte die Sintflut, eine gewaltige blaue Schwinge; die kam von einem Eck des Papiers und stieß hinunter auf das andere, dorthin, wo ein kleines weißes Quadrat mit Zinnen stand, zitternd und wacklig. Es gab noch ein zweites Bild. „Nach der Sintflut“, worauf grüne Flecken mit Häusern und Früchten auftauchten; und einer, der auch schreiben konnte, zeichnete ein Schild auf den größten, grünen Fleck, darauf stand: „Felder der Bauern Cuevas, das Dorf schwimmt weit hinten.“ Nach zwei Monaten war der Vorrat an Farbstiften und Papier zu Ende gegangen, und der Lehrer ging in die Stadt, um neues Material zu besorgen. Der Besitzer des Papiergeschäfts sagte zu Fernando, soviel Vorrat habe er gar nicht, was er denn mit den vielen Farbstiften und dem Papier mache. Fernando antwortete, er sei doch der Lehrer aus dem Dorf Cueva, seine Schüler und einige Bauern beschäftigten sich jetzt mit Malen. „Was malen sie denn immerfort?“

„Sie malen sich das Wasser, viel Wasser sogar, daß es fast das Schloß überschwemmt“, lächelte Fernando.

Aber der Kaufmann lächelte nicht und meinte, das wäre doch recht schlimm; aber Fernando meinte, es wäre nicht so schlimm.

Am Abend im Wirtshaus erzählte es der Geschäftsmann den Alcalden und dem Arzt der kleinen Stadt, und alle schüttelten die Köpfe. Sie hatten sich nie um das Dorf Cueva gekümmert, weil keiner der Bauern Geld zu ihnen trug. Es wären unsichere Zeiten ins Land gekommen, meinten sie, sogar Klöster und Kirchen hätten gebrannt, die Mönche wären schon lange aus der Gegend Cuevas fortgezogen, die Leute gingen sicher nicht mehr in die Kirche, dazu dieser junge, weltliche Lehrer — man müsse sich doch einmal um das Dorf kümmern, es gebe jetzt so viel Insubordination unter den Menschen. Am Sonntag sagten sie ihre Bedenken dem Geistlichen.

An diesem Sonntag saßen die Bauern Cuevas vor ihren Häusern, und der ältere Bruder Pedros sang einen Flamenco mit neuem Text. Er sang: „O Wunder, kleines weißes Papier, du bekommst Früchte und Felder. o Wunder, kleines weißes Papier, das Wasser fließt blau auf dir. und die Weinberge wachsen. Kleines, weißes Papier, du wirst größer als das Haus mit den Zinnen an den roten Bergen!“

Die Bauern schwiegen einen Augenblick, nachdem sie das Lied gehört hatten, dann schrien sie laut: „Heh, heh, heh“. klatschten in die Hände und sangen „Kleines weißes Papier, o Wunder, o Wunder!“

Im Laufe der kommenden Woche kam ein Pater in das Schulhaus und besah sich die von den Kindern gemalten Bilder im Schulzimmer. Er schlug die Hände zusammen und lief zurück in die Stadt.

Am Sonntag darauf kamen vier Mann der Guardia Civil. Es war um die Mittagszeit. Sie hatten Revolver und Säbel am Gürtel, sie gingen durch die Dorfstraße hindurch bis vor das Schulhaus, das war verschlossen. Sie klopfen. Der junge Lehrer schaute zum Fenster hinaus. Was man denn wolle? Er solle nur aufmachen, man werde schon sehen. Er schloß das Schulzimmer

auf. Die vielen Bilder der Kinder und Erwachsenen hingen ringsum an der Wand, an großen dicken Nägeln.

Wer denn das gemalt habe? „Die Kinder“, antwortete der Lehrer. Ob er nicht wisse, daß die Bilder aufrührerisch seien? Und sie legten ihm Handschellen an. Zwei begannen nun die Bilder von den Wänden zu reißen. Die Kinder kamen vor das Schulhaus gelaufen. Sie drängten sich vor der Tür des Unterrichtsraums. Plötzlich sprang der kleine Pedro vor und schrie: „Laßt unsere Bilder ganz!“ und er faßte den Gendarmen am Arm, um ihn am weiteren Abreißen zu hindern. Der wollte ihn abschütteln, doch Pedro hatte sich am Ärmel des Mannes festgebissen.

„Wirst du wohl!“ schrie der Gendarm. Ein Windstoß fegte in das Schulzimmer und trieb die Fetzen der Bilder auf die Straße. Die Kinder schauten mit aufgerissenen Augen. Hinter den Kindern standen jetzt die Männer des Dorfes, deren schwarze Bärte sich im Wind erhoben. Auch sie standen schweigsam mit starren Augen. Indes hatte der Soldat das Kind mit einem gewaltigen Ruck von sich geschleudert. Der leichte Körper flog durch den Raum und blieb an der Schwelle liegen, betäubt von der Wucht des Falles. Der Kopf hing nach unten, die Augen waren geschlossen.

„Das ist mein Sohn“, sagte da Pedros Vater und trat einen Schritt vor die Kinder.

„Um so schlimmer für dich“, sagte der Soldat, „es ist ein Hundesohn!“ Und durch das Schweigen der Kinder und Männer gereizt, stieß er das bewußtlose Kind mit dem Fuß von der Schwelle.

Da ballte Pedros Vater die Faust und holte zum Schläge aus. Doch der Gendarm hatte den Säbel gezogen und wollte dem Bauer über den Kopf schlagen, vielleicht nur mit der flachen Klinge. Pedros Vater versuchte mit der andern Hand, den erhobenen Arm aufzuhalten, die Klinge wendete sich dadurch nach unten und fuhr schräg über sein Gesicht. Blut strömte hervor und tropfte auf die neuen, hellen Leinensandalen. Er stürzte neben seinem Sohn hin. Der Gendarm, noch mehr gereizt, wies auf die roten Tropfen im Sand: „Da habt ihr Farbe zum Malen!“ Dann wandten sich alle vier zum Gehen und zogen den gefesselten Lehrer hinter sich her. Ein Schrei erhob sich aus dem Haufen der Bauern. Aber die vier Männer bogen schon um die Ecke der Dorfstraße.

Vielleicht war es erst dieser Schrei gewesen, ein langsam hörbar gewordenes Echo der Blutropfen im Sande — auf alle Fälle hatten plötzlich alle das dumpfe Gefühl, man habe ihnen etwas geraubt und werde sie noch weiter berauben. Und sie gingen alle rasch nach Hause und die, die noch Bilder hatten, nahmen sie von den Wänden und verbargen sie in der untersten Lade ihres Schrankes.

Am nächsten Tag, es war noch früh am Morgen, näherte sich eine Reiterkavalkade dem Dorfe. Einige Kinder sahen das Blitzen des Zaumzeugs in der Sonne und liefen auf die Felder zu ihren Vätern, um es ihnen zu sagen. Die Väter ließen ihr Ackergerät auf den Feldern stehen und rannten mit

ihren Kindern ins Dorf zurück. Die Spitze des Reiterzugs war schon in die Dorfstraße eingebogen. Sie ritten auf schönen, weißen Pferden, die noch heller schimmerten als die weißen, kleinen Häuser. Die Reiter sprangen ab und gingen in die Häuser. Dort schrien sie Männer und Frauen an, sie sollten den Rest der verdammten Bilder herausgeben, sonst würden sie schon sehen, was geschähe. Und sie machten sich daran, Kasten und Betten zu durchwühlen und kurz und klein zu schlagen. Die Männer standen dabei und schwiegen, fand aber einer von den Soldaten ein Bild, so taten sie ihre verschlungenen Hände auseinander und stürzten brüllend auf den Soldaten.

Das dauerte ungefähr eine Stunde. Als die Soldaten das Dorf verließen, zogen sie zehn Bauern gefesselt hinter ihren Pferden her.

Am Nachmittag lagen drei tote Männer aufgebahrt auf dem Platz vor dem Schulhaus. Darunter war auch Pedros Vater. Die schwarzgekleideten Frauen standen am Fußende der Bahren und starrten in die Gesichter der Toten. Dann trat Pedros Mutter vor und noch eine andere Frau und lösten ihren Männern vorsichtig etwas aus den starren Händen. Es waren Fetzen von zerrissenen Bildern. Sie glätteten sie mit viel Sorgfalt und nahmen sie mit nach Hause, dort bargen sie sie wieder in der untersten Lade ihres Schrankes.

Herta Gotthelf

ZWEI GEDICHTE

FLÜCHTLINGE 1938

Wir haben kein Haus
wir haben kein Geld.
Wir haben nicht einmal ein kleines Zelt,
das uns gehört.

Aber Wald und Sterne und grünes Feld
sind schön für uns.
Vögel sind unsre Freunde

und sitzen auf unsrer Hand,
und die Winde schenken uns Duft der Heimat
aus der wir verbannt.

Menschen sind hart und fremd und kalt,
aber die Blumen sehen uns freundlich an.
Blumen und Vögel und Sterne,
silberne Wolken und singender Wind
lieben uns,
weil wir heimatlos sind.

DEUTSCHLAND

Es kommt ein Wind von Deutschland her:
Blütenduft, Wiesenduft,
weißer Sand, salziges Meer.
Von Deutschland kam ein Sommerwind. . .

Von Deutschland kam ein anderer Wind:
tausendfach Marter, tausendfach Tod,
und alle Welt scheint grau und leer,
weil meine Brüder in Ketten sind.

Lion Feuchtwanger

EIN GEFANGENER AUF URLAUB

„Monsieur Trautwein, ans Telefon“, plärrte die kleine Tochter des Herrn Brousse, des Besitzers des Hotels Aranjuez, die Treppe herauf. Sepp Trautwein liebte es nicht, ans Telefon gerufen zu werden. Es gab dann immer eine unbehagliche Unterhaltung mit Herrn Brousse; Herr Brousse und Sepp Trautwein verstanden sich nicht gut. Herr Brousse war ein kleiner Rentner, auf den Centime bedacht; dabei hatte er als Südfranzose die Gewohnheit, sowie man eine im Augenblick entstandene Schuld im Augenblick begleichen wollte, vielwortig zu betonen, daß das durchaus nicht eile, es aber dem Schuldner auf Monate hinaus nachzutragen, wenn der dann nicht trotzdem auf sofortiger Begleichung bestand. Das führte zu Unzuträglichkeiten, und wenn Sepp ans Telefon gerufen wurde, das sich unten im Büro des Hotels befand, fürchtete er immer, Herr Brousse werde bei dieser Gelegenheit Reden führen, voll von schwer verständlichen Anzüglichkeiten.

Diesmal kam es nicht so. Herr Brousse wies vielmehr mürrischen Gesichtes, doch mit höflichen Worten auf den ausgehängten Telefonhörer und sagte: „Man verlangt Sie aus dem Hotel Crillon.“ Trautwein meldete sich mit einem gut münchenerisch ausgesprochenen Hallo. Aus dem Telefon fragte eine Stimme in schlechtem Französisch, ob man Monsieur Trautwein sprechen könne. Die Stimme bemühte sich, den Namen Trautwein französisch auszusprechen, so daß er wie Trotueng klang. Sepp Trautwein entnahm daraus, daß ein Franzose am Telefon sei, und versuchte seinestils in seinem bayrischen Französisch zu erklären, Herr Trotueng sei bereits am Apparat. Die Stimme verlangte nochmals, ziemlich hilflos, nach Monsieur Trotueng, ob der bei sich sei. Sepp Trautwein nahm an, der französische Inhaber der Stimme verstehe sein ungefüges Französisch nicht, und wiederholte noch eindringlicher seine Versicherung, Monsieur Trotueng sei bereits am Apparat. Endlich, in letzter Verzweiflung, fragte die Stimme in gutem Münchenerisch: „Sakrament, sind Sie das, Trautwein, oder sind Sies nicht?“ „Natürlich bin ichs“, erwiderte

unwirsch und erlöst Trautwein und dachte, wieviel Leiden doch das Exil mit sich bringe.

Es ergab sich, daß der Inhaber der Stimme Leonhard Riemann war, der Musikdirektor Riemann, der große Riemann, Sepp Trautweins Freund. Ja, Riemann und Trautwein hatten in Deutschland gute Freundschaft gehalten, allein das war vor Hitler gewesen, und Riemann hatte sich mit dem Regime ausgesöhnt. Sepp wußte, daß Riemann ein gänzlich unpolitischer Mensch war, sehr vorsichtig, ein Schisser, wie er, Sepp, sich ausdrückte. Als er gelesen hatte, Riemann werde nach Paris kommen, um drei Konzerte zu dirigieren, darunter eines in der Oper, hatte es ihm einen kleinen Stich gegeben. Er hatte sich gefragt, ob Riemann es wagen werde, sich bei ihm zu melden, dann aber hatte er die Frage beiseitegeschoben, er hatte nicht einmal mit Anna darüber gesprochen. Er hatte es, trotz allem, für selbstverständlich gehalten, daß Riemann sich bei ihm melden werde. Ob das aber auch Riemann für selbstverständlich hält?

Daß er sich jetzt meldete, überraschte Sepp und erfreute den impulsiven und sanguinischen Mann im Innersten. Überhaupt ließ sich dieser Mai gut an. Erst war die Nachricht gekommen, daß Friedrich Benjamin geschrieben hatte, daß er also am Leben war. Das war ein Sieg gewesen, der Sepp und seine Arbeit großartig bestätigte. Das Gefühl der Ohnmacht, der Lächerlichkeit, des nutzlosen Zornes, das ihn so lange bei dem Gedanken an das *fait accompli* erfüllt hatte, war mit einem Schlag entwichen. Jetzt erst spürte Sepp, wie tief sein gesunder oberbayrischer Wirklichkeitssinn gelitten hatte unter der Vorstellung, man kämpfe vielleicht, wahrscheinlich, um einen Toten. Solch ein Kampf um eine Leiche mochte in den Zeiten des Sophokles sinnvoll und tragisch gewesen sein: heute war er läppisch. Daß dieser jämmerliche Zweifel von ihm abgefallen war, hatte Sepp eine Erleichterung gegeben, wie er sie früher bei einer Bergwanderung gespürt haben mochte, wenn er, angelangt, den schweren Rucksack abwarf. Leicht und frei jetzt, in diesen strahlenden Maitagen, lief Sepp die Seinekais entlang. Wenn er die Blumen sah, die überall feilgeboten wurden, wenn er die sanfte, frische Luft atmete, das heitere Licht der Stadt Paris, dann fühlte er sich wie auf einer Ferienreise, die er früher um diese Zeit zu machen gepflegt hatte, und die Melodie, die er am häufigsten vor sich hinpfiff, waren die knappen, harten Takte des Marsches aus dem Judas Makkabäus. Auch sonst fügte sich alles gut in diesem Frühjahr. Die Vorbereitungen der Rundfunkaufführung der ‚Perser‘ waren nicht so schlimm, wie er gefürchtet hatte; wenn er ehrlich sein wollte, machten sie ihm sogar Spaß. Und jetzt zeigte sich überdies, daß Leonhard Riemann nicht der Lump war, zu dem er in der stickigen Luft des „Dritten Reichs“ leicht hätte werden können. Da steht er am andern Ende der Telefonleitung. Er hat sich bei ihm gemeldet. Das ist etwas.

Freudvoll und unwirsch also beschimpfte Trautwein den andern, daß er nicht gleich gesagt habe, wer er sei. Dann legte man fest, daß man sich am Freitag abend ausführlich sehen und sprechen werde.

Vergnügt fuhr Sepp wieder in sein Zimmer hinauf, mit der Zunge schnalzend.

Er freute sich schrecklich auf eine gründliche Aussprache mit Leonhard Riemann. Er hat Riemann ehrlich gern, der versteht etwas von Musik, und man kann sich gut mit ihm unterhalten. Er macht freilich viele und lange Umstände, ehe er etwas preisgibt, was die Tradition geheiligt hat; aber er ist trotzdem auch für heutiges empfänglich. Und wo es um Kunst geht, versteht er keinen Spaß. Er hat die Zähigkeit und den harten Willen, aus einem Orchester das Herauszuholen, was ihm vorschwebt.

Was Sepp an ihm am meisten stört, das ist das beamtenhafte Würdige, das er sehr früh angenommen hat. Dabei ist, das weiß Sepp genau, dieses würdige Beamtenhafte nur eine Maske, im Innern ist Riemann genau so ungebunden und burschikos wie er selber. Sonst hätte er es nicht all die Jahre so gelassen hingenommen, wie er, Sepp, ihn wegen dieser seiner Philistrosität frozelte. Ja, Sepp Trautwein hat in diesen Jahren des Exils die Unterhaltungen mit ihm bitter entbehrt. Daß Riemann mit Hitler seinen Frieden gemacht hat, ist natürlich schwer verzeihlich. Aber schließlich ist es doch verzeihlich, wenn man bedenkt, daß Riemann von jeher alle Politik ängstlich von sich weggestoßen hat. Schon vor Hitler haben Sepp und er darüber ständig gestritten. Übrigens liest man gelegentlich, daß Riemann, nicht als politischer, aber als anständiger Mensch, ab und zu gegen die Nazis aufbegehrt, und man hört auch, er habe sich für den oder jenen unter den Verfeimten eingesetzt und dadurch die Ungnade der Machthaber auf sich gezogen.

Auf alle Fälle war es erfreulich, daß er sich gemeldet hat, und der Freitagabend wird sicher gemütlich werden. Man hat so viele gemeinsame Erinnerungen, gute und schlechte. Man hat zusammen bei Ludwig Thuille und Max Reger Harmonie studiert. Man hat Pumpgeschichten und Gschpusi-Erlebnisse zusammen gehabt. Sepp stellt sich vergnügt das würdige, leicht gequälte, überlegene und dabei doch ein bißchen amüsierte Gesicht vor, mit welchem Riemann seine, Sepps, Anzapfungen aufnehmen wird.

Anna, wie Sepp ihr mitteilte, Riemann werde Freitag abend kommen, errötete freudig. Auch sie hat gelesen, daß er hier dirigieren werde, aber sie hat mit Sepp nicht darüber gesprochen. Sie hat es für unwahrscheinlich gehalten, daß er sich bei ihnen sehen lassen werde. Daß er es nun doch tut, ist ein Ereignis. Ja, daß Riemann es auf sich nimmt, sich zu kompromittieren, nur um Sepp einmal wieder zu sprechen, bestätigt ihr, daß nicht sie allein an Sepp als an einen großen Musiker glaubt, und daß ihr Sepp der Mann ist, Freunde zu halten, auch im Unglück. Kurz, man ist noch immer wer, trotz des gesellschaftlichen Abstiegs, und lächelnd, ein bißchen amüsiert über sich selber, freut sich Anna darauf, gelegentlich bei Pereyros einfließen zu lassen: „Übrigens, vorgestern hat Riemann bei uns zu Abend gegessen.“

„Das freut mich aber“, sagt sie strahlend, „daß wir Riemann einmal wieder zu sehen kriegen. Ich habe schon gelesen, daß er hier dirigiert. Es ist großartig, daß er bei uns angeläutet hat.“ „Das war doch selbstverständlich“, erwiderte Sepp und wußte schon nicht mehr, daß er log. „Da muß ich mich morgen gleich umtun“, sagte Anna, „damit wir ihm was Anständiges zu essen vorsetzen können.“ „Man könnte ja auch in ein Restaurant gehen“, schlug

Sepp vor, der wußte, wie schwer es Anna fiel, bei ihrer knappen Zeit und unter den ungünstigen Wohnverhältnissen im Aranjuez Tischgäste zu haben. Aber: „Nein, nein“, wehrte Anna ab. Sepp, gegen seine Gewohnheit, bestand nicht auf seinem Vorschlag; in seinem Innersten spürte auch er, daß es schon anständig genug von Riemann war, wenn er mit ihm zusammenkam, und daß die Einladung, sich mit ihm, dem Emigranten, in einem Restaurant zu zeigen, ein Zumutung gewesen wäre. Aber davon sagte er nichts.

Und dann kam der Freitag, und an ihm erschien wirklich Leonhard Riemann im Hotel Aranjuez. „Da da da da“, klopfte er das Achtelthema des Anfangs der Symphonie. „So klopft das Schicksal an die Tür“, hatte Beethoven diesen Anfang erläutert, und so klopfend war Leonhard Riemann in früheren Zeiten oftmals bei Sepp erschienen, wenn er überraschend kam oder ihm etwas Überraschendes mitzuteilen hatte.

Da also saß er leibhaft in dem überstopften Zimmer, in dem schwarzen Wachstuchsessel. Er hielt seine langen Beine hochgestellt, kerzengrade, er saß würdig, in der Haltung des hohen Beamten. Sein blasses, schmales Gesicht mit dem schütterten Haar hatte Farbe angenommen, als er Sepp wiedergesehen hatte. Er war größer als Sepp, sehr lang, leicht hohlbrüstig und hing ein wenig über. Er trug einen etwas altmodischen, langschößigen, korrekten Rock, wie er ihn immer getragen, er spielte mit seinen Handschuhen wie stets, und sein dünner Schnurrbart hing wie allezeit träumerisch und slawisch unter der dünnen Nase, gar nicht zu dem übrigen beamtenhaften Äußeren des Mannes passend.

Leonhard Riemann war einer der drei oder vier Dirigenten von Weltruf. Das Regime mochte ihn nicht, aber man war auf ihn angewiesen. Er war der letzte der ganz großen Dirigenten, die dem Reich dienten; es war so weit gekommen, daß das musikalischste Volk der Erde keinen Dirigenten hatte außer ihm. Man ehrte ihn also durch Titel und Würden, ließ ihn verdienen soviel er wollte und hatte ihm schließlich, da er darauf bestand, sogar gestattet, seine nichtarische Sekretärin beizubehalten. Trotzdem ging es ihm nicht gut. Er liebte seine Arbeit, aber es fehlten ihm für die ideale Verrichtung dieser Arbeit Menschen, auf die er angewiesen war. Es störte ihn bitter, innerlich und äußerlich, daß man Musiker und Komponisten vertrieben hatte, nur weil irgendeine idiotische Behörde aus politischen oder Rassegründen Anstoß an ihnen nahm, und daß er sich jetzt mit Ersatz begnügen mußte. Auch seine wahren Freunde und seine wahren Feinde hatte man vertrieben, und inmitten des lärmenden Betriebes, der um ihn war, fühlte er sich einsam im „Dritten Reich“.

Er hatte sich ehrlich darauf gefreut, mit seinem alten, guten, grimmigen, groben, lärmenden, törichten Freund Sepp Trautwein zusammen zu sein. Als er indes Trautweins Zimmer betrat, als er jetzt nach der mehr als zweijährigen Trennung dem Freunde das erstemal wieder gegenüberstand, überkam ihn eine peinvolle, lähmende Betretenheit. Wenn er sich, in Deutschland, Sepp vorgestellt hatte, wie der wohl in Paris lebe, so hatte er leichtfertig und bequem an ein Paris gedacht, wie er es als Tourist kennengelernt hatte, an eine

wunderschöne Stadt, die schönste der Welt, mit heller, silbriger Luft, und leichtem Leben. Freundliche Assoziationen waren in ihm wach geworden, Place de la Concorde, Triumphbogen, Seinekais, Place de Vosges, gute Restaurants, nette, leicht zugängliche Frauen, Luft und Leben unbeschwert. Natürlich hatte er in Deutschland gehört, wie schlecht es den Emigranten gehe; aber ein anderes ist ein allgemeiner Bericht; ein anderes die leibhaftige Anschauung. Das traurige, schlecht gelüftete Hotel Aranjuez mit seinem übelriechenden Aufzug, Sepps dürrtisches, vollgestopftes Zimmer, seine schlampige Kleidung, das setzte jäh anstelle des falschen Bildes, das sich Riemann vom Leben des Freundes gemacht hatte, die triste Wirklichkeit. Plötzlich wußte er, daß das Paris Sepp Trautweins nichts zu tun hatte mit dem Paris der liebenswürdigen, englisch und deutsch sprechenden Portiers, der Nachtlokale, der guten Restaurants, des Louvre, sondern, daß es ein Paris war, voll von nissigen, überarbeiteten Polizeibeamten und schlecht gelüfteten Büros, das Paris müder, halbzerriebener Menschen, die sich, behindert durch die fremde Sprache, um Brot zum Essen und um Luft zum Atmen abrackern mußten. Riemann hatte sich nicht klargemacht, daß Sepp nicht mehr der gepflegte, wohlhäbige Mann sein werde, den er in Deutschland gekannt hatte, und der Anblick des heruntergekommenen Menschen und seines schäbigen Rahmens verstörte ihn geradezu.

Dann aber beschaute er den Freund näher. Der storchte durchs Zimmer, die Füße nach innen gestellt wie immer, krächte, schnalzte mit der Zunge, und jetzt sah Riemann nurmehr den Mann, nicht mehr seine Umwelt, und in ihm war Freude. Nein, sein Freund Sepp Trautwein hatte sich nicht verändert.

Sepp seinerseits strahlte, wie er den andern in dem Wachstuchsessel sitzen sah, die Knie steif hochgezogen, langsam von Gebärden, umständlich, geheimräthlich, oder vielmehr staatsrätlich; denn Riemann war Staatsrat geworden. Sepp mußte diese seine Freude laut äußern. „Wie staatsrätlich Sie dasitzen, alter Riemann“, erklärte er, allerbesten Laune, und schnupperte wohligh den Essensgeruch ein, der von der primitiven Küche herkam, wo Anna und Frau Chaix hantierten.

Riemann hatte von Anfang an damit gerechnet, daß ihn Sepp wegen seiner Stellung im „Dritten Reich“ frozzeln werde, und hatte sich vorgenommen, das gelassen hinzunehmen; er war auch bereit, sich mit Sepp, wenn es sich so fügen sollte, über die Gründe auszusprechen, die ihn in Deutschland festhielten. Er erwiderte also nur: „Verändert haben wir uns wenig, alle beide, hoffe ich“, und er begann von alten Dingen zu reden, dummen und gescheiten, von beruflichen Geschehnissen, von der harten und komischen Zeit ihres Anfangs, von Faschingsredouten und Lausbubenstreichen und ins Blaue zielendem Ehrgeiz. Riemanns Erinnerung idealisierte das alles, Sepp rückte es wieder ins Reale herunter, da sah das meiste derb aus, manchmal ein bißchen dreckig, aber gewöhnlich humorig. Man hatte wirklich erstaunlich viel Gemeinsames erlebt. Riemann hatte überall mitgetan, immer langsam, zögernd, umständlich, vorsichtig; aber ausgeschlossen hatte er sich zuletzt doch niemals, er war kein Spaßverderber, er war es auch heute nicht.

Anna kam. Sie hatte sich, nachdem sie ihre Kocharbeit beendet, noch ein wenig zurechtgemacht, die Freude verschönte sie, sie sah großartig aus. Riemann fand, daß es diese gut angezogene, damenhafte Frau mit seinem schlampigen, lärmenden, ungeschlachten Freund wahrscheinlich nicht immer leicht habe, jetzt, in dieser Emigranten-Umwelt schon gar nicht.

Man aß und trank. Anna war aufgekratzt, und die beiden Männer bemühten sich, ihr vorzuführen, was für tolle Kerle sie in ihrer Jugend gewesen seien. Sepp räumte seinem Freunde Riemann ein gutes Teil an ihren früheren Streichen ein. Ja, Riemann war ein Hinterfotziger, ein Tausendsassa gewesen, bei all seiner Duckmäuserei, und der Staatsrat lächelte, nachsichtig und geschmeichelt, wie Sepp das in Gegenwart der Dame Anna unterstrich.

Es war häufig Riemann gewesen, der den Punkt aufs I gesetzt hatte. Da war etwa die Geschichte mit der Mali vom Café Prinzregent. um die alle sich bemüht hatten. Gekriegt hat sie schließlich der Fraueneder. Der hatte ihr dann ein Kind gemacht, und wie es darum ging, das Geld aufzubringen für den Arzt, der dem Mädchen von dem Kinde helfen sollte, hatte er sich drücken wollen, der Bazi, und hatte sich überhaupt äußerst schofel benommen. Da war es Riemann gewesen, der einen neuen Text gedichtet hatte für den Chor aus der Neunten Symphonie, diesen neuen Text, mit dem sie den Fraueneder so lange zwiebelten, bis der am Ende doch zahlte. Es hatte aber dieser Text gelaftet: „Das find ich fürwahr nicht rechtlich, /Das entspricht nicht der Moral: /Man verkehrt nicht erst geschlechtlich/ Und wird hinterher brutal.“

Riemann, nach seinem ebenso trübseligen wie würdigen Dasein im „Dritten Reich“, genoß doppelt die angenehme Unbekümmertheit dieses Abends. Ihm war zumute wie einem jener alten Herren, die sich bei studentischen Stiftungsfesten mit Mütze und Band kostümierten und sich ihre Jugend vorzuspielen pflegten. Auch Anna war sehr aufgekratzt und bedauerte nur, daß der ebenso anspruchslose wie verwöhnte Riemann die Köstlichkeit der Gerichte, auf deren Zubereitung sie Geld und Mühe verwandt hatte, nicht recht zu würdigen verstand.

Gegen Ende des Mahls sprach man von Ernsthafterem. Riemann wollte zwar das Programm des ersten Konzerts, das er jetzt in Paris dirigieren wird, mit seiner geliebten Fünften Symphonie abschließen, für den Beginn aber hatte er Vorspiel und Karfreitagszauber aus dem Parsifal angekündigt, und Sepp machte sich lustig über diese Zusammenstellung. „Wenn Sie den heiligen Kitsch nicht spielten“, fragte er, „dann hätten die Gralshüter da drüben Sie wohl nicht zu uns herübergelassen?“ „Er fängt schon wieder an mit seiner Politik“, sagte entschuldigend Anna zu Riemann, „er kann halt den Mund nicht halten.“ Riemann hatte ein dünnes, verstehendes Lächeln und zupfte an seinem Schnurrbart.

Anna, ohne langen Übergang, erzählte von der bevorstehenden Rundfunkaufführung der ‚Perser‘. Riemann wurde ganz aufgeregt, als sie berichtete, daß diese Aufführung schon in der übernächsten Woche stattfinden werde, am Mittwoch. Es lockte ihn sehr, die Aufführung zusammen mit Trautwein an-

zuhören. „Eigentlich aber“, meinte er, nachdenklich, „habe ich Mittwoch schon Probe in Brüssel.“ „Machen Sies doch möglich“, bat Anna, „einen Tag länger zu bleiben. Es wäre fein, wenn Sie die Aufführung zusammen mit uns anhören könnten“, und sie schaute ihn mit ihren schönen, glänzenden Augen dringlich an. Trautwein räusperte sich und knurrte unbehaglich. Aber: „Ich bleibe“, erklärte mit raschem Entschluß Riemann. „Müssen die in Brüssel sich halt mit einer Probe weniger begnügen.“ Anna war glücklich, auch Sepp war gerührt von Riemanns schneller Bereitwilligkeit.

Wie man dann das Eis aß und dazu von Annas Champagner trank, dem man wirklich nicht anschnoekte, ein wie billiger Gelegenheitskauf er war, kam es zum ersten ernstlichen Zusammenstoß. Es fiel der Name des Kapellmeisters Nathan, den die Nazi aus ihrem Reich herausgejagt hatten, und der jetzt in New York Trimphe feierte. Trautwein konnte sich die Äußerung nicht verneifen, Riemann werde sich wohl trotz aller Menschenliebe freuen, diesen Konkurrenten los zu sein; es war aber Kapellmeister Nathan neben Riemann Deutschlands beliebtester Dirigent gewesen. „Daß er das ‚Deutsche Requiem‘ zu weichlich nimmt“, scherzte böartig Trautwein, „scheint mir kein hinreichender Grund, ihn aus Deutschland herauszujagen.“ Sowie nämlich auf Nathan die Rede kam, pflegte Riemann zu bedauern, daß dieser begabte Dirigent seine Neigung fürs Weichliche nicht zügeln könne, siehe seine Aufführung des Deutschen Requiems. Aus einem versteckten Schuldgefühl heraus nahm Riemann, der sich bis jetzt beherrscht hatte, gerade diesen Scherz krumm. Das klang ja beinahe so, als vermute Sepp, er, Riemann, habe mit den Nazi geteekelt, um den Konkurrenten aus seinem Bereich hinauszubeißen. Sein blasses Gesicht lief rot an. Natürlich, sagte er, bedauere er wie jeder anständige Mensch Nathans Schicksal, und er habe sein Möglichstes getan, ihm bei den Bonzen zu helfen. Aber gerade den Fall Nathan sollte man eigentlich nicht gegen die Nazi ausspielen. Man könne einen recht guten musikalischen Geschmack haben, und es könnten einem die Mätzchen Nathans dennoch so zuwider sein, daß man ihn halt, wenn man die Macht dazu habe, vor die Tür setze. Und ehe Trautwein darauf erwidern konnte, fuhr er verbissen und streitbar fort: „Gewiß sitzen heut an hohen und höchsten Stellen Menschen, die von Kunst einen Schmarren verstehen und trotzdem überall dreinreden. Aber was in der weimarer Zeit herumgewimmelt hat, mein Lieber, das hat auch manchmal nicht unterscheiden können, ob einer singt oder bläst.“ Sepp lief täppisch in dem vollgestopften Zimmer hin und her; Anna fürchtete schon, er möchte Geschirr oder sonstwas herunterwerfen. Er hörte aus dem, was der andre sagte, nur heraus, daß der das Regime verteidigte, die Barbarei, die geistlose Gewalt, die scheußlichste, die man seit Menschengedenken erlebt hatte. Er empörte sich. Grimmigen Gesichtes, mit heftigen Gesten, eiferte er gegen Riemann, wurde unsachlich, krächte böartig. Wie könne man ein solches Regime verteidigen? Gut, es habe Riemann zum Staatsrat gemacht und verleihe ihm märchenhafte Bezüge: aber sei das ein Äquivalent dafür, daß Riemann, wenn er ihn, Sepp, sehen wolle, sich heimlich zu ihm schleichen müsse wie zu einem Diebsgeschäft?

Riemanns blasses Gesicht färbt sich, seine verträumten Augen unter der hohen Stirn starren erregt. Aber er hatte sich das Wort gegeben, sich von Sepp nicht reizen zu lassen. Um seine Haltung zu wahren, quirlte er mit der Gabel in seinem Champagner, führte das Glas zum Mund, stellte es wieder zurück ohne zu trinken, zupfte nervös den langen melancholischen Schnurrbart. War dieser Sepp denn ganz gottverlassen? Hatte er allen Sinn für die Wirklichkeit verloren? Wußte er nicht, daß man im „Dritten Reich“ von Launen gewisser Leute abhängig war, daß dort immerzu ein Schwert über einem hing? Sah er nicht, was das bedeutete, daß er, der Staatsrat Riemann, hier saß bei den Emigranten? Das war ein Risiko, mein Lieber, daraus konnten einem allerlei Unannehmlichkeiten erwachsen. Und Unannehmlichkeiten im „Dritten Reich“, das ist schlimmer als hier in Frankreich das Bagno. Weiß dieser Sepp das nicht? Riemann tut sich nichts zugute darauf, daß er hier sitzt. Er ist aus innerstem Bedürfnis hergekommen, es ist ihm ein Herzenswunsch gewesen, den Freund zu sehen. Aber tapfer ist es immerhin. Nicht jeder hätte den Mut dazu aufgebracht. Und da kommt ihm dieser Sepp gemein. Aber davon darf er nichts laut werden lassen. Er muß sich bezähmen. Er sieht ja, wie es dem andern geht. Der sitzt im Dreck, halbproletarisiert, entwurzelt. Er weiß, wie Sepp an der Heimat hängt, an München, an der deutschen Musik. Deutsche Musik, das ist etwas anderes, mein Lieber, als pariser Musik. Es ist kein Wunder, daß einer, der so vieles bitter entbehren muß, hysterisch wird, und man darf es nicht so genau nehmen, was einer in einer solchen Lage alles herausschleimt.

Riemann wollte also nicht mit Sepp rechten. „Mein Lieber“, begnügte er sich nach einigem Schweigen zu sagen, sehr beherrscht, „einige Leute finden, wer in der Emigration sitzt, der sitze in der Etappe, und wir, die wir innerhalb des „Dritten Reichs“ für das kämpfen, was dort von Kunst und Kultur geblieben ist, wir kämpften an der Front.

Nein, nein“, begütigte er, da Sepp sich anschickte, heftig zu erwidern, „ich sage nicht, daß das mein Standpunkt ist, ich führe es nur an, weil Sie mir unrecht tun. Bleiben Sie doch sachlich, Sepp. Ich gebe zu, ich lege nicht gerade Wert darauf, mich mit ihnen in der Öffentlichkeit zu zeigen: aber daß ich mich zu Ihnen geschlichen hätte, das ist einfach nicht wahr. Ich würde es mir nie verbieten lassen, Sie zu sehen. Ich habe zum Beispiel das Bankett abgelehnt, das die Deutsche Botschaft heute abend für mich geben wollte, und statt dessen sitz ich hier bei Ihnen. Ich sage das nicht, um mich zu rühmen: Sie sind es, der mich zwingt, mich zu verteidigen.“ Er verstummte, quirlte seinen Champagner, lächelte versöhnlich, gutmütig, freundschaftlich. „Als ich Ihnen telefonierte, Sepp“, sagte er und schaute gar nicht mehr staatsrätlich aus, „habe ich nicht beabsichtigt, durch meinen Besuch bei Ihnen zu demonstrieren. Ich wollte einfach meinen alten Freund Sepp sehen.“

Das, was Riemann da sagte, klang nach etwas, aber im Grunde, das wußte Trautwein, war es dennoch falsch. Und weil ihm keine rechte Erwiderung einfiel, wurde er doppelt ausfällig. „Sie sind schlimmer, Riemann“, sagte er,

„als diejenigen, die mit Haut und Haar Nazi sind. Wahrscheinlich bilden Sie sich viel darauf ein, daß Sie in einzelnen Fällen Gutes stiften. Aber das nützt Ihnen einen Dreck. Sie machen den Nazi gute Musik. Sie stärken das Prestige der Nazi: Sie sind ein Schädling. Wenn wir in Deutschland wieder an die Macht kommen, und wenn die Radikalen Sie an die Wand stellen, ich würde das durchaus begreifen.“ Er lief wieder auf und ab, er griff nach seinem Glas; hastig, unmanierlich schüttete er den Champagner hinunter und stellte das Glas heftig zurück. Dann, mit tückischem Gesicht, herausfordernd, brummte er den Gefangenenchor aus dem ‚Fidelio‘: „Seid leise, haltet euch zurück, / Wir sind belauscht mit Ohr und Blick.“ Dürfen Sie das in Deutschland noch spielen?“ fragte er. „Wahrheit wagt ich kühn zu sagen/ Und die Ketten sind mein Lohn“, dürfen Sie den ‚Fidelio‘ überhaupt noch spielen?“ Anna versuchte abzulenken. „Helfen Sie mir ein bißchen, Riemann“, bat sie. „Wenn er sich noch so sehr aufführt, er hört ja doch auf Sie. Sagen Sie ihm, daß er selber ausschaut wie ein Gefangener aus dem ‚Fidelio‘, und daß er ein bißchen mehr auf sein Äußeres halten soll.“

Aber Riemann achtete nicht auf Anna. In ihm arbeitete das, was Trautwein ihm so grimmig hingeschmissen hatte, er kaute daran, es ließ ihn nicht los. Er saß da, atmete beschwerlich, sein langer Oberkörper mit dem schmalen Kopf, der durch die Kuppelstirn trotzdem schwer wirkte, sank vornüber und berührte beinahe die Knie, die hoch über den niedern Sitz des Sessels emporragten. Beinahe eine Minute saß er so, schweigend. Dann, mit seiner leisen Stimme, höher als sonst und ein wenig heiser, fing er an, er redete aber mehr für sich als für die andern. „Wie ich in dem Zug nach Paris saß“, sagte er, „hab ich gedacht, jetzt endlich könnte ich wieder einmal aufatmen. Jetzt hab ich vierzehn Tage Ferien, hab ich gedacht, jetzt kann ich meine Musik machen und brauche mich um nichts sonst zu kümmern. Ich kann mit Ihnen reden, Sepp, hab ich mir gedacht, wie mit einem Menschen, nicht wie mit einem Untersuchungsrichter oder Polizeiagenten, und es werden vierzehn Tage sein, so wie man sie früher hatte. Statt dessen jammern Sie einem vor, was man sich selber den ganzen Tag vorjammert. Was wollen Sie denn von mir? Warum sagen Sie mir das denn? Glauben Sie vielleicht, es ist mir angenehm, das alles mitanzuschauen, was sie dort anrichten, und dazu das Maul zu halten? Ich habe für den Rundfunk ein Konzert vorbereitet, wie man es in Deutschland seit Jahren nicht gehört hat, und dann hat man es im letzten Moment absagen müssen, weil einer von den Bonzen das Bedürfnis gehabt hat, seinen Schmarren herauszuschleimen. Glauben Sie, das ist angenehm? Ich komme zu den Philharmonikern, und da sitzt auf einmal auf dem Platz des Bernhard, Sie wissen schon, der Bernhard mit dem Embryoschädel, und da sitzt also statt dem irgend ein Klachl, von dem man froh sein muß, wenn er kein H greift statt eines B. Und der Bernhard ist fortgeschickt, weil er nicht hat nachweisen können, daß schon sein Großvater getauft war. Glauben Sie, das ist angenehm? Und den Manz haben sie zum Fenster hinausgeschmissen, weil er einmal Sozi gewesen sein soll, aber in Wahrheit, weil die Pastini was mit ihm angefangen hat,

und der Rickert, der früher was mit ihr gehabt hat, war eifersüchtig, und ich hab also den Kurwenal von heut auf morgen umbesetzen müssen. Glauben Sie, das ist angenehm? Sie sitzen hier, Sie lesen sowas in der Zeitung, Sie hören irgend etwas davon läuten: aber wenn Sie danebenstehen müssen, wenn Sie es mitansehen müssen, Tag um Tag, und es ist alles noch viel schlimmer, als es in den Zeitungen steht, und Sie müssen das Maul halten und dazu Musik machen, mein Lieber, das ist keine Kleinigkeit. Wenn sie Beethoven gespielt haben, und hernach sollen Sie das Horst Wessel-Lied spielen: probieren Sie einmal, Sepp, wie das tut.“

Sepp war vor dem andern stehengeblieben und blickte hinunter auf dieses jämmerliche Stück Mensch, das dahockte wie auf dem Lokus. Was Riemann sagte, bewegte ihn; er konnte sichs aber doch nicht verkneifen, ihm die Antwort zu geben, die ihm seit den ersten Worten dieser großen Klage auf den Lippen geschwebt war. „Wer hats Ihnen denn geschafft, mein Lieber?“ fragte er, grimmig, trocken, höhnisch.

Riemann aber, statt aller Antwort, schaute plötzlich hoch und fragte ängstlich: „Sind wir nicht ein bißchen laut geworden allesamt?“ Er selber war es bestimmt nicht, er hatte dringlich, doch sehr leise gesprochen und: „Sagen Sie, kann man hier nebenan nicht hören?“ fragte er besorgt.

„Nein“, beeilte sich Anna zu erwidern, noch ganz verstört durch Riemanns Ausbruch, „nein, man kann nicht. Übrigens ist um diese Zeit auch niemand zuhause.“ Trautwein aber schaute fast mehr mitleidig als verächtlich hinunter auf seinen Freund, diesen Wasch- und Jammerlappen. Er spürte keinen Groll mehr. Er sah jetzt erst, wie sehr sich Riemann verändert hatte. Wohl war sein Gesicht dasselbe und seine Haltung; doch das, was Trautwein erst so recht das Bild eines Menschen gab, die Stimme, diese Stimme Riemanns, die war verändert; an seinem Ausbruch und jetzt an seiner ängstlichen Frage hatte Sepp das gehört. Ja, der ganze Mann war ein anderer geworden, er war zerrieben, erschöpft, seine Lebenskraft war aufgezehrt. Und hatte Trautwein manchmal in seinem Heimlichsten Riemann beneidet, daß er in Deutschland bleiben und dort Musik machen konnte, jetzt war in ihm nichts als Bedauern mit dem Freund. Er war froh, daß er selber zur rechten Zeit das kranke Land verlassen und seine Seele gerettet hatte.

Nach einer Weile faßte sich Riemann, lächelte verlegen, als wollte er seinen Ausbruch entschuldigen, und wurde wieder zum Staatsrat. Später begann er sachlich aufzuzählen, was alles er in Deutschland den Widerständen zum Trotz habe durchsetzen und wie viele verdiente Musiker er habe retten können. Doch Trautwein ließ nicht mit sich feilschen. Unerbittlich konstatierte er: „Vor der Musikgeschichte kommen Sie damit nicht durch. Es gibt keine unpolitische Musik. Wenn Sie heute als Musikdirektor des „Dritten Reichs“ Musik machen, dann machen Sie schlechte Musik, und wenn sie noch so gut ist. Wer für gemeine Ohren Musik macht, macht gemeine Musik.“

Diese Meinungsverschiedenheiten hinderten übrigens nicht, daß man später wieder sehr freundschaftlich wurde. Riemann erzählte, er falle jedes Jahr zwei- oder dreimal in Ungnade, werde kaltgestellt, und dürfe ein paar Wo-

ehen nicht dirigieren. Diese Zeit pflegte er zum Komponieren von Sonaten zu verwenden. Er habe in diesen zwei Jahren fünf Sonaten komponiert. Trautwein hatte nie ein Hehl daraus gemacht, daß er die Kompositionen Riemanns eklektisch fand, langweilig. Grinsend, trocken und herzlich erwiderte er, da wünsche er sich und seinem Freund nur, daß der möglichst lange nicht mehr bei seinem „Führer“ anecke.

Riemann blieb bis nach Mitternacht, er spürte offenbar den Drang, zu schwatzen und sich aufzusperren und als er schließlich ging, bat er Trautwein, er möge ihn ein Stück Weges begleiten, Sepp fragte gutmütig, ob das denn nicht für Riemann gefährlich werden könne, wenn er sich mit ihm auf der Straße sehen lasse. Dann aber gingen sie ein großes Stück Weges zusammen, wie sie in ihrem Leben viele Wege zusammen gegangen waren. Erst an der Place de la Concorde, wo Riemann wohnte, trennten sie sich. Trautwein bestieg seinen Autobus, und Staatsrat Riemann ging rund um den hellerleuchteten Platz, mit etwas steifem Schritt, ein bißchen vornüber-geneigt, und verschwand im Eingang des Hotels Crillon.

Sepp stand der Rundfunkaufführung der ‚Perser‘ nach wie vor geteilten Gefühles gegenüber. Er wohnte einigen Proben bei, und es ergab sich bald, daß er sich mit dem Dirigenten und dem Orchester schlecht verstand; das, was er wollte, kam nicht heraus. Doch er war im Exil, er war im Gastland, er schlug nicht Krach, wie er das in Deutschland getan hätte, und auf die Frage, wie er zufrieden sei, rang er sich die Antwort ab: „Oh ça va très bien.“ Von der Anna ging in dieser Zeit eine gradezu ansteckende Freude aus. Das Gefühl, daß nun bald alle Welt das Werk ihres Sepp hören werde, und daß sie es war, die das geschafft hatte, beschwingte sie. Dazu kam, daß Riemann sich bereit erklärt hatte, die Aufführung gemeinsam mit ihnen anzuhören. Wo es sich um ihren Sepp handelte, war sie geltungssüchtig, und Riemanns Zusage war ihr eine wichtige gesellschaftliche Bestätigung. Sogleich, noch am Abend von Riemanns erstem Besuch, war ihr die Idee gekommen, ein paar Leute einzuladen, ihnen bei dieser Uraufführung Gesellschaft zu leisten, wie das in Deutschland selbstverständlich gewesen wäre, und sie freute sich auf den Glanz, den die Anwesenheit Riemanns einem solchen **Zusammensein** verleihen mußte.

Als sie daran ging, ihre kleine Gesellschaft vorzubereiten, bekam sie wieder einmal schmerzhaft den Unterschied zu spüren zwischen ihrem Heute und ihrem Gestern. Wie ernsthaft und gleichzeitig behaglich hätte sie einen solchen Abend in ihrem münchener Haus machen können. Hier in Paris hatte man kein Zuhause. Wo sollte man die rechten vier Wände hernehmen, den rechten Rahmen, um so was wie Zusammengehörigkeit herzustellen? Hier zerfloß alles in vager Unpersönlichkeit. Sie kam schließlich auf den Ausweg, sich das Sonderzimmer eines Cafés reservieren zu lassen, wo Trautwein und seine Freunde manchmal zu politischen Aussprachen zusammenkamen. Es war ein kahler, nüchterner Raum, dennoch hoffte sie, so etwas wie Atmosphäre schaffen zu können.

Es kostete auch ein Kopferbrechen, die richtigen Hörer zusammenzubringen. Sepp zeigte wenig Interesse für die Veranstaltung. Wenn sie ihn fragte: „Soll ich den einladen oder jenen?“ dann erwiderte er: „Ach, mach das doch wie du willst.“ Sie wollte Wohlgemuth bitten, Elli Fränkel, das Ehepaar Simmel, die Pereyros. Die Gäste, die Sepp schließlich eingeladen wissen wollte, waren etwas bedenklich. Er wünschte sich den alten, guten Ringeis, den Musikkritiker Sahling, vor allem aber, und das beunruhigte Anna ernstlich, Tschernigg und Harry Meisel. Als sie gegen diese beiden letzten leise Einwände erhob, wurde er sogleich heftig. Sein Freund Tschernigg sei schließlich an den ‚Persern‘ nicht ganz unbeteiligt, und Harry Meisel habe mehr Gefühl für Musik als die ganze übrige Blase zusammen. Behutsam wies Anna darauf hin, Riemann habe ihrehalb Proben abgesagt, man schulde ihm einige Rücksicht, und es sei sehr möglich, daß Tschernigg und Harry Meisel, unbeherrscht, wie sie nun einmal seien, den korrekten, maßvollen Herrn peinlich störten. Doch Trautwein erklärte querköpfig, auf Menschen, welche sich durch die Anwesenheit Tscherniggs oder Harry Meisels gestört fühlten, verzichte er. Anna fand sich also drein.

Es gelang ihr wirklich, den tristen Raum ein bißchen behaglicher zu machen. Sie probierte die Akustik aus, sie traf Maßnahmen, zu verhindern, daß zu viel Lärm von außen eindringe, und sie stellte ein abwechslungsreiches Buffet zusammen. Billig war das nicht; aber Monsieur Pereyro hatte ihr versprochen, aus den Rundfunkleuten ein hohes Honorar herauszupressen.

Dann also kam der Abend. Man versammelte sich programmäßig, und es klang, endlich, die Musik auf, die aufklingen zu machen Anna sovieler Mühen auf sich genommen hatte. Sie erinnerte sich der unzähligen Laufereien zu Pereyros, zu den Rundfunkleuten, des vielen Gelächels, der Myriaden freundlicher Worte, die sie sich hatte abzwingen müssen, wo sie am liebsten geschimpft und geflucht hätte. Sie erinnerte sich des bitteren Abends, an dem sie Sepp hatte allein lassen müssen. Aber jetzt wurde ihr das alles herrlich vergolten, jetzt klang sie auf, die Musik ihres Sepp, das Werk seines Lebens, jetzt zeigte es sich, daß sie keine Närrin gewesen war, die ihre Hoffnung auf eine Null gesetzt hatte. Mit Inbrunst hörte sie auf die Musik, die aus dem Apparat kam. Sepp hatte sie ihr oft vorgespielt; aber was waren die Andeutungen des Flügels oder des Pianos, verglichen mit der Fülle des Orchesters. Auch die andern, die in dem kleinen Raum versammelt waren, die Simmel und Pereyro und Wohlgemuth und Elli Fränkel, waren geschulte Hörer, sie verstanden mit Anteilnahme zu lauschen, mit Hingabe, und ohne einander zu stören. Mit einer Befriedigung, die ihren eigenen Genuß an der Musik steigerte, sah Anna auf ihren Gesichtern die verträumte, in sich gekehrte und nicht eben geschickte Miene, welche Leute aufzusetzen pflegen beim Hören von Musik.

Auch Hanns, der zugegebenermaßen nichts von Musik verstand, hörte gut zu, den viereckigen Schädel mit den tiefliegenden Augen die meiste Zeit nach unten gesenkt. Aber Anna wußte, daß ihr Junge trotz seines gesammelten Gehabes seine Gedanken abschweifen ließ, daß ihm die Musik nichts sagte.

So war es auch. ‚Sepp hat doch‘, dachte er, ‚über Musik so geschrieben, daß man begreifen müßte, was er damit will. Aber ich kann mir nicht helfen, mir sagt der ganze Summs gar nichts. Eigentlich stört er mich nur. Man kann dabei nicht richtig denken und nicht richtig fühlen. Das Gefiedel und Geflöte und Gepauke lenkt nur ab und nirgendhin. Merkwürdig, daß erwachsene Menschen ihr ganzes Leben an solches Getöse verschwenden und Sinn und Vernunft dahinter finden.‘

Annas Sorge, daß Oskar Tschernigg und Harry Meisel die andern stören könnten, mochte übertrieben gewesen sein, aber angenehm benahmen sich die beiden nicht. Zwar sah Tschernigg nicht ganz so dreckig und speckig aus wie sonst, doch noch immer verkommen genug. Er rauchte heftig, warf die Stummel der Zigaretten zur Erde, steckte sich nervös und ungeschickt neue an, und es fiel ihm schwer, sich ruhigzuhalten. Er schüttelte den großen Kopf, zuckte ungeduldig mit den Schultern, strich sich über die mit Schweißperlen bedeckte Glatze, verzog wohl auch das Fischmaul. Vielleicht noch mehr aber als seine Unrast störte die untadelige Ruhe Harry Meisels. Der saß prinzlich da, das schöne, hochmütige Gesicht so unbewegt, daß es auf die Dauer ablehnend und gelangweilt wirkte.

Sichtbar leidenschaftlich hingegen, bei aller Gesetztheit, hörte Leonhard Riemann zu. Schon am Morgen nach seinem Besuch bei Sepp hatte er bereut, daß er Trautwein versprochen hatte, ‚Die Perser‘ mit ihm zusammen anzuhören. Er hätte besser getan, seine Brüsseler nicht zu verstimmen, sondern ruhig in seinem Hotelzimmer oder sonstwo ‚Die Perser‘ anzuhören, allein, ungeniert, ohne daß ihm neugierige Leute ins Gesicht gafften, um daraus abzulesen, was er nun darüber denke; das war ja schließlich das beste am ganzen Rundfunk, daß man ungestört hören konnte. Auch setzte man sich einer unnötigen Gefahr aus, wenn man zusammen mit dem verfeimten Trautwein dessen Werk anhörte. Aber nachdem er einmal ja gesagt hatte, schien es ihm unmöglich, seinen guten Freund Sepp durch einen Rückzug zu kränken. Zudem glaubte er, ohne sichs recht einzugestehen, daß er, wenn er jetzt sein Versprechen hielt, vor dem eigenen Gewissen einen Teil der Schuld abtrage, die er trotz allem den emigrierten Musikern gegenüber verspürte. Da saß er also, im Hinterzimmer dieser bedenklichen Kneipe, in fragwürdiger Gesellschaft, die Knie steil und hoch, korrekt wie stets, höchstens an der Art, wie er mit seinen Handschuhen spielte, merkte man eine gewisse Nervosität, und lauschte dem Oratorium ‚Die Perser‘. Sehr bald aber war er nicht mehr Staatsrat, sondern nur noch Musiker, er hörte scharf zu, nicht mit dümmlich hingegenem, sondern mit wachem, kritischem Gesicht. Er hatte seit langem keine anständige, wagemutige Musik mehr gehört, in Deutschland war dergleichen verboten, das Herz ging ihm auf. Und dann kam eine Stelle, ein gewisses Motiv, das jeden aufhorchen machen mußte, und jetzt nahmen es die Bässe auf, und jetzt die Hörner, und jetzt mußte man glauben, nun sei es erschöpft, es war aber nicht erschöpft. Sepp war der Atem nicht ausgegangen, sondern jetzt nahmen die Violinen das Motiv auf und trugen es noch höher ins Blaue, Unendliche hinein. Und da also — und

weil ein so gemessener Herr sie machte, wirkte die Geste doppelt stark — da stand, zur Beglückung Annas, Leonhard Riemann auf, seine sonst blassen Augen leuchteten, auf Zehenspitzen ging er hinüber zu Trautwein, rührte ihm die Schulter und drückte dem Freund fest die Hand.

Sepp selber benahm sich recht hemmungslos. Immer wieder trieb es ihn von seinem Stuhl hoch, und wenn er glücklich einmal für ein paar Minuten saß, wippte er nervös mit dem Fuß oder schaukelte beunruhigend mit dem Stuhl. Er gestikulierte; mit allen Gliedern drückte er seine Verzweiflung aus über die schlechte Wiedergabe, über das viele, was falsch war oder überhaupt nicht kam. Mehr noch als die Wiedergabe störten ihn die inneren Mängel des eigenen Werks. Jetzt, da er hörte, was da war, spürte er bitter, was alles er nicht gegeben hatte, wie weit das Vollbrachte zurückblieb hinter der Vollendung. Er hat sich nicht hinreichend gesammelt für das Werk, er hat es verpatzt und verhunzt, er hat sich ablenken lassen durch die verfluchte Politik, weder das eine noch das andere ist etwas geworden. Er erstarrte während dieser Augenblicke der Erkenntnis und saß mit einemmal still und in sich versunken. Dann aber kamen Stellen, die geglückt waren, und jäh über sein knochiges, lebendiges Gesicht erglänzte eine große Freude. So lösten Verzweiflung und Beglückung einander ohne Übergang ab, das fleischlose Antlitz verzerrte sich rührend und grotesk. Anna schaute auf ihren Mann, bewundernd, und ein bißchen genierte sie sich gleichzeitig vor Pereyros.

Die Musik war zu Ende. Aus dem Apparat kam die Stimme des Ansagers. Jemand schaltete aus. Ein kurzes, unbehagliches Schweigen war. Dann erklärte Trautwein, grimmig krähdend: „Na, also, das wäre überstanden“, erhob sich und dehnte die Glieder. Jetzt standen alle auf, und es begannen mehrere und gleichzeitig zu reden, ziemlich hastig. Die Pereyros äußerten sich und die Simmels. Wohlgemuth schnarrte Anerkennendes, Elli Fränkel mit ihrer singenden, ein bißchen weinerlichen Stimme gab sich hingerissen. Trautwein hörte sich alles gequälten Gesichtes mit an. Er wartete darauf, was Tschernigg, Meisel und Riemann sagen würden. Tschernigg indes verbreitete sich nur über die Mängel der Wiedergabe, Harry Meisel äußerte sich in scharfen, geistreichen Worten über die Unzulänglichkeit des Rundfunks im allgemeinen, und Trautwein war zu Tode betrübt, überzeugt, daß ‚Die Perser‘, Aufführung und Werk, gründlich versagt hätten.

Dann aber sprach Leonhard Riemann. Er sprach schneller als gewöhnlich, sachverständig, er ging ins Detail, er anerkannte, ohne Superlative, trocken. Er verlangte dringlich die Partitur zu sehen. Der Musikkritiker Sahling mischte sich ein; auf seine linkische, wenig sympathische Art unterstrich er Riemanns Einwände. Der gab zu, verwahrte sich, schied gerecht zwischen Positivem und Mißglücktem. Sepp, bei einiger prinzipieller Gegnerschaft, mußte zugeben, daß Riemann das Wesentliche verstanden habe. Er leuchtete auf. Vieles war ‚nicht gekommen‘, manches war erreicht, es war vielleicht kein Sieg, doch sicher keine Niederlage, es war mehr Anlaß zur Hoffnung als zum Verzicht. Es sprachen schließlich nurmehr Riemann, Sahling und Sepp. Anna trank durstig alles, was gesprochen wurde. Man hätte wärmere

Worte finden können für ihren Sepp, er selber war nicht sehr geschickt, wenn es galt, sein eigenes Werk theoretisch zu verteidigen, „bilde, Künstler, rede nicht“, und wozu eigentlich hat man so einen geborenen Meckerer und Zersetzer wie diesen Sahling eingeladen. Gleichwohl war es ein Sieg, das war keine Frage, eine entscheidende Schlacht war gewonnen. Auch der alte Grieche Ringseis hörte der Debatte zu; er hatte kein Wort geäußert, er schaute heute sehr alt und gebrechlich aus, doch man hatte ihm ansehen können, daß die Musik ihn bewegte.

Dann machte man sich über das Buffet her, und es wurde, wiewohl die Gesellschaft so wenig einheitlich zusammengesetzt war, ein vergnügter Abend. Pereyros und die Simmels hatten angenehme Umgangsformen, sie verstanden es, über tote und peinliche Momente wegzuhelfen. Wohlgemuths Forscheit pulverte die Gesellschaft auf. Die Damen Simmel und Pereyro, Elli und Anna selber sahen gut aus, das Buffet war geschickt zusammengestellt, Riemann gab sich keineswegs prominent, sondern war ein behaglicher, humoriger Münchener.

Anna hatte jedermann und besonders Tschernigg und Meisel ans Herz gelegt, nichts zu sagen, was Riemann in Verlegenheit bringen könnte. Tschernigg hatte ein krauses, ironisches Gesicht gezogen, aber er hatte es versprochen. Seltsamerweise war es der alte, sanfte Geheimrat Ringseis, der den Frieden des Abends brach. Er erklärte Tschernigg und Harry Meisel, daß Äschylus in den „Persern“ nicht etwa das einzelne Faktum des griechischen Sieges habe feiern wollen, sondern daß er ein für allemal gezeigt habe, wie die Götter jeden Imperialismus strafen. Tschernigg erwiderte etwas Halbironisches. Doch der Greis blieb still und beharrlich bei seiner Meinung. Mit der ihm eigenen sanften Zuversicht erklärte er, wir würden es erleben, wie sich die Weisheit und das Sehertum des Dichters auch an unseren Persern bewähren werde. Seine milde Stimme ließ, sowie er nur den Mund auftrat, die andern verstummen und auf ihn hören. Sein freundliches Gesicht kommentierte seine leisen Worte so ausdrucksvoll, daß selbst Pereyros, die nur wenig deutsch verstanden, sie begriffen. „Wer seinen Äschylus in sich aufgenommen hat“, schloß er, „weiß, daß immer die Gesittung die Barbarei besiegt. Auch wir werden unsere Perser besiegen.“

Riemann wurde unruhig. Wohlgemuth griff mit einem forschenden Kalauer ein, um ein Haar wäre alles noch gut abgelaufen, Anna atmete schon auf. Da aber mischte sich hochmütig Harry Meisel ins Gespräch. „Barbaren“ sagen Sie“, wandte er sich an Geheimrat Ringseis, „unsere Perser“ sagen Sie. Da muß ich die wirklichen Barbaren und die wirklichen Perser doch in Schutz nehmen. Die Perser, die Barbaren, mit denen Ihre Griechen zu tun hatten, das waren Menschen, das waren vollwertige Völker mit langsam gewachsenen, organischen Meinungen und Sitten. Schänden Sie nicht das Wort „Barbaren“, verehrter Herr Geheimrat, indem sie es auf unsere Nazi anwenden. Glauben Sie wirklich, daß ein Dichter wie Äschylus solche Halbtiere ernst genommen hätte, daß er solches Pack zu den Helden einer Tragödie gemacht hätte?“ Man lächelte über seine jugendliche Entschiedenheit. Pereyros versuchten,

über seine Sätze wegzugleiten, und sprachen laut von anderem. Tschernigg aber, angestachelt durch seinen angebeteten Harry Meisel, vergaß, was er Anna versprochen hatte, und lärmend, mit seiner hohen Kinderstimme, pflichtete er Harry bei. „Sehr richtig“, quäkte er, „ausgezeichnet. Erwägen Sie doch gefälligst selber, Sie, Herr Geheimrat Ringseis, und Sie, Herr Generalmusikdirektor Riemann“, wandte er sich an diese beiden, „ob ein Dichter die Nazi, wenn sie einmal geschlagen sein werden, Gerichtstag über sich selber halten lassen kann wie Äschylus seine besiegten Perser. Nein, Herr Geheimrat. Da haben Sie sich aber mal gründlich geirrt, Herr Geheimrat. Von den Persern verstehen Sie allerhand, aber wovon Sie nichts verstehen, das sind unsere Nazi. Unsere Nazi, das ist kein Stoff für einen Äschylus. Das ist nichts als ein Gelächter. Das ist ein Dreck, mein lieber Herr Geheimrat. Das ist nicht einmal ein Stoff für einen Aristophanes. Da sind die Ritter‘ Halbgötter dagegen. Das ist ein Stoff höchstens für einen, der die Häuser abschreit und Lumpen sammelt.“

Anna hatte mehrmals versucht, Tschernigg zu unterbrechen. Aber er ließ sich nicht stören, er hob die quäkende Kinderstimme und wandte sich noch einmal an seinen Freund: „Ausgezeichnet haben Sie das gesagt, Harry. Du sollst den Namen ‚Barbaren‘ nicht mißbrauchen und auf unsere Nazi anwenden.“

Jetzt endlich war er fertig, und sogleich versuchte Anna zu begütigen. Schnell und resolut sprach sie auf ihn und auf Riemann ein. Allein Riemann war wieder ganz Staatsrat geworden. Mit einer höflichen, doch bestimmten Geste brachte er sie zum Schweigen. Dann, ein bißchen blaß, aber ohne die Stimme zu heben, erwiderte er Tschernigg: „Sie werden begreifen, Herr, Ihren Namen habe ich leider nicht verstanden, daß ich als Beamter jener Leute, die Sie so gering schätzen, unmöglich Ihrer Meinung sein kann.“ Die Handschuhe hatte er schon während der Rede Tscherniggs angezogen; jetzt stand er auf, verabschiedete sich mit einer Verneigung von der ganzen Gesellschaft, ging.

Wohlgemuth drehte den Kopf zwischen dem sich entfernenden Riemann und Tschernigg mehrmals hin und zurück und meinte zu Elli Fränkel: „Milch und Fleisch darf man eben nicht zusammen essen, das steht schon in der Bibel.“ Die Pereyros und die Simmels unterhielten sich beflissen, als wäre nichts geschehen. Tschernigg, mit fatalem Grinsen, entschuldigte sich bei der zornigen Anna, er bedaure, den Herrn Staatsrat und Generalmusikdirektor vertrieben zu haben, aber er verstehe nicht recht, warum es Riemann so übelnehme, wenn man eine schielende Katze eine schielende Katze und das Hitlerreich einen Sumpf und Dschungel nenne. Harry Meisel saß unbeteiligt da. Sepp Trautwein wiegte den Kopf, um seinen langen, schmalen Mund war ein verlegenes Grinsen; es tat ihm leid, daß Tschernigg den Abend gestört hatte, den Anna so mühevoll vorbereitet, aber ein bißchen war es ihm auch recht, daß es einer dem Riemann gesteckt hatte.

In die Betretenheit und etwas krampfige Munterkeit hinein, welche dem Aufbruch Riemanns folgte, kam ein Bote der Rundfunkleute und überbrach-

te, der hilfsbereite Pereyro hatte das so arrangiert, Anna ein Kuvert mit einem Scheck, dem Honorar für die Aufführungsrechte der ‚Perser‘. Es lautete aber dieser Scheck auf neuntausend Franken. Auch in ihren kühnsten Schätzungen nicht hatte Anna soviel erwartet; sie hatten jetzt auf mindestens ein halbes Jahr Geld für eine breitere Lebensführung. Allein auch diese Freude verjagte nicht ganz die Verstimmung darüber, daß durch die Ungebärdigkeit und Unvernunft, mit welcher Sepp auf der Einladung der beiden unmöglichen Burschen bestanden hatte, der schöne Abend gestört worden war.

Dieser Sepp selber wurde immer grimmiger und immer vergnügter. Riemann war ein guter Freund und ein ausgezeichnete Musiker. Das hatte er erst heute abend wieder bewiesen, indem er gekommen war und so vernünftige Worte über die ‚Perser‘ gesprochen hatte. Aber er war trotzdem ein Schisser und ein Lump. Die ganzen Tage her hatte Sepp der Verdruß über Riemanns Feigheit und Waschlappigkeit gekratzt, und je mehr der Abend vorrückte, um so mehr freute es ihn, daß Tschernigg dem Riemann so heimgeigeit hatte.

Hanns hatte schweigend und interessiert zugehört. Riemann gefiel ihm gut, Tschernigg gar nicht. Aber ein Mensch wie Riemann, der begabt war, und also wissen mußte, was für Scheißkerle die Nazi waren, durfte einfach nicht zu ihnen halten, auch nicht mit inneren Vorbehalten. Der gehörte einfach an die Wand gestellt.

Tschernigg hatte recht.

Pereyros waren gutmütig. Aber sie konnten einen leisen Seufzer nicht unterdrücken: leicht hatte man es nicht mit den deutschen Emigranten.

Man brach bald auf. Die Familie Trautwein blieb mit Tschernigg und Harry Meisel allein zurück. Trautwein, nun man unter sich war, wurde immer aufgekratzt. „Das war eine Scheißaufführung“, resümierte er, „aber sie hätte noch schlechter sein können. Und an den ‚Persern‘, wenn sie auch nicht so viel hergaben, wie ich ursprünglich wollte, ist auch was dran.“ „Etwas schon“, meinte trocken Tschernigg.

Trautwein erklärte, jetzt, da die Großkopfigen nicht mehr da seien, kriege er erst richtigen Appetit, und er forderte auch die andern auf, sich über die üppigen Reste des Buffets herzumachen. So geschah es. Man setzte sich von neuem zum Essen. Sepp, Tschernigg und Harry führten eine vergnügte Unterhaltung und beschimpften einander mit spitzen, gescheiten, grimmigen, nihilistischen Reden, die Hanns recht unvernünftig vorkamen.

Anna hatte zunächst nicht ohne Bitterkeit auf den verwüsteten Tisch geschaut, auf das beschmutzte Tischtuch, die Aschenreste, die vielen halbgeleerten Gläser. Diese Ausgabe hätte sie sich schenken können. Dann aber schaute sie ihren Mann an, ihren Sepp: er hatte genau so reagiert, wie sie es erwartet hatte, ein Künstler, ein Kind und ein Mann. Er wandte sich an Anna, er sagte zu ihr: „Das hast du gut gemacht, Alte. Der Rundfunk ist ein Dreck, aber du bist doch die rechte“, und er küßte kräftig die sich kräftig Wehrende. Dann aß auch sie mit den andern, mit herzhaftem Appetit.

FRIEDRICH HALLS FLUCHT

Dritter Akt des Dramas ‚Pastor Hall‘

Einen Tag später. Wohnzimmer im Haus des Generals Paul von Grotjahn. Im Hintergrund und rechts vom Zuschauer Türen. Schwere Eichenmöbel und lederbespannte Stühle. Über dem Schreibtisch hängt ein großes Bild König Friedrichs II. Über einem niedrigen Bücherschrank ein Bild von Anton Werners „Gründung des Deutschen Reiches in Versailles“. Auf dem Schreibtisch steht ein bronzener Löwe. In der Ecke auf einem hohen Sockel die Büste der Venus von Milo. Zimmer und Schreibtisch sind peinlich sauber und ordentlich. Auf dem von Papieren und Büchern leeren Schreibtisch liegen Bleistifte, wie Soldaten ausgerichtet. Zuweilen, während er spricht, greift PAUL VON GROTJAHN nach einem Bleistift und „richtet ihn“, nur ein Soldat weiß warum. TRAUGOTT PIPERMANN steht vor dem General, der am Schreibtisch sitzt.

PAUL VON GROTJAHN: Womit kann ich Ihnen dienen, Herr ... ?

TRAUGOTT PIPERMANN: Pipermann, Exzellenz, Traugott Pipermann.

PAUL VON GROTJAHN: Herr Pipermann.

TRAUGOTT PIPERMANN: Zwar wollte auch ich dem Vaterlande dienen, jedoch haben mich die Ärzte wegen einer chronischen Magenfistel abgewiesen, ich möchte das unterstreichen, weil es böse Zungen gibt. Die Magenfistel macht mir leider immer noch zu schaffen, zwar den Ärzten scheint das recht und billig zu sein, mir jedoch kommt es teuer zu stehen.

PAUL VON GROTJAHN: Interessant.

Pause.

TRAUGOTT PIPERMANN: Das ist schön von Ihnen Exzellenz, daß Sie mich verstehen. Zwar verstehen die Menschen Hunde und Katzen und sonstiges Ungeziefer, jedoch vor dem Wort Krankheit fliehen sie wie der Hase vor dem Jäger. Dabei ist jede Krankheit von Gott in seinem Plane wohl bedacht, und die Mitmenschen sollten froh und dankbar sein, davon des Langen und Breiten zu erfahren.

PAUL VON GROTJAHN: Hm.

TRAUGOTT PIPERMANN: Exzellenz haben mich wirklich und wahrhaftig vergessen? Zwar waren meine Augen an jenem erinnerungswürdigen Tage nackt, und ich trage heute eine blaue Brille, und wo es mit dem Magen hapert, hapert es auch mit den Augen, jedoch es ist nur eine Schutzbrille.

PAUL VON GROTJAHN: Wir sollten uns wirklich schon begegnet sein, Herr ... ?

TRAUGOTT PIPERMANN: Pipermann, Exzellenz haben bei mir, als die selige Frau Exzellenz noch lebte, ein Paar Stiefel aus braunem Glacéleder mit Gummizug in Auftrag gegeben. Zwar habe ich meine Bedenken gehabt, braunes Glacéleder neigt zu mehr oder minder kleinen Falten, zu mehr

oder minder kleinen Sprüngen, jedoch glaube ich, Exzellenz gewissenhaft bedient zu haben.

PAUL VON GROTJAHN: Natürlich, der Schuster (*Pipermann zuckt zusammen, weil ihn der General Schuster und nicht Schuhmachermeister nennt.*) Pipermann.

TRAUGOTT PIPERMANN: Und warum haben mir, wenn ich fragen darf, Exzellenz seine allerhöchste Kundschaft entzogen?

PAUL VON GROTJAHN: Mein lieber Pipermann, nichts für ungut. Ich trage jetzt Fabrikstiefel, die sind nicht so schön und elegant wie Ihre, aber billiger.

TRAUGOTT PIPERMANN: Ja, die bösen, bösen Zeiten.

PAUL VON GROTJAHN (*denkt, daß der Zweck des Besuches erschöpft ist, und will sich erheben*): Sollte ich in Zukunft eine reiche Tante beerben, werde ich mit Vergnügen...

TRAUGOTT PIPERMANN (*unterbrechend*): Wer zum Beispiel hätte es von Pastor Hall gedacht?

PAUL VON GROTJAHN (*aufmerksam*): Haben Sie Nachrichten über den Pastor Hall?

TRAUGOTT PIPERMANN: Zwar bin ich nur ein schlichter ... Schuhmachermeister, jedoch in meinen freien Stunden bin ich Kirchenrat der Gemeinde. Ich habe es kommen sehen. Meine Warnung war in den Wind gesprochen, und leider, leider stand auch der Pastor Hall im Winde. Nun ist es zu spät.

PAUL VON GROTJAHN: Sprechen Sie ohne Umschweife, Mann. Ist dem Pastor Hall etwas zugestoßen?

TRAUGOTT PIPERMANN: Zwar sagt die Bibel, dein Wort sei Ja oder Nein, was darüber geht, ist von Übel, jedoch betrifft diese Regel nur die Fragen des Gewissens, und ich bin der letzte, der dem Pastor Hall Übles nachsagen möchte. Er ist ein armer Gefangener. Die zuständigen Behörden werfen ihm schwere Mißgriffe, ja, Verbrechen vor, über diese Anklagen zu urteilen, sei fern von mir.

PAUL VON GROTJAHN (*ungeduldig*): Wollen Sie mir endlich sagen, was eigentlich der Zweck Ihres Besuches ist?

TRAUGOTT PIPERMANN: Zwar die Gemeinde betet für ihren Seelenhirten, und niemand glaubt an des Pastors Schuld, und die Kirchen sind voll wie nie zuvor und der Opferstock muß jeden Sonntag geleert werden, so voll ist er, jedoch glaube ich, das ist falsch und bringt dem Pastor Schaden und der Gemeinde Verdacht und Verfolgung. Treue in Ehren, und Sie sind ein treuer Freund des Pastors, Exzellenz, zwar wie ich auch, jedoch wenn Treue niemand nützt, sollen wir uns bescheiden und Gottes Weisheit das gerechte Urteil überlassen.

PAUL VON GROTJAHN: Herr Schuhmachermeister...

TRAUGOTT PIPERMANN: Pipermann.

PAUL VON GROTJAHN: Pipermann, ob mein Urteil über Sie gerecht oder ungerecht ist, weiß ich nicht, aber wahr ist es, dafür lege ich meine Hand

ins Feuer, Sie sind ein Jammerlappen, denn ein Judas ist aus anderm Holz gewachsen. Bleiben Sie bei Ihren Leisten, Mann, und verderben Sie dem lieben Gott nicht die ohnehin zweifelhafte Freude an der sogenannten Menschheit. (*Steht auf*) Adjö.

TRAUGOTT PIPERMANN (*steht auf*): Zwar bleibt mir auf diese unerwartete Kränkung nichts zu sagen übrig, jedoch sage ich: „Der Gerechte muß vieles erleiden.“ (*Traugott Pipermann geht.*)

PAUL VON GROTJAHN (*ruft ihm nach*): Sie haben Ihre Brillendeckel liegen lassen, Herr!

Traugott Pipermann geht hastig zum Tisch, ergreift seine Brille und verschwindet. An der Tür stößt er mit CHRISTINE zusammen. Er will sie ansprechen, doch vor dem drohenden Blick Paul von Grotjahns ergreift er die Flucht.

CHRISTINE HALL (*weint lautlos vor sich hin*): Verzeih, ich glaube, mir ist was ins Auge geflogen.

PAUL VON GROTJAHN: Nun setz dich mal erst und beruhige dich. Darf ich dir ein Glas Wein anbieten? Oder willst du einen Schnaps? Alter spanischer Cognac, mindestens so gut wie ein französischer. Ein bißchen süßer, aber süffig und ein Aroma... (*schnalzt mit der Zunge*)

CHRISTINE HALL: Nein, danke. Es war grauenhaft, ich werde es nie vergessen.

PAUL VON GROTJAHN: Ida sagte, daß er gesund war.

CHRISTINE HALL: Ich hatte das Gefühl, daß er schwer krank ist.

PAUL VON GROTJAHN: Du siehst Gespenster.

CHRISTINE HALL: Ich habe mal einen Schwindsüchtigen gesehen, kurz vor seinem Tod, der strahlte vor Gesundheit, mir wurde Angst und bange.

PAUL VON GROTJAHN: Ich kenne deinen Vater, seit wir als Rotzjungen Äpfel geklaut haben und Wäscheleinen abends über die Straße spannten, glaub mir, der ist zäh, der läßt sich nicht klein kriegen.

CHRISTINE HALL: Mutter ist nicht wiederzuerkennen.

PAUL VON GROTJAHN: Deine Mutter war stets eine ängstliche Frau. Als es euch so gut ging, wie man sichs nur wünschen kann, hat sie in der Speisekammer Berge von Würsten und Konserven aufgestapelt, sie fürchtete immer, ihr müßtet eines Tages darben und hungern.

CHRISTINE HALL: Sie hat sich die alte Spieluhr ins Schlafzimmer gestellt und läßt sie spielen, Tag und Nacht.

PAUL VON GROTJAHN: „Der Gott, der Eisen wachsen ließ, der wollte keine Knechte“? ... Das „hochverräterische“ Lied? Hat sie keine Angst vor Denunzianten?

CHRISTINE HALL: Im Gegenteil, sie öffnet die Fenster, so daß alle Nachbarn es hören können.

PAUL VON GROTJAHN: Seltsam.

Pause.

CHRISTINE HALL: Hast du von Werner Nachricht?

PAUL VON GROTJAHN: Einen acht Seiten langen Brief. Er schreibt, New

York sei ein Dschungel. Die Menschen laufen herum, als ob sie sich jeden Tag neue Wege durchs Gestrüppe schlagen müßten. Sie verwechseln die Wolkenkratzer mit dem Himmel und die Börse mit der Jakobsleiter. Aber das Maul lassen sie sich nicht verbinden. Das ist ja wohl die Hauptsache, wie? Im übrigen geht es ihm glänzend.

CHRISTINE HALL (*zögernd*): Hat Werner nach mir gefragt?

PAUL VON GROTJAHN: Natürlich ist er traurig, daß du die Verlobung gelöst hast . .

CHRISTINE HALL: An dem Abend, an dem sie Papa verhafteten, und Werner zu mir sagte, Papa sei wirklich unvorsichtig gewesen, und er hätte an die Leute denken sollen, die ihm die Briefe geschrieben haben, gabs mir einen Stich, es war gerade, als wenn ein fremder Mensch zu mir spräche.

PAUL VON GROTJAHN: Du kanntest ja seine Ansichten.

CHRISTINE HALL: Er hat sich nicht auf Vaters Seite gestellt. Er hat von dem himmelschreienden Unrecht gesprochen, als wenn er über eine astronomische Formel spräche.

PAUL VON GROTJAHN: So war er immer. Wie mir meine Frau davonlief, war er noch ein Kind. Er fragte nie nach seiner Mutter, ich glaubte schon, er sei vergeßlich, wie alle Kinder. Eines Abends belauschte ich ihn, wie er spielte. Er hatte sich aus Holz einen Mann und eine Frau geschnitzt. Der Mann war ich, die Frau seine Mutter. Er hielt beiden eine Strafpredigt und sagte, es geschehe ihnen recht.

CHRISTINE HALL: Es gibt Situationen im Leben, wo ein Mensch sich entscheiden muß, für oder wider.

PAUL VON GROTJAHN: Wenn Werner hier wäre, würde er dir antworten, man entscheidet sich ja auch nicht für den Jupiter oder wider den Mars. Er nennt das Objektivität.

CHRISTINE HALL: Ich nenne es herzlos . . . Wenn mir früher einer gesagt hätte, daß ich einen Menschen darum nicht heiraten würde, weil er anders denkt als ich, ich hätte ihn für glatt verrückt erklärt.

PAUL VON GROTJAHN: Ja, mein Kind, wir leben in einer Zeit, in der die Politik durchs Schlüsselloch ins Haus dringt. Ich kenne Familien, wo die Tochter den Vater haßt, und die Mutter den Sohn, aus keinem andern Grund, weil der eine konservativ, der andere liberal, der Nazi und jener Kommunist ist.

CHRISTINE HALL (*nach einer Stille*): Glaubst du, daß Papa entlassen wird, wenn ich Fritz Gerte heirate?

PAUL VON GROTJAHN: Das Ekel? Stammt diese verrückte Idee von deiner Mutter?

CHRISTINE HALL: Nein. Meine Mutter erwähnt diesen Namen nicht mehr. Wenn Mutter mir zuriete, würde ich es schon aus Trotz nicht tun.

PAUL VON GROTJAHN: Ich mische mich prinzipiell nicht in anderer Leute Privatangelegenheiten, dabei fährt man immer schlecht, am Ende fallen die streitenden Parteien geschlossen über den Ratgeber her. Ich hab

mich auch gehütet, wie du dich erinnerst, die leiseste Bemerkung zu machen, als du dich von Werner trenntest. Aber jetzt, Himmeldonnerwetter, muß ich reden. Du erschienst mir stets als ein gerades, unsentimentales Mädchen, das weiß, was es will, und wo der liebe Herrgott wohnt, und das Herz auf dem richtigen Fleck hat. Willst du die billige Märtyrerin spielen, die Tochter, die sich für den Vater opfert? Überlaß das gefälligst den Filmdiven und den Heldinnen aus Groschenromanen. Außerdem wäre dein Schritt eine kapitale Dummheit, du würdest dich ruinieren und dem Vater nicht helfen.

CHRISTINE HALL: Ich habe gar nicht das Zeug in mir für eine Märtyrerin.

PAUL VON GROTTJAHN: Na also.

CHRISTINE HALL: Ich möchte viel lieber... (*bricht ab*)

PAUL VON GROTTJAHN: Raus mit der Sprache.

CHRISTINE HALL: ... deine Schwiegertochter sein.

PAUL VON GROTTJAHN: Um das zu sein, müßtest du schon meinen Sohn in Kauf nehmen.

CHRISTINE HALL: Er ist unausstehlich.

PAUL VON GROTTJAHN: Da wären wir wieder so weit.

CHRISTINE HALL: Kannst du mir erklären, Onkel Paul, ich finde den Werner unausstehlich und trotzdem...

PAUL VON GROTTJAHN: Liebst du ihn, nicht wahr?

CHRISTINE HALL (*leise*): Erst muß Vater frei sein.

PAUL VON GROTTJAHN: Den Jungen beneid ich, weiß der Himmel... Es hätte gar nicht viel gefehlt, und ich hätte persönlich um deine Hand gehalten.

CHRISTINE HALL (*lachend*): Und ich hätte ja gesagt, dann wärs zu spät für dich zum Rückzug gewesen.

An die Tür wird geklopft.

PAUL VON GROTTJAHN: Entschuldige. Herein!

Herein JULE, verwirrt und aufgeregt.

JULE: Ich wollte das Fräulein Christine sprechen.

PAUL VON GROTTJAHN (*sich erhebend*): Ich geh ins andere Zimmer.

CHRISTINE HALL: Nein, bleib. Was ist? Ist der Mutter etwas passiert?

JULE: Frau Pastor nicht.

CHRISTINE HALL: Der Vater!

JULE: Der Herr Pastor...

PAUL VON GROTTJAHN: Sprechen Sie endlich.

JULE: Der Herr Pastor wartet unten in einem Taxi...

PAUL VON GROTTJAHN: Darum gebärden Sie sich wie eine aufgeschreckte Henne? Christinchen, der Vater ist frei!

CHRISTINE HALL: Weiß es Mutter schon?

JULE: Als ich einkaufen ging, stand ein Mann an der Ecke und tippte mir auf die Schulter. Ich schrie auf vor Schreck, weil es dunkel war, dann

erkannte ich den Herrn Pastor . . . Er wollte das Fräulein sprechen, sagte er, ich sagte ihm, daß Sie hier sind . . . ich glaube, er ist nicht richtig im Kopf . . .

PAUL VON GROTJAHN: Es ist gut . . . Ich gehe zum Taxi.

Das Mädchen hinaus, gefolgt von Paul von Grotjahn. Christine weint lautlos. Die Bühne ist einige Minuten leer. Herein PAUL GROTJAHN und FRIEDRICH HALL. Friedrich Hall trägt einen abgeschabten bauerlichen Mantel und einen vertragenen, zu kleinen Hut. Er ist abgemagert und unrasiert. Die Augen haben das Flackern des geheizten Menschen.

FRIEDRICH HALL: Leg das Schloß vor die Tür.

Man hört das Geräusch einer Kette und eines im Schloß sich drehenden Schlüssels. Christine Hall ist aufgesprungen und umarmt wortlos den Vater. Sie führt ihn behutsam zu einem Sessel, in den sich Friedrich Hall fallen läßt. Paul von Grotjahn ist zurückgekommen. Er greift nach einer Flasche, schenkt Wein in ein Glas und reicht es Friedrich Hall. Friedrich Hall trinkt den Wein in einem Zug. Paul von Grotjahn ist wieder hinausgegangen und kehrt mit einem Stück kaltes Fleisch und Butterbrot zurück. Er reicht es wortlos Friedrich Hall, der ein Stück hinunterschlingt, dann den Teller fortschiebt.

FRIEDRICH HALL: Ich kann nicht . . . mein Herz!

PAUL VON GROTJAHN: Ich lasse das Bett richten, Friedrich, du mußt ruhen. Morgen ist auch ein Tag.

FRIEDRICH HALL: Wo ist Ida?

CHRISTINE HALL: Wahrscheinlich zu Haus, Vater.

FRIEDRICH HALL: Geh, Christinchen, hol sie.

Christine Hall geht hinaus. Man hört das Geräusch des sich im Schloß drehenden Schlüssels und der fallenden Kette.

FRIEDRICH HALL: Ich kann den Ton nicht ertragen . . .

PAUL VON GROTJAHN (*füllt Friedrich Halls Glas und schenkt sich ein Glas ein*): Prost, Friedrich. Auf deine Gesundheit . . . und auf die Freiheit! (*Trinkt.*)

FRIEDRICH HALL: Ich bin aus dem Lager geflohen.

PAUL VON GROTJAHN: Das nenn ich Courage!

FRIEDRICH HALL: Es war nicht Mut. Es war Angst. Erbärmliche Angst. (*Starrt vor sich hin.*)

PAUL VON GROTJAHN: Jeder wahre Held hat Angst. Wo man sie überwindet, beginnt die Tapferkeit. Als ich vor Verdun ins Trommelfeuer kam, passierte mir was Menschliches. Ich hab mich geschämt wie eine Nonne, das Monokel ist mir vor Schreck auf die Erde gefallen. Dann hab ich die . . . Zähne zusammengekniffen und mit der kaltschnäuzigsten Miene meine Befehle erteilt.

FRIEDRICH HALL: Ein junger Mensch hat meinetwegen sein Leben verloren.

PAUL VON GROTJAHN: Nun erzähl mal der Reihe nach.

FRIEDRICH HALL: Ich wurde bestraft zu fünfundzwanzig Stockhieben.

PAUL VON GROTJAHN: Bande!

FRIEDRICH HALL: Ich hab die Bestrafung herausgefordert, weil ich stolz war und beweisen wollte, daß ich stark bin . . . Ich wurde abgeführt. Ich ging über den Hof und blickte zum nächtlichen Himmel und die Sterne waren fern, und mich fror. Ich fing an zu weinen und ich betete: Herr, nimm den Kelch von mir . . . Ich hatte am Tag vorher zusehen müssen, wie sie einen siebzigjährigen Mann auspeitschten. Er war auf den Bock geschnallt, zwei Nazis hieben zu, mit Ochsenziemern. Er mußte die Hiebe zählen, wir standen herum im Karree. Als er nach dem zehnten Hieb zu schreien anfang, steckten sie ihm einen Knebel in den Mund . . . ‚Erbarmen Sie sich meiner‘, flehte ich den S.A.-Mann an, der neben mir ging. Da nahm er mich unter den Arm, und er führte mich an eine Stelle im Stacheldraht, die nicht elektrisch geladen war, und er sagte: ‚Rennen Sie.‘ Ich rannte. Als ich hinter mir schießen hörte, drehte ich mich um. Im Lager hatten sie meine Flucht entdeckt. Scheinwerfer leuchteten auf. Ich sah meinen Retter, von einer Kugel getroffen, zusammenstürzen.

PAUL VON GROTJAHN (*tröstend*): Vielleicht hast du dich geirrt, vielleicht war der Brave nur verwundet.

FRIEDRICH HALL: Gott verzeih mir, es wäre schrecklicher. Sie würden ihn zehn Tode sterben lassen.

PAUL VON GROTJAHN: Haben sie dich nicht verfolgt?

FRIEDRICH HALL: Ich rannte bis zum nächsten Dorf. Ein Bauer nahm mich auf — er verbarg mich, er schenkte mir seinen Mantel, seinen Hut, und er fuhr mich am nächsten Tag, im Heu versteckt, in die Vorstadt.
Sekunden Stille.

PAUL VON GROTJAHN (*aufstehend*): Entschuldige mich.

FRIEDRICH HALL: Wohin gehst du?

PAUL VON GROTJAHN: Ich will mir meine Uniform anziehen, mit Orden und Ehrenzeichen, dem Eisernen Kreuz Erster Klasse und dem ganzen Klempnerladen, ich will zum Kriegsminister gehen.

Während der letzten Worte hat es geklingelt. Die Türe öffnet sich. Man hört Christine Halls Stimme: „Dort sitzt der Vater, Mama!“ Herein stürzt IDA HALL.

IDA HALL: Gelobt sei Jesus Christus.

PAUL VON GROTJAHN (*hinausgehend*): Auf Wiedersehen, meine Lieben.

Paul von Grotjahn geht hinaus.

FRIEDRICH HALL: Ida, meine alte Ida . . .

IDA HALL: Sprich nicht, mein Herz, ich weiß alles.

FRIEDRICH HALL: Ida, ich muß sprechen.

IDA HALL: Ich weiß alles.

FRIEDRICH HALL: Wie blind war ich.

IDA HALL (*Friedrich Hall zärtlich streichelnd*): Mein Herz . . . mein geliebtes Herz . . .

FRIEDRICH HALL: Ich bin auf der Flucht, Ida, ein Mann, der versagt hat, und der dich braucht, deinen Schutz, deine Wärme, dein gutes törichtes Herz.

IDA HALL: Wir werden zusammen fliehen. Irgendwo werden wir ein Land finden, das uns aufnimmt, und Menschen, die uns leben und sterben lassen in Frieden. Ich bin kräftig, ich kann kochen und nähen, ich werde schon Arbeit finden. Neunzehn Jahre hast du mich ernährt, jetzt laß mich für dich sorgen, Väterchen.

FRIEDRICH HALL (*zärtlich lächelnd*): So hast du mich genannt in unsern Flitterwochen.

IDA HALL: Mir ist so leicht und froh. Ich glaube, es mußte so kommen, wie es kam. All das Leid hatte wohl einen Sinn.

FRIEDRICH HALL: Wenn wir stark genug sind.

Herein stürzt CHRISTINE HALL.

CHRISTINE HALL: Draußen ist Fritz Gerte! Er will dich sprechen, Mama.

FRIEDRICH HALL (*aufspringend*): Wir durften wenigstens träumen, Ida.

IDA HALL: Weiß er?

CHRISTINE HALL: Nein. Er kam nach Haus und fragte nach dir. Das Mädchen hat ihn hergeschickt.

IDA HALL (*auf eine Tür rechtsweisend*): Geh dort hinein! Ich werde ihn schon loswerden.

Ida Hall drängt Friedrich Hall durch die Türe rechts.

IDA HALL: Sag ihm, ich lasse bitten.

Christine Hall hinaus. Ida Hall setzt sich in den Sessel, in dem vorher Friedrich Hall gesessen hat. Sie sitzt ruhig, aufrecht und gesammelt, ein anderer Mensch. Herein FRITZ GERTE.

FRITZ GERTE: Da sind Sie ja. Ich habe Sie gesucht wie eine Stecknadel.

IDA HALL: Wollen Sie nicht Platz nehmen?

FRITZ GERTE: Gewiß. Danke. Wo ist der General?

IDA HALL: Das möchte ich selber wissen.

FRITZ GERTE: Warten Sie auf ihn?

IDA HALL: Haben Sie darum nach mir gesucht, um mich das zu fragen?

FRITZ GERTE: Natürlich nicht... Sind Sie gesund? Geht es Ihnen gut?

IDA HALL: Ausgezeichnet.

FRITZ GERTE: Haben Sie von Ihrem Mann gehört?

IDA HALL: Ich habe ihn doch erst gestern besucht.

FRITZ GERTE: Natürlich... Wollen Sie mir wirklich nicht sagen, warum Sie auf den General warten?

IDA HALL: Wenn Sie es unbedingt wissen möchten. Ich wollte ihn bitten, mir eine Beschwerde aufzusetzen. Ich will mich über Sie beschweren.

FRITZ GERTE: Über mich?

IDA HALL: Über Sie. Weil Sie mir nur fünfzehn Minuten Sprechzeit für meinen Mann gewährten.

FRITZ GERTE: Lächerlich.

IDA HALL: Mir ist es keineswegs lächerlich. Ich werde durchsetzen, daß ich ihn das nächste Mal eine Stunde, vielleicht sogar zwei sehen darf. Und ohne Aufsicht.

FRITZ GERTE: Da werden Sie lange warten.

IDA HALL: Der General kennt den Adjutanten vom Führer.

FRITZ GERTE: Sie scheinen wirklich nichts zu wissen.

IDA HALL: Was soll ich denn wissen?

FRITZ GERTE: Ihr Mann ist ausgekniffen.

IDA HALL: Ich verstehe nicht . . .

FRITZ GERTE: Das ist sein Dank.

IDA HALL: Entflohen, sagen Sie? Ins Ausland geflohen?

FRITZ GERTE: Möglich, aber nicht sehr wahrscheinlich.

IDA HALL: Bitte, darf ich es Christine erzählen?

FRITZ GERTE: Nein. Ich muß mit Ihnen sprechen Ida. Ich war immer Ihr Freund. Ich habe Sie vor dem Zuchthaus gerettet.

IDA HALL (*anzüglich*): Christine hat ihr Verlöbniß mit Werner von Grot-jahn gelöst.

FRITZ GERTE: Zum Teufel mit Christine! Die Flucht Ihres Mannes kann mir den Kopf kosten. Schon hat man mir eine Untersuchung angedroht. Man wird herausfinden, daß ich ihn bevorzugt habe, man wird entdecken, daß ich mich für Sie eingesetzt habe. Verstehen Sie denn nicht, Ida, es geht auch um Ihren Kopf.

IDA HALL: Warum um meinen?

FRITZ GERTE: Das Verfahren gegen Sie wird neu aufgerollt werden. Zuchthaus ist kein Spaß.

IDA HALL: Um Gotteswillen, steht es so schlimm für Sie?

FRITZ GERTE: Man wird mich aus der Partei ausstoßen.

IDA HALL: Dann müssen Sie wohl wieder Ihren bürgerlichen Beruf aufnehmen?

FRITZ GERTE: Ich Kofmich? Von morgens bis abends hinterm Ladentisch stehen und Anzüge von der Stange verkaufen? Lieber schieß ich mir eine Kugel in den Kopf.

IDA HALL: Sie werden diesmal gewiß in einem arischen Geschäft unterkommen.

FRITZ GERTE: Sie müssen mir helfen . . . und sich.

IDA HALL: Steht es in meiner Macht?

FRITZ GERTE: Natürlich steht es in Ihrer Macht . . . Ich vermute, daß Ihr Mann sich verborgen hält. Er wird versuchen, auf irgend eine Weise mit Ihnen in Verbindung zu kommen.

IDA HALL: Und dann?

FRITZ GERTE: Sind Sie schwer von Begriff! Sowie Sie seine Adresse haben, benachrichtigen Sie mich.

IDA HALL: Ich soll meinen Mann verraten?

FRITZ GERTE: Ich verspreche Ihnen, daß Ihrem Mann nichts geschehen wird. Ich werde mich sogar dafür einsetzen, daß er freikommt.

IDA HALL: Schwören Sie es mir?

FRITZ GERTE: Mein Ehrenwort.

IDA HALL: Geben Sie es mir auch schriftlich?

FRITZ GERTE (*zögert einen Moment, dann*): Natürlich.

In diesem Augenblick öffnet sich die rechte Tür und herein tritt FRIEDRICH HALL.
Fritz Gerte zieht rasch seinen Revolver.

FRITZ GERTE: Hände hoch!

IDA HALL (*gleichzeitig*): Friedrich! Es war doch eine List!

FRIEDRICH HALL: Stecken Sie ruhig den Revolver ein . . . Ich weiß, Ida, es war eine List. Ich brauche keine List mehr, geliebte Seele.

IDA HALL (*aufschreiend*): Sie werden dich töten!

FRIEDRICH HALL (*zu Ida*): Wer die Furcht überwunden hat, hat den Tod überwunden. (*Zu Fritz Gerte*) Ja, Fritz Gerte, ich hatte Furcht. (*Fritz Gerte macht eine ungeduldige Bewegung.*) Ich habe Ihnen zugehört. Jetzt hören Sie mir zu . . . Ich wollte der Prüfung, die mir auferlegt war, ausweichen, ich war feige und verzagt, darum bin ich geflohen. Ich stelle mich Ihnen. Die Zelle wird meine Stimme nicht ersticken. Noch der Block, auf den Sie mich spannen, wird eine Kanzel sein, und die Gemeinde so mächtig, daß keine Kirche der Welt sie fassen könnte. Ich werde Sie anklagen, Fritz Gerte, ich werde Ihnen ins Gesicht schreien, daß Sie der Antichrist, der Verderber, der Feind der Menschen sind. Und wenn Sie mich töten, werde ich trotzdem leben. Ich werde leben. Die Freiheit stirbt nicht.

Friedrich Hall richtet sich straff auf und bricht jäh zusammen.

IDA HALL (*aufschreiend*): Friedrich!

CHRISTINE HALL (*stürzt herein*): Vater! (*Auch Fritz Gerte beugt sich über Friedrich Hall.*)

FRITZ GERTE: Verdammt und zugenäht, er ist doch geflohen. Er ist tot.

CHRISTINE HALL: Er ist nicht geflohen, und Sie sind nicht der Sieger.

Die Tür wird aufgerissen. Herein Paul von GROTJAHN, in Generalsuniform, mit Orden und Ehrenzeichen.

PAUL VON GROTJAHN: Verdammte Gesellschaft! Keiner hat Zivilcourage!

IDA HALL (*tränenlos auf die Leiche blickend*): Er ist frei, Paul.

Paul von Grotjahn hat in einem Moment die Situation erfaßt. Er geht auf Fritz Gerte zu.

PAUL VON GROTJAHN: Hinaus!

Fritz Gerte hinaus, Paul von Grotjahn verharrt. Die beiden Frauen haben sich umarmt.

CHRISTINE (*leise*): Was bleibt uns?

IDA HALL (*leise*): Ein Grab.

CHRISTINE HALL (*stark*): Ein Beispiel.

Ende

SPARRING PARTNER

Es war genau zwei Uhr nachmittags, als der Mittelgewichts-Champion den Trainingsaal betrat. Er kam nicht die Treppe herauf von der Straße, wo ein paar hundert Begeisterter warteten; sie hatten nicht die fünfundzwanzig Cent, die es kostete, ihn trainieren zu sehen. Er war durch einen Nebeneingang ins Gebäude gelangt und hatte sich im Privatbureau des Mannes, dem der Trainingsaal gehörte, bereits umgekleidet. Er betrat den Saal, wie ein Schauspieler eine Bühne betritt. Plötzlich war er da. Der seidene Mantel, den er über dem Trikot trug, war von leuchtendem Grün. Der Champion lächelte sein Lächeln, das man von den Photographien kannte. Hinter ihm erschienen drei Männer. Einer mit Hut auf dem Kopf, die Zigarre im Mund. Ein zweiter, ohne Rock und Weste, war gerade dabei, sich die Hemdsärmel hochzukrempeln. Ein dritter, ebenfalls ohne Rock aber in einem Pullover, trug verschiedene Dinge: Handschuhe, Kopfschutz und, unter den Arm eingeklemmt, ein paar Tuben und Büchsen.

Es entstand ein bißchen Bewegung um die Tür herum, aus der sie traten. Der ganze Raum war zum Bersten mit Männern gefüllt, die warteten. Sie standen um die beiden Ringe herum, sie nahmen die wenigen Sitzplätze ein, die es gab, sie standen auf der Treppe, die zu den oberen Trainingsräumen führte, und auf der Galerie, die diesen Räumen vorgebaut war. Erst durch die Bewegung wurden die Wartenden aufmerksam. Einige begannen zu klatschen. Der Besitzer des Trainingsaaes trat auf den Champion zu und reichte ihm die Hand. Verschiedene andere Männer in der Umgebung des Champions schüttelten die Hände und sagten „Hallo“ und „Wie gehts, alter Junge...“ Ein paar Kameramänner schoben sich eilig durchs Gedränge, riefen dem Champion etwas zu, dann blitzten ihre Lichter auf. Einige Reporter erhoben sich von den Stühlen, auf denen sie gesessen hatten, und schlenderten herbei. Dann sprang der Champion in den Ring. Wieder erscholl Beifall, diesmal lauter, denn nun konnten ihn alle sehen. Der zweite Ring, in dem noch soeben einige Jungens mit ihrem Schatten geboxt hatten, wurde sofort geräumt. Es war nun ganz still, als der Champion von dem Besitzer des Trainingsaaes vorgestellt wurde. Gleich darauf wurden ihm Handschuhe und Kopfschutz angelegt und sein Gesicht wurde gehörig eingefettet. Eine schrille Glocke ertönte, es war so, als ob ein Telephon läutete. Der Champion wendete sich um.

Erst jetzt bemerkte ich, daß noch ein zweiter Boxer in den Ring gekommen war; er war jünger, ein bißchen größer und viel schmäler als der Champion. Der Champion stürzte sich sogleich auf ihn. Er ließ seine Linke vorschnellen und folgte mit einem kurzen rechten Haken, indem er sich nach vorn warf.

Der Junge nahm die Linke, sprang aber dann zur Seite, so daß der Haken in die Luft geschlagen wurde. Sogleich waren sie aneinander und bearbeiteten, mit hängenden Köpfen, den Bauch und die Seiten des andern. Dann schob der Champion den Jungen von sich und schlug, ihm nachgehend, zwei kurze Haken, die den Jungen kaum streiften.

„Links, links“, rief der Mann mit Hut und Zigarre, der an einem der Ringpfosten stand, dem Champion zu. Der Champion schlug ein paar linke Gerade. Sie trafen in die Luft, denn der Junge war zurückgesprungen. Nun war er wieder da und schlug seine Linke auf die Nase des Champions.

Neben mir stand ein dicker Mann, der überhaupt kein Haar auf dem Kopf hatte. Ein Manager, ich hatte sogar einmal seinen Namen gekannt, Miller oder so ähnlich. Ich fragte: „Wie heißt der Junge?“

„Wer?“ fragte er zurück. Er zog ein Taschentuch heraus und wischte sich über den Schädel.

Ich sah mir den Jungen an. Er mochte 135 oder 140 Pfund wiegen, er war sehr viel leichter als der Champion. Er mochte 21 oder 22 Jahre alt sein. Er boxte noch nicht lange, sein Gesicht war noch nicht zerschlagen.

Der Champion schlug einen sehr schönen linken Haken und, nachgehend, einen rechten Uppercut. Der Junge wich zurück. Es kam Bewegung in die Zuschauer. Sie riefen und klatschten. Hinter mir sagte ein Reporter zu dem Mann mit dem Hut und der Zigarre: „Der linke Haken! Groß!“ Der Angeredete grunzte, ohne den Blick vom Ring abzuwenden.

Der Junge war jetzt in eine Ecke gedrängt. Er hatte beide Arme vor dem Gesicht. Infolgedessen bearbeitete der Champion seinen Körper mit ungezählten Haken. Die Schläge mußten ihm wehe tun, trotz der dicken Trainingshandschuhe. Die rechte Seite färbte sich rot. Plötzlich war er aus der Ecke heraus. Aber der Champion klebte an ihm, ließ nicht locker. Er schlug mit beiden Händen, freilich nicht voll, aber doch so, daß der Junge überhaupt nicht dazu kam, irgend etwas zu tun.

„Wenn er dieses Tempo im Kampf durchhalten kann...“ sagte einer der Reporter.

„Das ist doch gar nichts“, sagte der Mann in Hemdsärmeln.

Der Junge hatte etwas Distanz gewonnen, stach zwei, drei Linke, umtänzelte den Champion. Ich sah ihn mir ein bißchen genauer an. Er war hübsch. Das schwarze Haar, das sorgfältig gescheitelt und geglättet gewesen war, begann sich zu lockern; eine Strähne fiel in die Stirn. Die Augen waren dunkel und groß, die Nase gerade und ein wenig zu schmal. Der Körper langaufgeschossen, schlank in den Hüften, und die Schultern waren noch recht schmal, obwohl sie sich zu entwickeln begannen. Das Beste waren die Beine: lang, muskulös, federnd.

Der Champion verteidigte sich jetzt überhaupt nicht, er ließ den Jungen mit beiden Händen schlagen, duckte nur ab und rollte mit dem Oberkörper, so daß die meisten Schläge vorbeingingen. Ein paar Zuschauer lachten. Der Champion schlug aus geduckter Haltung plötzlich einen linken Haken in der Höhe seines Kopfes, der genau auf der Nase des Jungen landete. Der flog

gegen die Seile. Ein Tropfen Blut zeigte sich. Die telephonartige Glocke läutete. Der Champion, im Begriff, dem Jungen zu folgen, stoppte und ging in seine Ecke zurück. Der Mann in Hemdärmeln trocknete ihn ab, gab ihm eine Flasche.

Plötzlich sprachen alle im Saal zur gleichen Zeit. Man mußte schreien, um sich verständlich zu machen. Eine Blitzlichtlampe leuchtete auf. Ein rothaariger junger Mann sagte sehr schnell zu einem der Reporter: „Wenn wir ins Trainingscamp gehen, wird das wieder ein Theater wegen des Essens geben. Er ißt nämlich nur, was seine Mutter gekocht hat. Das letzte Mal, als wir . . .“ „Ach wirklich“, sagte der Reporter mit tiefer Verachtung und wendete dem Rothaarigen den Rücken.

Der Junge stand allein in seiner Ecke. Irgend jemand hatte ihm ein Handtuch zugeworfen, damit trocknete er sich jetzt etwas ab. Er atmete schnell. Sein Gesicht war naß.

Der Mann, der Miller hieß oder so ähnlich, sagte plötzlich: „Er heißt Jimmy Rossi. Ein Weltergewicht. Möglichkeiten.“

Ich sagte: „So.“

Der Mann mit Hut und Zigarre redete auf den Champion ein. Der Champion nickte mehrmals. Der Mann in Hemdsärmeln rückte ihm den Kopfschutz zu-recht und schob ihm den Mundschutz zwischen die Lippen. Der Dicke neben mir sagte: „Sie wollen was zeigen, weil Presse da ist. Passen Sie auf!“ Die Glocke ertönte.

Die beiden umtanzten einander und tauschten Linke aus. Das Tempo war beträchtlich. Man hörte das heftige Ein- und Ausatmen des Champions durch den ganzen Saal.

Der Rothaarige war jetzt bei einem anderen Journalisten. Er sprach hastig auf ihn ein: „ . . . und da sagte er: warum, zum Teufel, soll ich Golf spielen? Bobby Jones boxt ja auch nicht . . .“ Der Rothaarige lachte ein bißchen, versuchsweise. Der Reporter verzog keine Miene. Aber er kritzelte etwas auf seinen Notizblock, bevor er sich wieder dem Ring zuwandte. Der Rothaarige schien zufrieden.

Der Champion schlug viel, aber nicht voll, er deutete seine Schläge an, markierte, konzentrierte sich darauf, den Schlägen des Jungen auszuweichen. Aber das gelang ihm nicht immer. Der Junge landete eine ganze Reihe von Haken, die unterhalb der Ohren, freilich auf dem Kopfschutz auffielen. Ein Reporter murmelte: „Noch zu offen! Wenn er so mit dem Neger boxt . . .!“ Der Mann mit dem Hut und der Zigarre rief in den Ring hinauf: „Los!“ Dann nahm er die Zigarre aus dem Mund. Zum erstenmal seit Beginn des Trainings.

Der Champion grinste zu ihm hinunter. Dann schob er mit beiden Handschuhen den Jungen von sich. Im nächsten Augenblick hatte er seine sehr präzise linke Gerade geschlagen. Der Junge sprang einen Schritt nach rechts, um dem rechten Haken, den er voraussah, zu entgehen. So lief er in den linken Haken, der ihn mit voller Wucht an der Schläfe traf. Seine Beine wurden weich. Die Arme sanken ihm herunter.

Der Mann mit Hut und Zigarre rief: „So wars richtig!“ Ein Blitzlicht flammte auf. Jetzt schlug der Junge auf den Ringboden auf. Der Champion sprang auf ihn zu, um ihm aufzuhelfen. „Einen Augenblick!“ schrieen ein paar Stimmen zur gleichen Zeit. Der Champion wendete sich um, die Arme helfend nach dem am Boden Liegenden ausgestreckt. Mehrere Blitzlichter flammten auf. Der Dicke neben mir sagte sarkastisch: „Natürlich, weil Presse da ist!“ Der Rothaarige stand jetzt hinter mir und brüllte: „Wir haben die größten Schwierigkeiten, Sparringspartner zu bekommen. Alle haben Angst vor ihm. Letztes Jahr, als wir für den Franzosen trainierten . . .“ Man klatschte und schrie, alles redete durcheinander, der Lärm wurde unbeschreiblich. Ich brüllte zurück: „Ich bin kein Reporter!“

Der Rothaarige drehte sich wortlos um.

Der Junge richtete sich langsam auf, schüttelte seinen Kopf, betastete sein Gesicht. Ich sagte zu dem Dicken, der Miller hieß oder so ähnlich: „Was bekommt er denn für diese zwei Runden?“

Der Dicke zuckte die Achseln, antwortete aber: „Vermutlich zehn Dollar. Aber nur, weil er mit dem Champion sparrt. Andere zahlen viel weniger. Zwei Dollar oder fünf für ein paar Runden. Und manche zahlen gar nichts. Haben selbst nichts . . .“

Der Champion stand wieder in seiner Ecke. Die Glocke läutete. Ein neuer Sparringspartner sprang in den Ring, verbeugte sich nach allen Seiten, wurde ein wenig beklatscht. Der Champion gurgelte.

Der Junge stieg langsam aus dem Ring. Niemand schien ihn zu beachten. Der Dicke neben mir sagte: „Ja, wenn er ein Schwergewicht wäre. Die Schwergewichte können besser für ihre Trainingspartner zahlen. Sie richten sie auch schlimmer zu.“

Wieder läutete die Glocke. Der neue Sparringspartner sprang auf den Champion zu. Sie boxten zwei Runden zusammen, die ohne besondere Zwischenfälle verliefen. Dann boxte der Champion noch eine weitere Runde mit einem dritten Sparringspartner und dann noch eine mit seinem Schatten. Ich drängte mich langsam vor Treppe vor und stieg hinauf. Oben war der Saal mit den Punchingbällen und den Sandsäcken; hier sprangen die Boxer auch Seil. Ungefähr zehn Jungen hüpfen Seil. Sie standen ein bißchen durcheinander, aber der gleichartige Rhythmus der sich drehenden Arme und der wippenden Beine machte, daß sie als geschlossene Gruppe wirkten. Ich mußte unwillkürlich an eine Ballettschule denken. Wenn die Glocke läutete, hörten sie auf, wischten sich den Schweiß mit dem Handrücken vom Gesicht, atmeten langsamer und tiefer, wenn die Glocke wieder ertönte, begannen sie wieder mit ihren Übungen. Jimmy Rossi war unter ihnen. Er arbeitete leicht, sein Atem ging regelmäßig. Als er Pause machte, ging der dicke Miller auf ihn zu und sagte etwas.

Nun kam auch der Champion die Treppe herauf, gefolgt von den Reportern, Photographen und ein paar Dutzend anderer Männer. Die meisten mußten unten bleiben, es war hier oben nicht so viel Platz. Der Champion stürzte sich sogleich auf einen der Sandsäcke. Er schlug sehr hart auf ihn ein. Er

trat dicht an ihn heran und versetzte ihm einen Uppercut, und immer ging seine Schulter, ging der ganze Mann mit dem Schlag mit. Der Sack wich zur Seite, aber der Champion stieß ihn mit einer Hand wieder in Position und schlug sofort wieder auf ihn ein. Es war wirklich sehr viel Kraft in diesen Schlägen. Sie könnten einem wehe tun, dachte ich sinnloserweise, denn sie konnten doch dem Sandsack nicht wehe tun. Er würde genau so auf Menschen einschlagen, um sich in Form zu bringen, dachte ich, für ihn sind dann eben Sparringspartner auch nur Sandsäcke, dachte ich. Man sah ihm mit Respekt zu. Ich blickte wieder zu den hüpfenden Boxern hinüber. Miller oder wie er hieß, stand neben mir. Er trocknete sich den Schädel ab.

Ich sagte: „Sie halten was von diesem . . . Rossi?“

Er sagte: „Wollen Sie ihn kaufen?“

Ich zuckte die Achsel.

Er sagte schnell: „Jimmy? Jimmy hat Zukunft! Jimmy hat eine gute Linke. Natürlich muß er noch viel lernen. Der Jammer ist, diese Jungens haben meist keine guten Trainer.“

„Gehört er Ihnen denn?“

„Nein. Aber ich kenne den Mann, der den Kontrakt hat. Es ließe sich etwas machen. Ich könnte ja einmal hören . . .“ Er sah mich aufmerksam an.

„Wenn er Möglichkeiten hat, warum läßt man ihn denn dann mit dem Champion sparren?“ wollte ich wissen.

„Warum nicht? Die Jungens können dabei doch oft etwas lernen . . . Ich weiß“, beeilte er sich zu sagen, „ich weiß, was Sie sagen wollen. Aber das ist nicht immer so. Viele gute Boxer lassen ihren Partner stehen und tun ihm nicht unnötig weh. Besonders, wenn keine Presse da ist.“

Neben uns standen zwei Männer, offenbar Manager und betrachteten kritisch die Seilhüpfenden. Sie stritten sich über einen Jungen namens Joe. Sie schätzten seinen Körper und seine einzelnen Körperteile ab. Sie zerlegten diesen Mann Joe in ihrer Rede und Gegenrede wie ein Metzger ein großes Stück Fleisch. Aber sie konnten sich offenbar über den Preis nicht einigen. Miller sagte: „Schließlich, warum soll so ein Junge nicht auch ein bißchen Geld verdienen? Zehn Dollar für zwei Runden, das ist doch Geld.“

„Wieviel verdient er denn . . . so im Jahr?“

Miller war vorsichtig. „Das hat aber mit dem Preis des Kontrakts nichts zu tun . . .“

Ich mußte lachen . . . „Lassen Sie mich doch mit Ihrem Kontrakt in Ruhe. Ich will ihn nicht kaufen.“

„Ach so“, sagte Miller, war aber keineswegs überzeugt. „Also lassen Sie einmal sehen. So ein Junge wie Jimmy . . . er kämpft natürlich nur in den kleineren Ringen . . . wenn er Glück hat, bekommt er auch mal einen Kampf im Madison Square Garden oder im Hippodrome, aber damit kann man nicht rechnen . . . also, sagen wir mal 25 Dollar für vier Runden . . . oder, wenn er einschlägt und den Kunden gefällt, 50 oder 100 oder vielleicht so-

gar 150 für sechs und acht Runden. Aber das sind ja dann schon Hauptkämpfe.“

„Und wie oft kann er kämpfen...?“

„Wenn ihm nichts passiert... immer. Also sagen wir mal zwanzigmal im Jahr.“

„Also 500 bis 1000 Dollar pro Jahr?“

„Eher ein bißchen mehr. So zwischen 1000 und 1500. Ja“, gab Miller zu.

„Das ist nicht viel. Aber es ist ja nur der Anfang.“

Ich wollte es genau wissen. „Und davon geht ab? Zum Beispiel, was zieht sein Manager davon ab?“

Miller war fast entrüstet. „Nichts. Wirklich nichts. Von den kleinen Boxern nehmen wir nichts. Wirklich gar nichts. Die managen wir sozusagen auf Spekulation. Werden sie was, dann verdienen wir. Werden sie nichts, dann haben wir mal umsonst gearbeitet. Natürlich“, fügte er hinzu, „dürfen sie uns nichts kosten. Die kleinen Ausgaben müssen sie schon selbst bestreiten. Training, Trainingshandschuhe, ein paar Dollar für Helfer etc. Aber das sind wirklich nur ein paar Dollar...“

Hinter uns sagte der Rothaarige zu einem Reporter: „Die Sache in Los Angeles war so gut wie abgeschlossen. Fünfzig Prozent sollten wir haben. Aber nur 10 000 Dollar Garantie. Der Champ hat einfach gelacht. Unter 25 000 Garantie zieht er die Handschuhe gar nicht an. Schließlich sind wir ja kein Wohltätigkeitsverein.“

Ich sagte: „Also, alles in allem verdient so ein kleiner Boxer so 15 bis 20 Dollar pro Woche. Weniger als ein ungelernter Arbeiter. Ebensoviel wie ein kleiner Bureauangestellter...“

Hinter uns sagte der Rothaarige: „Es war ganz richtig, daß wir hierherkamen. Im Osten wird richtiges Geld gemacht. Nur im Osten. Wissen Sie, daß in diesem Jahr allein im Staat New York mehr als zwei Millionen mit Boxen eingenommen werden?“ Er ließ dem Angeredeten nicht die Zeit, die Frage zu beantworten und fuhr fort: „Ich wollte, ich hätte das verdient, was Schmeling und Joe Louis an Einkommensteuern bezahlen müssen...“

Der Champion war mit dem Sandsack fertig und auch mit dem Punchingball, und begab sich mit seinem Gefolge wieder die Treppe hinunter. Gleich darauf verschwand er im Privاتبureau des Mannes, dem der Trainingssaal gehörte. Ich sah ihm von der Galerie aus nach. Miller kam mir nach. Er rechnete noch immer: „Das ist natürlich nur der Anfang. Schließlich hat ein Boxer ja größere Möglichkeiten als ein Liftjunge.“

„Ja“, sagte ich, „größere Möglichkeiten, zerschlagen zu werden.“

Miller gab es auf. Ich war schon auf der Treppe, als er mir auf die Schulter klopfte. Ich drehte mich um. Vor mir stand Jimmy Rossi, ein bißchen verschwitzt, ziemlich heftig atmend, ein Handtuch um die Schultern, das Seil in der Linken. Miller sagte: „Jimmy, ich möchte, daß du einen meiner Freunde kennenlernst. Dies ist Jimmy Rossi. Mister...“ er sah mich fragend an.

Ich nannte meinen Namen.

„Hallo“, sagte Jimmy.

„Hallo“, sagte ich. Wir schüttelten die Hände. Jimmys Hand war bandagiert. Jimmy sagte: „Ich sehe Sie nachher“, und lief die Treppe hinunter, in der Richtung der Duschräume.

Auch ich ging wieder hinunter. Es war jetzt viel leerer geworden. Die meisten Zuschauer waren fortgegangen, nachdem der Champion sein Training beendet hatte. Ich ließ mich auf einen Stuhl fallen, der in erster Reihe vor den Ringen stand.

Ich zündete mir eine Zigarette an.

Der Saal war ungefähr zum dritten Teil von den beiden Ringen ausgefüllt. Eigentlich hätten ihn die beiden hohen, durch zwei Stockwerke gehenden Fenster genügend erhellen müssen. Trotzdem herrschte eine Art düsteres Halbdunkel, das durch den Scheinwerfer, der über den beiden Ringen hing und diese taghell erleuchtete, eher noch verstärkt wurde. Alles, außerhalb der Ringe, war ein wenig grau, verschwommen, undeutlich. Blauer Zigarrenrauch stand in dicken Schwaden in der Luft, es stank nach kaltem Rauch, nach Schweiß, nach Massageöl, nach Menschenleibern. Man hörte das Scharen der Füße auf dem Ringboden, das Krachen der Balken, auf denen die Ringe errichtet waren, wenn die Boxer umhersprangen. Gesprächsfetzen, Lachen, man hörte das schrille Klingeln des Telefons und wie einer einen rief, der am Telefon gewünscht wurde. Von oben kam das Knattern der Punchingbälle. Alle drei Minuten ertönte die Glocke, die an ein Telefon erinnerte. Dann hörten die Männer im Ring zu boxen auf und verschwanden, um anderen Platz zu machen oder warteten, bis nach einer Minute die Glocke abermals ertönte, und boxten dann weiter.

Jetzt boxte ein Halbschwergewichtler, den ich kannte. Ich hatte ihn vor zwei oder drei Jahren einige Male im Madison Square Garden gesehen. Er schien mir damals ganz gut. Inzwischen hatte ich ihn nicht mehr boxen sehen. Ich erkannte ihn gleich, obwohl er sich ziemlich verändert hatte. Er war schwer geworden. Um seinen Bauch hing eine dicke Lage Fett. Sein Gesicht schien größer, schwerer, ein wenig aufgedunsen. Er stürzte sich auf seinen Gegner, einen jungen, sehnigen Neger. Der Neger tanzte um ihn herum und steckte ihm immerfort die Linke ins Gesicht. Der Dicke konnte der Linken nicht entgehen, immer bekam er sie ins Gesicht. Und er konnte den Neger auch nicht erwischen, obwohl er seine beiden Fäuste nach ihm schwang. Der Neger tanzte immer wieder außer Reichweite. Schon nach einer Minute begann der Dicke zu keuchen.

Aus der Tür, hinter der der Champion verschwunden war, kam jetzt ein älterer Herr, dunkel gekleidet, eine kleine Handtasche in der Linken. Einer der Ärzte der New-Yorker Athletic Commission, die das Boxen und die Boxer im Staate New York beaufsichtigte; ich kannte ihn flüchtig. Die Reporter schlenderten auf ihn zu: „Alles ist in bester Ordnung, meine Herren“ sagte er zu ihnen, „wenn es nach mir ginge, könnte der Champion schon morgen boxen. Hochform. Herzschlag völlig normal . . .“ Die Reporter notierten, was er weiter sagte.

Die Glocke läutete. Schwer keuchend ging der Dicke in seine Ecke zurück. Ich

rechnete. Der Mann konnte höchstens dreißig Jahre alt sein. Aber der Neger war sicher zwanzig, allerhöchstens einundzwanzig. Er hatte es leicht, um den anderen herumzutanzten, bis dem die Luft wegblieb. In zehn Jahren würde irgendein anderer um ihn herumtanzen, bis er röchelte.

Der Dicke lehnte erschöpft in der Ecke und gurgelte. Ein Trainer trocknete ihn ab. Ich kannte ihn, er hieß Lou. Lou sprach auf seinen Boxer ein und schob ihn, als die Glocke ertönte, wieder in den Ring.

Der Arzt sah mich und kam zu mir herüber. Er setzte sich neben mich. Er sagte: „Es ist natürlich Unsinn, daß ich hierherkam, um den Champion zu untersuchen. Erstens wissen wir, daß er okay ist, zweitens besagt das so viele Wochen vor dem Kampf gar nichts. Na ja, was tut man nicht alles, um den Boxern ein bißchen Publicity zu verschaffen. Aber“, fuhr er fort, „ich komme ganz gern mal in die Trainingshallen. Man bekommt einen guten Überblick. Man sieht oft Dinge, die man an den Kampfenden, zu denen man abkommandiert wird, nicht zu sehen bekommt.“

Er sah zum Ring hinauf und wurde plötzlich ernst. Ich folgte der Richtung seiner Augen. Ich sah die Beine des zu dick gewordenen Boxers. Diese Beine gehörten einem uralten Mann. Es waren dies Beine, die abgestorben schienen. Beine von grauweißer Farbe, Beine, deren Fleisch ganz lose, weich wirkte. Es waren Beine, die bei jedem Schlag zitterten und nachzugeben schienen. Der Arzt winkte Lou heran. Er sagte: „Du weißt doch, er hat keine Lizenz. Warum trainiert er denn?“

Lou sagte: „Er hat einen Vertrag bekommen... irgendwo im Mittelwesten...“

„Du meinst, er wird für zweihundert Dollar oder so zusammengeschlagen und der Veranstalter kassiert einen Tausender auf seinen ehemals guten Namen ein?“

Lou sagte: „Er hat eine Frau und drei kleine Kinder...“

Der Arzt sagte: „Noch ein paar solcher Kämpfe und du kannst ihn gleich ins Krankenhaus bringen lassen. Das ist Mord, und du weißt es.“

Lou warf einen schnellen Blick auf den Ring und dämpfte die Stimme, als er wieder zu uns sprach: „Was soll ich tun, Doktor? Sie kennen mich. Sie wissen, ich tue es nicht gern. Aber der Mann verhungert. Sehen Sie, als es ihm gut ging, war ich sein Trainer und hab gut verdient. Jetzt kann ich ihn doch nicht einfach im Stich lassen. Er hat mich gebeten, ihn für diesen Kampf zu trainieren. Ich bekomme ja nichts dafür. Mein Gott, er hat ja nichts, er kann ja nicht einmal seine Miete bezahlen. Ich selbst habe ihm gestern fünf Dollar geliehen. Er hat doch eine Frau und drei Kinder.“

Der Arzt schwieg.

Lou begann von neuem: „Was soll ich tun? Es ist die Hölle, so einen in den Ring zu stoßen und zu sagen: kämpfe! Denn ich weiß, er kann nicht kämpfen. Und ich weiß, er hat Angst. Oh, viele haben Angst vor den Schmerzen und vor dem Ende, wenn sie erst mal soweit sind...“

Der Arzt schwieg noch immer. Lou ging wieder zum Ring zurück.

Ich sagte: „Warum haben Sie nichts gesagt?“

„Was sollte ich sagen? Was kann man da sagen? Wir von der Commission sind dazu da, dafür zu sorgen, daß die Boxer nicht kaputtgeschlagen werden. Es ist nicht schön, zu verhungern, aber . . .“ er zuckte die Achseln.

„Die Commission entzieht vielen Boxern die Lizenz?“

„Wir entziehen nur dann die Lizenz, wenn wir sehen, daß sie nichts taugen, oder daß sie nichts mehr taugen. Das letzte ist das Schlimmere. Wie wenig Boxer wissen, wann sie fertig sind? Sie wollen alle ein Comeback machen. Sie wissen nicht, daß sie nur noch lebende Sandsäcke sind. Wenn man das noch lebend nennen kann.“ Plötzlich sagte er: „Kommen Sie, wir wollen etwas trinken gehen.“

Aber es war zu spät. Der dicke Boxer hatte uns entdeckt, als er schweißtriend aus dem Ring kletterte. Er kam auf uns zu und begrüßte den Arzt. Er sagte: „Sehen Sie, Doktor, ich komme wieder ganz gut in Form. Passen Sie auf, meine Pechsträhne ist überwunden. Nächstens komme ich auf die Commission und Sie werden mir doch wieder eine Lizenz geben müssen!“

Wir gingen zu der kleinen Bar im Hintergrund des Saales und bestellten jeder eine Orangeade. Der Doktor trank einen Schluck: „Die wenigsten wissen, wann sie aufhören müssen. Die wenigsten haben Geld genug, um rechtzeitig aufzuhören, selbst wenn sie es wüßten.“

Lou kam zu uns heran. Er sagte: „Es sind die Frauen. Die Frauen machen sie kaputt. Die Frauen und das Trinken. Man kann nicht schwere Schläge einstecken, wenn man nicht vernünftig lebt. Es sind nicht die Schläge, es sind die Frauen“, wiederholte er eigensinnig.

Der Doktor schüttelte den Kopf: „Nein. Es sind die Schläge. Jeder Mensch kann nur eine gewisse Anzahl von Schlägen nehmen. Die Grenze ist verschieden, aber bei jedem gibt es eine Grenze. Und wenn sie erreicht ist, dann ist der Mann eben fertig.“

Ein Mann ging vorbei und grüßte. Wir sahen ihm nach. Er zog ein Bein ein wenig nach. Der Doktor sagte: „Sie wissen, wer das war? Ein ehemaliger Weltmeister. Vor ein paar Jahren noch waren die Zeitungen voll von ihm. Er soll mehr als 300 000 Dollar verdient haben. Hat heute keinen Dollar mehr. Aus. Fertig.“

„Es waren die Frauen . . . nur die Frauen bei ihm“, sagte Lou ein bißchen feindselig, „die Frauen haben ihn weich gemacht.“ Und er ging weiter.

Der Doktor sagte: „Sehen Sie, er liebt die Boxer und liebt das Boxen und deshalb will er nicht, daß man etwas dagegen sagt. Mein Gott, ich will ja gar nichts sagen. Boxen ist ein großer Sport. Boxen baut den Körper auf.“

Ich nickte in der Richtung des ehemaligen Weltmeisters. „Weichgeschlagen?“ „Und ob. Einer von vielen. Beginnt mit vielen blaugeschlagenen Augen. Ein blaues Auge ist harmlos, versteht sich. Aber Augen sind nicht dazu da, daß man ewig auf sie einschlägt. Kleine Blutungen im Gehirn. Druck auf die Nerven. Kleine Unsicherheiten beim Laufen. Schlechtes Sehen, Zucken im Gesicht, viele Symptome. Es ist nicht lustig.“

„Unheilbar?“

„Unheilbar.“ Er schwieg eine kleine Weile. „Absolut unfähig zu jeder Ar-

beit. Aber, was kann denn ein gewesener Boxer überhaupt anfangen? Wenn sie dreißig sind, sind sie fertig. Und etwas anderes als Boxen haben sie nicht gelernt.“

Jimmy Rossi war herangekommen. Er trug einen hellen Anzug und eine bunte Krawatte. Den Hut hatte er weit aus der Stirn geschoben. Ich fragte ihn, ob er etwas trinken wolle. Er bestellte ein Glas Milch. Der Doktor sah nach der Uhr und trank seine Orangeade aus. Dann sagte er: „Man liest zu viel von denen, die Erfolg haben.“

Er ging. Jimmy trank seine Milch in kleinen Schlucken. Ich zahlte.

„Haben Sie gehört, was der Doktor gesagt hat! Das klingt nicht sehr ermutigend, Jimmy, wie...?“

Jimmy lachte. „Nein. Aber man muß sich ja nicht k. o. schlagen lassen. Man muß den anderen k. o. schlagen.“

Wir gingen zu den Stuhlreihen und setzten uns. Ich sah Jimmy an. Merkwürdig, angezogen wirkte er nicht ganz so jung wie im Ring. Das Gesicht war älter als der Körper. den jetzt der Anzug verdeckte. Wenn man es aus nächster Nähe betrachtete, dann spürte man, daß Entschlossenheit darin lag, die hundertprozentige grausame Entschlossenheit, die vielleicht nur ein junger Mensch besitzen kann, und die ihn doch schon wiederum unjung macht. Plötzlich fiel mir auf, daß fast alle Männer, die hier saßen und dem Training zusahen, diesen entschlossenen und grausamen Blick hatten. Sie waren meist jung, viele allerhöchstens siebzehn, achtzehn Jahre, kaum einer über dreißig. Sie waren alle brennend interessiert, wichen, seit zwei Stunden schon, mit keinem Blick vom Ring, ihre Bemerkungen und Reaktionen verrieten, daß sie was verstanden. Sie sahen kräftig aus, und sicher boxten die meisten, wenn ihr Beruf ihnen Zeit dazu ließ, und, falls sie keinen hatten, wenn sie die paar Dollars dazu auftreiben konnten. Aber auch hier, wo sie nur zusahen, hatten sie diesen Blick, der Entschlossenheit bekundete, den Gegner zu vernichten.

Inzwischen erzählte Jimmy. Er war zwanzig Jahre alt und stammte aus einer kleinen Stadt aus dem Süden. Er hatte drei Jahre lang als Amateur geboxt und war dann Professional geworden. Aber in der kleinen Stadt gab es keine Gegner und keine Veranstalter. So war er nach New York gekommen. Am Anfang hatte er ein wenig Geld gehabt, aber das war lange verbraucht. Man schlug sich so durch. Man boxte, man vermietete sich als Sparringspartner, man hungerte auch einmal.

„Ich brauche nicht viel“, sagte Jimmy. „Ich habe ein kleines möbliertes Zimmer. Das meiste Geld geht für Essen drauf, denn daran darf man nicht sparen, wo sollte sonst die Kraft herkommen?“

„Und wie denken Sie sich das weiter?“

„Das einzige, was ich brauche, ist eine Gelegenheit, zu zeigen, was ich kann. Was können denn schon die andern? Sehen Sie sich doch die Weltmeister einmal an, die wir haben, die Herausforderer. Die schlag ich doch alle zusammen, wenn man mir eine Chance gibt...“

„Nun, ich habe heute gesehen, daß Sie ganz nett zusammengeschlagen worden sind...“

Jimmy schwieg einen Augenblick. „Na, ja. War ja auch nicht meine Gewichtsklasse. Immerhin, es war nur ein Zufallstreffer. Wenn ich nochmal mit ihm sparre, dann sollen Sie mal sehen, wie ich...“

„Ich weiß nicht, ob ich mich als Sparringspartner vermieten würde, wenn ich Sie wäre... Man steckt doch eine Menge ein...“

„Ja, das habe ich mir auch schon gedacht.“ Er dachte eine Weile nach. „Aber sehen Sie, ich brauche das Geld. Wenigstens bis ich ein paar größere Kämpfe bekomme...“ Ich wollte etwas sagen, aber er fuhr sehr schnell fort. „Oh, es ist nicht nur das Geld. Sehen Sie mal, wenn man mit einem bekannten Boxer oder gar einem Weltmeister sparrt, dann sind immer ein paar Journalisten da und ein paar Veranstalter. Verstehen Sie, das ist eine Chance. Wenn es mir einmal gelingt, meine Linke voll zu landen, und seien Sie sicher, niemand hält diese Linke aus, und der Champ geht zu Boden, dann bin ich ein gemachter Mann, dann bekomme ich soviel Kämpfe, wie ich will...“

Ich sah ihn an. „Sagen Sie mal, weiß das eigentlich so ein Champion, der Sie engagiert, um zu trainieren, daß Sie ihn zu Boden schlagen wollen?“

Jimmy zuckte die Achsel. „Vermutlich. Er hat ja auch mich auf den Boden gelegt. Dieses Geschäft ist Kampf.“ Wieder war der entschlossene, grausame Blick in seinen Augen.

Ich sagte: „Und was dann... wenn Sie ihre Chance bekommen?“

„Oh, dann ist alles ganz einfach. Die schlage ich schon, die schlage ich alle zusammen. In einem Jahr bin ich Weltmeister. Sie werden schon sehen...“

Ich wollte ihn fragen, ob er ein einziges Wort von dem glaube, was er da gesprochen hatte. Aber er war jung und wohl ziemlich dumm, und so glaubte er wohl alles, was er sagte. Und so sagte ich nichts.

„Sehen Sie sich doch an, wer da ist? Wen habe ich da zu schlagen? Sind doch lauter Nichtskönner.“

Er glaubte daran. Sie alle glaubten. Ich sah auf. Drüben stand der Mann, der nicht mehr richtig gehen und sprechen konnte. Ich wollte auf ihn deuten und Jimmy sagen, daß er einmal Weltmeister gewesen sei. Aber ich sagte nur:

„Na, dann wünsche ich Ihnen Glück, Jimmy...“

Er ging. Weltmeister. Vielleicht hatte er recht. Vielleicht waren wirklich alle, die in seinem Weg standen, nichts wert, vielleicht konnte er wirklich etwas. Vielleicht war er in einem Jahr Weltmeister. Irgend jemand mußte ja Weltmeister werden und die andern zerschlagen. Aber wenn dieser Eine zwanzig Gegner k. o. schlug, dann gingen eben zwanzig Boxer k. o. Und die Wahrscheinlichkeit, daß Jimmy einer dieser zwanzig war... Aber was ging mich dieser Jimmy eigentlich an?

Ich stand auf. Der Saal hatte sich fast ganz geleert. Nur in einem der beiden Ringe wurde jetzt noch geboxt, nur eine Handvoll Manager standen herum. Ich schlenderte hinüber zu einer Gruppe von Managern. Der dicke, vermutliche Miller kam heran. „Netter Junge, dieser Jimmy“, sagte er.

„Ja“, sagte ich. Ich ließ ihn stehen und wanderte weiter. An den Wänden hingen eine Unmenge Bilder von jetzigen und ehemaligen Meistern mit persönlicher Widmung für den Besitzer des Trainingssaales. Ich betrachtete die Bilder. Eines betrachtete ich genauer. Es stellte einen jungen, sehr muskulösen Mann dar, vor Kraft und Unternehmungslust strotzend, lächelnd, überlegen, siegreich. Und ich betrachtete den Mann unweit von mir, der dieser junge Mann einmal gewesen war. Es war eine Ähnlichkeit vorhanden, aber nicht mehr. Der Körper schien eingeschrumpft, haltlos geworden, es sah aus, als habe er alle Knochen eingebüßt. Das Gesicht war jetzt glanzlos, ohne Energie. Die Augen verschwanden fast in tiefen Höhlen, die Nase war breit und krummgeschlagen. Der Mann vor mir sah aus wie der Vater jenes Jungen auf der Photographie. Ich sah auf das Datum der Widmung. Die Photographie war vor sieben Jahren gemacht worden.

Miller kam wieder heran. „Na, wie ist es mit dem Kontrakt? Ich glaube, ich kann ihn billig für Sie bekommen?“

Ich wollte einiges sagen. Ich wollte etwas von Gehirnerschütterungen sagen und Blutungen im Gehirn, und von Tumor und von Druck auf die Schädeldecke. Ich wollte etwas von Sprachstörungen, von Erblindung, von Verblödung sagen. Aber es hatte zu wenig Sinn, irgend etwas zu sagen. So sagte ich nur: „Ich werde mal darüber nachdenken . . .“

Die Tür zum Privatbureau des Besitzers öffnete sich und einer der Journalisten kam heraus. Er ging auf mich zu: „Kommen Sie mit? Ich muß etwas trinken.“

Wir gingen zum Ausgang.

Ich sagte plötzlich: „Sieben Jahre, mein Gott, sieben Jahre!“

Er sagte: „Was ist los?“

Ich sagte: „Ach . . . nichts!“

Er sagte: „Er hat mir ein Interview gegeben. Ein exklusives Interview. Lauter Unsinn, natürlich. Es ist immer der alte Schwachsinn . . .“

Ich sagte: „Sie sollten einmal etwas anderes machen. Weltmeister werden jeden Tag interviewt. Wer will das noch lesen. Warum interviewen Sie nicht einmal, sagen wir einmal, einen Sparringspartner . . .? Das wäre etwas anderes.“

„Sagten Sie Sparringspartner?“

„Ja. Der kleine Boxer. Der Mann, der für ein paar Dollar sich kaputtschlagen läßt, der lebende Sandsack. Der Bursche, der immer hofft, Weltmeister zu werden und der doch nur dazu dient, andere zu trainieren, die dann Weltmeister werden . . .“

Der Reporter sah mich mißtrauisch an. „Rührselige Geschichte, wie?“ „Ganz und gar nicht. Tatsachen. Ruhig, klar erzählen. Ohne Rührseligkeit. Zahlen. Zum Beispiel: Im Staat New York gibt es tausend Berufsboxer. Wieviel wurde im letzten Jahr im Staat New York eingenommen? Wieviel entfällt davon auf die Veranstalter, auf Reklame, auf Steuer? Wieviel entfällt davon auf die hundert bekannten und relativ prominenten Boxer? Der Rest entfällt

auf die rund neunhundert unbekannten Boxer. Das bedeutet für jeden einzelnen Boxer wieviel?“

„Wieviel?“

„Nicht einmal zehn Dollar pro Mann Durchschnitt, verlassen Sie sich darauf. Und wie lange? Wie lange währt das Leben eines Boxers? Wie lange hält er es aus?“

„Wie lange?“

„Wenn es hochkommt, zehn Jahre. Aber die meisten machen schon früher Schluß, viel früher.“

Wir waren stehengeblieben, jetzt schritten wir weiter, die Treppe hinunter, der Straße zu.

Ich sagte: „Jedesmal, wenn wir von einem neuen Mann lesen, daß er dreißig oder vierzig k. o. geschlagen hat, dann bedeutet das, daß dreißig oder vierzig Männer k. o. gegangen sind. Und wie oft kann ein Mann k. o. gehen?“

Der Reporter sagte: „Nein. Das würde niemanden interessieren. Wissen Sie, wir Amerikaner wollen Erfolgsgeschichten lesen, keine Mißerfolgsgeschichten. Mein Redakteur würde eine solche Geschichte in den Papierkorb werfen. Und er hätte wahrscheinlich recht.“

Wir standen jetzt auf der 8. Avenue und gingen langsam hinunter zur 42. Straße. Ich schüttelte den Kopf. „Es handelt sich hier nicht um Erfolg und Mißerfolg. Verstehen Sie nicht? Es handelt sich hier um Menschen, die systematisch zusammengeschlagen werden, die sich zusammenschlagen lassen, um nicht zu verhungern . . .“

Der Reporter grinste. „Ich verstehe schon. Aber warum geht denn das Publikum zu Boxkämpfen? Doch nicht um Wiegenlieder singen zu hören. Doch um zu sehen, wie Menschen zusammengeschlagen werden. Je blutiger es zugeht, um so besser. Wer ist populär? Der Boxer, der seine Gegner k. o. schlägt. Er ist nicht nur populär. Er wird zum Ideal der Menge, zum Helden des Vaterlandes. Beklagen Sie sich beim lieben Gott, Herr. Die Menschen sind brutal, sie wollen Blut fließen sehen. Heute mehr denn je. Es gab einmal eine Zeit, da war Boxen polizeilich verboten und wer dabei erwischt wurde, wurde verhaftet. Warum ist das heute nicht mehr so? Ist Boxen zarter geworden? Keineswegs. Ich will es Ihnen sagen: Das Leben ist brutaler geworden.“

Wir gingen immer noch die 8. Avenue hinunter. Er muß heute schon ziemlich viel getrunken haben, sonst hätte er nicht so viel geredet, dachte ich. Er lachte, als er mich am Arm nahm: „Ich weiß, was Sie jetzt denken. Natürlich habe ich getrunken. Wie glauben Sie denn, daß man das sonst aushalten würde? Können Sie die Zeitung lesen, ohne eine Flasche Whisky in der Nähe zu haben? Nun sehen Sie . . . Und wir sollen Zeitung machen, ohne uns zu betrinken . . . ? Es muß nett gewesen sein, Zeitung zu machen, als die Welt ein bißchen anders aussah. Aber heute . . .“

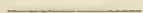
Wir standen vor einer Bar.

Der Reporter machte eine große Geste. Er umfaßte die Straße: ein paar

Dutzend Wolkenkratzer Manhattans, den Himmel, die Unendlichkeit gewissermaßen.

„Sparringspartner? Ich will Ihnen mal ein Geheimnis anvertrauen. Wir sind alle Sparringspartner. Alle. Der Omnibuschauffeur. Dieser Lastträger. Dieses Mädchen hier, das für eine Tasse Kaffee mit Ihnen schläft. Der Mixer da drinnen. Wir alle lassen uns verprügeln und k. o. schlagen, damit wir die paar Dollars haben, um weiterzuleben und weiter auf uns einschlagen zu lassen. Ich will ihnen etwas sagen. Ich bin auch ein Sparringspartner. Wissen Sie, was ich einmal schreiben wollte? Und das ist noch gar nicht so lange her! Ich will es Ihnen lieber gar nicht sagen . . . Wissen Sie, daß ich nur ein paar Jahre im Journalismus bleiben wollte, nur um die Routine zu erlernen? Wissen Sie, daß ich nun schon über zwanzig Jahre dabei bin? Und was schreibe ich: exklusive Interviews mit dem Weltmeister. Wissen Sie, was ich bin? Ich bin ein alter weichgeschlagener Sparringspartner. Jawohl, weichgeschlagen.“

Wir betraten die Bar. Der Reporter sagte: „Zwei Whisky. Meinen ohne Wasser.“



In unserer nächsten Nummer finden Sie die Ausschreibung eines Wettbewerbs um die beste Kurzgeschichte, Erzählung oder Novelle!



Zum 15. Todestag
W. I. LENINS

Wladimir Majakowski

WLADIMIR ILJITSCH LENIN

Wir
bestatten
den erdhaftesten
aller
vorübergehend
auf Erden Weilenden.
Erdhaft ist er,
doch nicht einer,
dessen Auge
festhängt
an seinem Trog.
Die Erde,
die ganze,
umfaßt er auf einmal,
sah

das,
was die Zeit verdeckt.
Wie ihr
und ich,
ganz genau so ist er,
nur
ist vielleicht
hart unterm Auge
von Gedanken
mehr als bei uns
zerfurcht die Haut,
und nur spöttischer sind
und härter die Lippen
als bei uns.
Nicht satrapische Härte

auf Triumphwagen,

die dich

zerdrückt

beim Reißen des Zügels.

Er war

zum Genossen

voll Liebe,

voll menschlicher Zärte.

Er war

zum Feind

voll Strenge

härter als Eisen.

Er kannte

Schwächen,

wie wir sie kennen.

Er wie wir

überwand Krankheiten.

Sagen wir

mir: ein Billard,

das Auge zu schulen,

das Schach aber ihm —

von größerem Nutzen

für Führer.

Und vom Schach

kam er dann

auf den wirklichen Feind.

erhob

zu Menschen

die Bauern von gestern,

so schuf er

die Diktatur der Arbeiter-Menschen

über den Gefängnisturm

des Kapitals.

Ihm

und uns

ist dasselbe teuer.

Wie kommts nur,

ich

in seiner Nähe hier

ich würde

mein Leben,

vor Entzücken benommen,

für einen

Atemzug von ihm

geben.

Doch nicht ich allein!

Bin ich denn

etwas Bessres?

Wir brauchen nicht zu rufen,

wir öffnen nur den Mund —

wer von euch

von Dörfern

von heißestem Willen

vom Stollen

schreitet nicht vorwärts?

Im Schwanken —

als hätte mich erfaßt

ein Überfluß an Wein und

Kummer —

triebhaft

versteck ich mich

vorm Straßenbahnnetz.

Wer

würde jetzt

beweinen

mein winziges Sterben

in Trauer

um diesen

Tod ohne Grenzen!

Unter Fahnen ziehn sie

dahin.

Als wären

von neuem —

die Russen

im Wandern.

Und der Säulensaal

erbebt,

jeder Fußbreit Boden.

Warum?

Wozu

und weshalb?

Der Telegraf

ist heiser

vom Trauergeheul.

Tränen von Schnee

von geröteten

Flaggenlidern.

Was tat er,

wer ist er

und woher
kam
dieser menschlichste Mensch?
Kurz ist
und bis zu den letzten Momenten
uns
bekannt
das Leben Uljanows.
Doch das lange Leben
Genossen Lenins
muß man schreiben
und beschreiben von neuem.
Vor langer Zeit
vor zweihundert Jahren etwa
ging auf
von Lenin
die erste Kunde.
Hört ihr —
die eiserne
und verzinnte
Jahrhunderte
durchschneidende
Stimme
des Urvaters, —
des ersten Dampfkessels
von Bromley und Gushon?
Das Kapital
Seine Majestät
die nichtgekrönte
die nicht bekränzte,
erklärt sich
als untertänig
die Kraft der Dorftöpel.
Die Stadt raubte,
raffte,
grapschte,
häufte voll
schmerzbäuchige Kassen,
an den Drehbänken aber
dürre und verbuckelt
erhob sich
die Arbeiterklasse.
Und schon
drohte sie —
über den Himmel trieben sie

die Schlote:
— Mit uns
pflastert ihr
die Wege zum Gold.
Wir gebären,
vermehren,
es kommt einmal
ein Mensch,
ein Kämpfer,
ein Strafer,
ein Rächer!
Und schon
mischen sich
Wolken und Schwaden,
gleichwie
Gemeine
eines Regiments,
Die Himmel
verdoppeln sich,
Schwaden
verstopfen die Wolken.
Die Waren
wachsen
zwischen Bettlern empor.
Der Direktor,
ein Glatzteufel,
brummelt nach dem Klappern
des Rechenschiebers:
„Krise!“
und plakatierte das Wort:
„Entlassung“.
Es sprenkelte
Süße
das Fliegengesäe,
Das Brot
als Samen
verdirbt in den Elevatoren,
und vor den Schaufenstern
aller Jelissejews*
krampft sich der Bauch,
hinschleppt sich die

* Größtes Delikatesswarenhaus Moskaus
in der Zarenzeit.

Arbeitslosigkeit.

Und es knurrte
im Leib der Schlupfwinkel,
deckt zu
das Kindergewimmerchen:
— Zur Arbeit,
zum Gewehr,
hier —
beide Hände!
Komm,
Beschützer
und Rückzahler!
Heda,
Kamel,
Eröffner der Kolonien!
Heda,
Kolonnen stählerner Schiffe!
Marsch
in die Wüsten,
glühender als Feuer!
Laßt schäumen den Schaum,
weißer als Papier!
Es beginnen
mit Schwarz sich zu tupfen
die Oasen
der Palmenwonnen.
Dort
zwischen
goldigen Plantagen
blökt los
der zerpeitschte Neger.
Uh-uh-u-u-u
u-u-u

Nil, mein Nil!

Plätschere und plätschre weg
die schwarzen Tage!
.
Ich
gebe all meine
tönende Dichterkraft
dir geb ich sie,
Angreiferklasse.
Das Proletariat —
plump und eng
dem,
für den
Kommunismus die Falle ist.
Für uns
ist dieses Wort —
mächtige Musik,
mächtig
Tote
zum Kampf zu erheben.
Die Etagen
schon
krümmen sich zitternd,
der Schrei der Keller
steigt durch die Etagen.
Wir durchbrechen
zu den Himmeln
in geöffnete Bläue.
Wir durchschreiten
einen steinernen Brunnen.
Es wird.
Von diesen Pritschen
der Arbeitersohn —
der Proletarierführer.

Gottfried Keller

1819—1890

Am 19. Juli 1939 sind hundertzwanzig Jahre seit der Geburt Gottfried Kellers verflossen. Dieser große Schweizer gehört zu den hervorragendsten wahrhaft demokratischen Dichtern der Weltliteratur. Zunächst hielt er sich für einen Maler, erkannte aber bald seine eigentliche Begabung. In seinem Tagebuch schreibt er 1843:

Ich habe nun einmal großen Drang zum Dichten. Warum sollte ich nicht probieren, was an der Sache ist? Lieber es wissen, als mich vielleicht heimlich immer für ein gewaltiges Genie halten und darüber das andere vernachlässigen.

Die Schweiz war damals der Zufluchtsort vieler begabter Deutscher, die wegen ihrer politischen revolutionären Gesinnung ihr Vaterland verließen oder verlassen mußten. Die entscheidenden Anregungen zu seiner Lyrik empfing Gottfried Keller durch Heinrich Heine, Georg Herwegh, Ferdinand Freiligrath und Anastasius Grün. Keller stand mit vielen politischen Flüchtlingen in intemem Verkehr. Von seiner Vaterstadt Zürich erhielt er 1848 ein Stipendium und ging zu seiner weiteren Ausbildung an die Universität Heidelberg. Dort besuchte er mit besonderem Eifer die Vorlesungen des Literaturhistorikers Hermann Hettner und des Philosophen Ludwig Feuerbach. Feuerbach übte den entscheidenden Einfluß auf sein Leben aus, der

in seiner klassisch monotonen, aber leidenschaftlichen Sprache dem allgemeinen Verständnis zugänglich, die Frage eines persönlichen Gottes um und um wendete und gleich einem Zaubervogel, der in einsamem Busch sitzt, den Gott aus der Brust von Tausenden hinwegsang.

Der Einfluß Feuerbachs ist in der Lyrik Kellers und in seinem großen autobiographischen Roman „Der grüne Heinrich“ unverkennbar. Von der träumerischen Melancholie seiner Jugendjahre drang er immer stärker und endgültig zu einem erdhaften Optimismus durch:

*Treten jetzo fest einher, nicht von eitlem Hoffen schwer
fühlen unter uns die Erde, noch verzagend vor Gefährde.*

Oder in seinem Abendlied:

*„Trinkt, o Augen, was die Wimper hält,
von dem goldnen Überfluß der Welt.“*

Keller widmete Herwegh und Freiligrath seine schönsten Gedichte. Er ironisierte den damals sehr berühmten mystischen „Geistesseher“ Justinus Kerner, der über die Zerstörung der Natur durch Industrie und Verkehr jammerte, folgendermaßen:

<i>„Was deine alten Pergamente von tollem Zauber kund dir tun, das seh ich durch die Elemente in Geistesdienst verwirklicht nun ...</i>	<i>durchs Morgenrot käm hergefahren — Wer möchte da nicht Fährmann sein?</i>
<i>Und wenn vielleicht in hundert Jahren ein Luftschiff hoch mit Griechenwein</i>	<i>Dann bög ich mich, ein sel'ger Zecher, wohl über Bord von Kränzen schwer, und gösse langsam meinen Becher hinab in das verlassne Meer.“</i>

Sein autobiographischer Roman „Der grüne Heinrich“ entstand in den Jahren 1851-1855 mit einem pessimistischen Schluß, dem Tod des Titelhelden. Seine innere Wandlung, seine optimistische Lebensauffassung und seine demokratische Weltanschauung festigten sich gerade in diesen Jahren und beim Schreiben des Romans. Er nannte ihn später das „Erzeugnis einer subjektiven und unwissenden Lümmelzeit“ und führte ihn „buchstäblich unter Tränen“ nur zu Ende, weil er eine Klage wegen Nichterfüllung des Vertrags fürchtete. Keller kaufte 1878 die Restbestände der ersten Auflage auf,

verbrannte sie und ließ den Roman 1879/80 völlig umgearbeitet erscheinen. Vollständig änderte er den Schluß. Der Titelheld stirbt nicht, sondern beginnt ein arbeitsames Leben.

Von entscheidender Bedeutung für Keller selbst und für die Dichtung überhaupt sind seine Novellen. Vor allem ‚Die Leute von Seldwyla‘, eine Novellensammlung in zwei Bänden. Der erste erschien 1856, der zweite 1872, zugleich mit den ‚Sieben Legenden‘. Es folgten noch zwei große Novellensammlungen, die ‚Züricher Novellen‘ 1878, ‚Das Sinngedicht‘ 1882 und endlich 1886 sein großer politischer Roman ‚Martin Salander‘. In diesem erfundenen Ort Seldwyla charakterisiert Gottfried Keller den typisch unpolitischen Kleinbürger nicht nur der Schweiz mit Humor, Ironie, Satire und tieferer Bedeutung. In der Einleitung zum ersten Band heißt es:

„Aber immer sind die Seldwyler im ganzen zufrieden und munter, und wenn je ein Schatten ihre Seele trübt, wenn etwa eine allzu hartnäckige Geldklemme über der Stadt weilt, so vertreiben sie sich die Zeit und ermuntern sich durch ihre große politische Beweglichkeit, welche ein weiterer Charakterzug der Seldwyler ist.

Sie sind nämlich leidenschaftliche Parteileute, Verfassungsrevisoren und Antragsteller, und wenn sie eine recht verrückte Motion ausgeheckt haben, und durch ihr Großratsmitglied stellen lassen, oder wenn der Ruf nach Verfassungsänderung in Seldwyla ausgeht, so weiß man im Land, daß im Augenblick dort kein Geld zirkuliert. Dabei lieben sie die Abwechslung der Meinungen und Grundsätze und sind stets den Tag darauf, nachdem eine Regierung gewählt ist, in der Opposition gegen sie. Ist es ein radikales Regiment, so scharen sie sich, um es zu ärgern, um den konservativen frömmlichen Stadtpfarrer, den sie noch gestern gehänselt haben, und machen ihm den Hof, indem sie sich mit verstellter Begeisterung in seine Kirche drängen, seine Predigten preisen und mit großem Geräusch seine gedruckten Traktätchen und Berichte der Baseler Missionsgesellschaft umherbieten, natürlich, ohne ihm einen Pfennig beizusteuern. Ist aber ein Regiment am Ruder, das nur halbwegs konservativ aussieht, stracks drängen sie sich um den Schullehrer der Stadt, und der Pfarrer hat genug an den Glaser zu zahlen für eingeworfene Scheiben. Besteht hingegen die Regierung aus liberalen Juristen, die viel auf die Form halten, und aus häßlichen Geldmännern, so laufen sie flugs dem nächstwohnenden Sozialisten zu und ärgern die Regierung, indem sie ihn in den Rat wählen mit dem Feldgeschrei: Es sei nun genug des politischen Formenwesens, und die materiellen Interessen seien es, die allein das Volk noch kümmern können. Heute wollten sie das Veto haben und sogar die unmittelbarste Selbstregierung mit permanenter Volksversammlung, wozu freilich die Seldwyler am meisten Zeit hätten, morgen stellen sie sich übermüdet und blasiert in öffentlichen Dingen und lassen ein halbes Dutzend alte Stillstände, die vor dreißig Jahren falliert und sich seither stillschweigend rehabilitiert haben, die Wahlen besorgen. Alsdann sehen sie behaglich hinter den Wirtschaftsfenster hervor die Stillstände in die Kirche schleichen und lachen sich in die Faust wie jener Knabe, der sagte: es geschieht meinem Vater schon recht, wenn ich mir die Hände verfriere, warum kauft er mir keine Handschuhe! Gestern schwärmten sie allein für das eidgenössische Bundesleben und waren höchlich empört, daß man anno 48 nicht gänzliche Einheit hergestellt habe. Heute sind sie ganz versessen auf die Kantonal-Souveränität und haben nicht mehr in den Nationalrat gewählt.“

Wir veröffentlichen in diesem Heft das erste Kapitel der Novelle ‚Die mißbrauchten Liebesbriefe‘ aus dem zweiten Band der Sammlung ‚Die Leute von Seldwyla‘. In der Schilderung des literarischen Milieus erkennt man die Urbilder der Leute, die heute im „Dritten Reich“ „Literatur“ treiben.

Charakteristisch für die konsequente politische demokratische Weltanschauung Kellers gegenüber der herrschenden konservativen Anschauung seiner letzten Lebensjahre ist, daß er sich zu den offiziellen Ehrungen zu seinem siebzigsten Geburtstag aus der Schweiz und aus Deutschland absolut passiv und fast ablehnend verhielt. Ebenso charakteristisch, daß er in seinem Testament die Stadt Zürich zum Erben einsetzte, die ihm in seiner Jugend, wie erwähnt, ein Stipendium gegeben hatte und das er auf diese Weise überreichlich zurückzahlte.

W. St.

DIE MISSBRAUCHTEN LIEBESBRIEFE

Victor Störteler, von den Seldwylern nur Viggi Störteler genannt, lebte in behaglichen und ordentlichen Umständen, da er ein einträgliches Speditions- und Warengeschäft betrieb und ein hübsches, gesundes und gutmütiges Weibchen besaß. Dieses hatte ihm außer der sehr angenehmen Person ein ziemliches Vermögen gebracht, welches Gritli von auswärts zugefallen war, und sie lebte zutulich und still bei ihrem Mann. Ihr Geld aber war ihm sehr förderlich zur Erweiterung seiner Geschäfte, denen er mit Fleiß und Umsicht oblag, daß sie trefflich gediehen. Hierbei schützte ihn eine Eigenschaft, die sonst nicht landesüblich, ihm einstweilen wohl zustatten kam. Er hatte seine Lehrzeit und einige Jahre darüber nämlich in einer größeren Stadt bestanden und war dort Mitglied eines Vereins junger Kontoristen gewesen, der sich wissenschaftliche und ästhetische Ausbildung zur Aufgabe gestellt hatte. Da die jungen Leute ganz sich selbst überlassen waren, übernahmen sie sich und machten allerhand Dummheiten. Sie lasen die schwersten Bücher und führten eine verworrene Unterhaltung darüber, sie spielten auf ihrem Theater den Faust und den Wallenstein, den Hamlet, den Lear und den Nathan, sie machten schwierige Konzerte und lasen sich schreckbare Aufsätze vor, kurz, es gab nichts, an das sie sich nicht wagten.

Hiervon brachte Viggi Störteler die Liebe für Bildung und Belesenheit nach Seldwyla zurück, vermöge dieser Neigung aber fühlte er sich zu gut, die Sitten und Gebräuche seiner Mitbürger zu teilen. Vielmehr schaffte er sich Bücher an, abonnierte in allen Leihbibliotheken und Lesezirkeln der Hauptstadt, hielt sich die ‚Gartenlaube‘ und unterschrieb auf alles, was in Lieferungen erschien, da hier ein fortlaufendes, schön vertheiltes Studium geboten wurde. Damit hielt er sich in seiner Häuslichkeit und zugleich seine Umstände vor Schaden bewahrt. Wenn er seine Tagesgeschäfte munter und vorsichtig durchgeführt hatte, zündete er seine Pfeife an, verlängerte die Nase und setzte sich hinter seinen Lesestoff, in dem er mit großer Gewandtheit herumfuhr. Aber er ging noch weiter. Bald schrieb er verschiedene Abhandlungen, die er seiner Gattin als „Essays“ bezeichnete, und er sagte öfter, er glaube, er sei seiner Anlage nach ein Essayist. Als jedoch seine Essays von den Zeitschriften, an die er sie sandte, nicht gedruckt wurden, begann er Novellen zu schreiben, die er unter dem Namen „Kurt vom Walde“ nach allen möglichen Sonntagsblättchen instradierte. Hier ging es ihm besser. Die Sachen erschienen wirklich feierlich unter dem herrlichen Schriftstellernamen in den verschiedensten Gegenden des Deutschen Reiches, und bald begann hier ein Roderich vom Thale, dort ein Hugo von der Insel und wieder dort ein Gänserich von der Wiese einen stechenden Schmerz zu empfinden über den neuen Eindringling. Auch konkurrierte er heimlich bei allen ausgeschriebenen Preisnovellen und vermehrte hierdurch nicht wenig die angenehme Bewegtheit seines eingezogenen Lebens. Neuen Aufschwung gewann er stets auf seinen kürzeren oder längeren Geschäftsreisen, wo er dann in den Gasthöfen manchen Gesinnungsverwandten traf, mit dem sich ein gebildetes Wort sprechen ließ. Auch der Besuch der befreundeten Redaktionsstübchen in den verschiedenen Provinzen gewährte neben den Handelsgeschäften eine gebildete Er-

holung, obgleich diese hier und da eine Flasche Wein kostete. Ein Haupterlebnis feierte er eines Tages an der abendlichen Wirtstafel in einer mittleren deutschen Stadt, an der nebst einigen alten Stammgästen des Orts mehrere junge Reisende saßen. Die würdigen alten Herren mit weißen Haaren führten ein gemächliches Gespräch über allerlei Schreiberei, sprachen von Cervantes, von Rabelais, Sterne und Jean Paul, sowie von Goethe und Tieck. Sie priesen den Reiz, den das Verfolgen der Kompositionsgeheimnisse und des Stils gewähre, ohne daß die Freude an dem Vorgetragenen selbst beeinträchtigt werde. Sie stellten einläßliche Vergleichen an und suchten den roten Faden, der durch all dergleichen hindurchgehe. Bald lachten sie einträchtig über irgendeine Erinnerung, bald erfreuten sie sich mit ernstem Gesicht über eine neu gefundene Schönheit, alles ohne Geräusch und Erhitzung. Und endlich, nachdem der eine seinen Tee ausgetrunken, der andere sein Schöppchen geleert hatte, klopfen sie die langen Tonpfeifen aus und begaben sich auf etwas gichtischen Füßen zu ihrer Nachtruhe. Nur einer setzte sich unbeachtet in eine Ecke, um noch die Zeitung zu lesen und ein Glas Punsch zu trinken.

Nun aber entwickelte sich unter den jüngeren Gästen, die bislang horchend dagesessen hatten, das Gespräch. Einer fing an mit einer spöttischen Bemerkung über die altväterische Unterhaltung dieser Alten, die gewiß vor vierzig Jahren einmal die Schöngelster dieses Nests gespielt hätten. Diese Bemerkung wurde lebhaft aufgenommen und indem ein Wort das andere gab, entwickelte sich abermals ein Gespräch belletristischer Natur, aber von ganz anderer Art. Von den verjährten Gegenständen jener Alten wußten sie nicht viel zu berichten, als das und jenes vergriffene Schlagwort aus schlechten Literaturgeschichten. Dagegen entwickelte sich die ausgebreitetste und genaueste Kenntnis in den täglich auftauchenden Erscheinungen leichterer Art und aller der Personen und Persönchen, die sich auf den tausend grauen Blättern stündlich unter wunderbaren Namen herumtummeln. Es zeigte sich bald, daß dies nicht solche Ignoranten von alten Gerichtsräten und Privatgelehrten, sondern Leute vom Handwerk waren. Denn es dauerte nicht lange, so hörte man nur noch die Worte Honorar, Verleger, Clique, Coterie und was noch mehr den Zorn solchen Volkes reizt und seine Phantasie beschäftigt. Schon tönte und schwirrte es, als ob zwanzig Personen sprächen, die tückischen Äuglein blinkerten und eine allgemeine glorreiche Erkennung konnte nicht länger ausbleiben. Da entlarvte sich dieser als Guido von Strahlheim, jener als Oskar Nordstern, ein dritter als Kunibert vom Meere. Da zögerte auch Viggi nicht länger, der bisher wenig gesprochen hatte, und wußte es mit einiger Schüchternheit einzuleiten, daß er als Kurt vom Walde erkannt wurde. Er war von allen gekannt, sowie er ebenso alle kannte, denn diese Herren, die ein gutes Buch Jahrzehnte ungelesen ließen, verschlangen alles, was von ihresgleichen kam, auf der Stelle, und zwar nicht aus Teilnahme, sondern aus einer sonderbaren Wachsamkeit. „Sie sind Kurt vom Walde?“ hieß es dröhnend, „Ha! willkommen!“ Und nun wurden mehrere Flaschen eines unechten wohlfeilen und sauren Weins bestellt, der billigste unter Siegel, der im Hause war, und es hob erst recht ein energisches Leben an. Nun galt es zu zeigen, daß man Haare auf den Zähnen habe! Alle Männer, die es zu irgendeinem Erfolg gebracht und in diesem Augenblick Hunderte von Meilen entfernt vielleicht schon den Schlaf der Gerechten schliefen, wurden auf das Gründlichste demoliert. Jeder wollte die genauesten Nachrichten von ihrem Tun und Lassen haben, keine Schandtat gab es, die ihnen

nicht zugeschrieben wurde, und der Refrain bei jedem war schließlich ein trocken sein sollendes: „Er ist übrigens Jude!“ Worauf es im Chor ebenso trocken hieß: „Ja, er soll ein Jude sein!“

Viggi Störteler rieb sich entzückt die Hände und dachte: „Da bist du einmal vor die rechte Mühle gekommen! Ein Schriftsteller unter Schriftstellern! Ei, was das für geriebene Geister sind! Welches Verständnis und welch sittlicher Zorn!“

In dieser Nacht und bei diesem Schwefelwein ward nun, um der schlechten Welt vom Amte zu helfen und ein neues Morgenrot herbeizuführen, die förmliche und feierliche Stiftung einer „neuen Sturm- und Drangperiode“ beschlossen, und zwar mit planvoller Absicht und Ausführung, um die Gärung künstlich zu erzeugen, aus der allein die Klassiker der neuen Zeit hervorgehen würden.

Als sie jedoch diese gewaltige Abrede getroffen hatten, konnten sie nicht weiter, sondern senkten alsbald die Häupter und mußten das Lager aufsuchen, denn diese Propheten ertrugen nicht einmal guten, geschweige denn schlechten Wein und büßten jede kleine Ausschreitung mit großer Abschwächung und Übelkeit.

Als sie abgezogen waren, fragte der alte Herr, der zurückgeblieben war und sich höchlich an dem Treiben ergötzt hatte, den Kellner, was das für Leute wären? „Zwei davon“, sagte dieser, „sind Geschäftsreisende, ein Herr Störteler und ein Herr Huberl; der dritte heißt Herr Stralauer, doch nur den vierten kenn ich näher, der nennt sich Dr. Mewes und hat sich vergangenen Winter einige Wochen hier aufgehalten. Er gab im Tanzsaal beim ‚Blauen Hecht‘, wo ich damals war, Vorlesungen über deutsche Literatur, die er wörtlich abschrieb aus einem Buch. Dasselbe mußte aus irgendeiner Bibliothek gestohlen worden sein, dem Einband nach zu urteilen, und war ganz voll Eselsohren, Tinten- und Ölflecke. Außer diesem Buch besaß er noch einen zerzausten Leitfaden zur französischen Konversation und ein Kartenspiel mit obszönen Bildern darin, wenn man es gegen das Licht hielt. Er pflegte jenes Buch im Bett auszuschreiben, um die Heizung zu sparen. Da verschüttete er schließlich das Tintenmaß über Steppdecke und Leintuch, und als man ihm eine billige Entschädigung in die Rechnung setzte, drohte er, den ‚Blauen Hecht‘ in seinen Schriften und Feuilletons in Verfall zu bringen. Da er sonst allerlei häßliche Gewohnheiten an sich hatte, wurde er endlich aus dem Haus getan. Er schreibt übrigens unter dem Namen Kunibert vom Meere allerhand süßliche und nachgeahmte Sachen.“

„Was Teufel!“ sagte der Alte, „Ihr wißt ja wie ein Mann vom Handwerk über diese Dinge zu reden, Meister Georg!“ Der Kellner errötete, stockte ein wenig und sagte dann: „Ich will nur gestehen, daß ich selbst anderthalb Jahre Schriftsteller gewesen bin!“

„Ei der Tausend!“ rief der Alte, „und was habt Ihr denn geschrieben?“ „Das weiß ich kaum gründlich zu berichten“, fuhr jener fort, „ich war Aufwärter in einem Kaffeehaus, wo sich eine Anzahl Leute von der Gattung unserer heutigen Gäste beinahe den ganzen Tag aufhielt. Das lag herum, flanierte, raisonnierte, durchstöberte die Zeitungen, ärgerte sich über fremdes Glück, freute sich über fremdes Unglück und lief gelegentlich nach Hause, um im größten Leichtsinn schnell ein Dutzend Seiten zu schmieren, denn da man nichts gelernt hatte, so besaß man auch keinen Begriff von irgendeiner Verantwortlichkeit. Ich wurde bald ein Vertrauter dieser Herren, ihr Leben schien mir meiner dienstbaren Stellung weit vorzuziehen und ich wurde ebenfalls Schrift-

steller. Auf meiner Schlafkammer verbarg ich einen Pack zerlesene Nummern von französischen Zeitungen, die ich in den verschiedenen Wirtschaften gesammelt, wo ich früher gedient hatte, ursprünglich, um mich darin ein wenig in die Sprache hinein-zubuchstabieren, wie es einem jungen Kellner geziemt. Aus diesen verschollenen Blättern übersetzte ich einen Mischmasch von Geschichten und Geschwätz aller Art, auch über Persönlichkeiten, die ich nicht im mindesten kannte. Aus Unkenntnis der deutschen Sprache behielt ich nicht nur öfter die französische Wort- und Satzstellung sondern auch alle möglichen Gallizismen bei, und die Salbadereien, die ich aus meinem eigenen Gehirn hinzufügte, schrieb ich dann ebenfalls in diesem Kauderwelsch, das ich für echt schriftstellerisch hielt. Als ich ein Buch Papier auf solche Weise überschmiert hatte, vertraute ich es als Originalwerk meinen Herren und Freunden an, und siehe, sie nahmen es mit aller Aufmunterung entgegen und wußten es sogleich zum Druck zu befördern. Es ist etwas Eigentümliches um die schlechten Skribenten. Obgleich sie die unverträglichsten und gehässigsten Leute von der Welt sind, so haben sie doch eine unüberwindliche Neigung, sich zusammenzutun und ins Massenhafte zu vermehren, gewissermaßen um so einen mechanischen Druck nach der oberen Schicht auszuüben. Mein Büchlein wurde sofort als das sehr zu beachtende Erstlingswerk eines geistreichen jungen Autors verkündet, der deutsche Schärfe des Urteils mit französischer Eleganz verbinde, was wohl von seinem mehrjährigen Aufenthalt in Paris herrühre. Ich war nämlich in der Tat ein halbes Jahr in dieser Stadt bei einem deutschen Gastwirt gewesen. Da unter dem übersetzten Zeug mehrere pikante, aber vergessene Anekdoten waren, so zirkulierten diese, unter Anführung meines Buches, alsbald durch eine Menge von Blättern. Ich hatte mich auf dem Titel George d'Esan, was eine Umkehrung meines ehrlichen Namens Georg Nase ist, genannt. Nun hieß es überall: George d'Esan in seinem interessanten Buch erzählt folgenden Zug von dem oder von jenem, und ich wurde dadurch so aufgeblasen und keck, daß ich auf der betretenen Bahn ohne weiteren Aufenthalt fortrannte, wie eine abgeschossene Kanonenkugel.“

„Aber zum Teufel!“ sagte jetzt der Alte, „was hattet Ihr denn nur für Schreibestoff? Ihr konntet doch nicht immer von Eurem Pack alter Zeitungen zehren?“

„Nein! Ich hatte eben keinen Stoff als sozusagen das Schreiben selbst. Indem ich Tinte in die Feder nahm, schrieb ich über diese Tinte. Ich schrieb, kaum daß ich mich zum Schriftsteller ernannt sah, über die Würde, die Pflichten, Rechte und Bedürfnisse des Schriftstellerstands, über die Notwendigkeit seines Zusammenhaltens gegenüber den andern Ständen, ich schrieb über das Wort Schriftsteller selbst, unwissend, daß es ein echt deutsches und altes Wort ist, und trug auf dessen Abschaffung an, indem ich andere, wie ich meinte, viel geistreichere und richtigere Benennungen ausheckte und zur Erwägung vorschlug, wie z. B. Schriftner, Dinterich, Schriftmann, Buchner, Federkünstler, Buchmeister usf. Auch drang ich auf Vereinigung aller Schreibenden, um die Gewährleistung eines schönen und sichern Auskommens für jeden Teilnehmer zu erzielen. Kurz, ich regte mit allen diesen Dummheiten einen erheblichen Staub auf und galt eine Zeitlang für einen Teufelskerl unter den übrigen Schmierpetern. Alles und jedes bezogen wir auf unsere Frage und kehrten immer wieder zu den „Interessen“ der Schriftstellerei zurück. Ich schrieb, obgleich ich der unbelesenste Gesell von der Welt war, ausschließlich nur über Schriftsteller, ohne deren Charakter aus eigener Anschauung zu kennen, komponierte ‚ein Stündchen bei X.‘ oder ‚ein Besuch bei N.‘,

oder „eine Begegnung mit P.“, oder „einen Abend bei der Q.“ und dergleichen mehr, was ich alles mit unsäglichem Naseweisheit, Frechheit und Kinderei ausstattete. Überdies betrieb ich eine rührige Industrie mit sogenannten „Mitgeteilts“ nach allen Ecken und Enden hin, indem ich allerlei Neuigkeitskram und Klatsch verbreitete. Wenn gerade nichts aus der Gegenwart vorhanden war, so übersetzte ich die Sesenheimers Idylle wohl zum zwanzigstenmal aus Goethes schöner Sprache in meinen gemeinen Jargon und sandte sie als neue Forschung in irgendein Winkelblättchen. Auch zog ich aus bekannten Autoren solche Stellen, über die man in letzter Zeit wenig gesprochen hatte, wenigstens nicht meines Wissens, und ließ sie mit einigen albernen Bemerkungen als Entdeckung herumgehen. Oder ich schrieb wohl aus einem eben herausgekommenen Band einen Brief, ein Gedicht aus und setzte es als handschriftliche Mitteilung in Umlauf, „und ich hatte immer die Genugtuung, das Ding munter durch die ganze Presse zirkulieren zu sehen. Insbesondere gewährte mir der Dichter Heine die fetteste Nahrung. Ich gedieh an seinem Krankenbett förmlich wie die Rübe im Mistbeet.“

„Aber Ihr seid ja ein ausgemachter Halunke gewesen!“ rief der alte Herr mit Erstaunen, und Meister Georg versetzte: „Ich war kein Halunke, sondern eben ein armer Tropf, der seine Kellnergewohnheiten in eine Tätigkeit übertrug und in Verhältnisse, von denen er weder einen sittlichen, noch einen unsittlichen, sondern gar keinen Begriff hatte. Überdies brachte mein Verfahren niemand einen wirklichen Schaden.“

„Und wie seid Ihr denn von dem schönen Leben wieder abgekommen?“ fragte der Alte. „Ebenso kurz und einfach, wie ich dazu gekommen bin!“ antwortete der Exschriftner. „Ich befand mich trotz allem Glanz doch nicht behaglich dabei und vermißte besonders die bessere Nahrung und die guten Weinrestchen meines frühern Standes. Auch ging ich ziemlich schäbig gekleidet, indem ich einen ganz abgetragenen Aufwärterfrack unter einem dünnen Überzieher Sommer und Winter trug. Unversehens fiel mir aus der Heimat eine kleine Geldsumme zu, und da ich von früher her noch eine alte Sehnsucht nährte, ordentlich gekleidet zu sein, so bestellte ich mir sofort einen feinen neuen Frack, eine gute Weste und kaufte ein gutvergoldetes Uhrkettchen, sowie ein feines Hemd mit einem Jabot. Als ich mich aber dergestalt ausgeputzt im Spiegel besah, fiel es mir wie Schuppen von den Augen. Ich fand mich plötzlich zu gut für einen Schriftsteller, dagegen reif genug für einen Oberkellner in einem Mittelgasthof und suchte demgemäß eine Anstellung.“

„Aber wie kommt es“, fragte der Gast noch, „daß Ihr nun so einsichtig und ordentlich über jenes Treiben zu urteilen wißt?“

„Das mag daher kommen“, erwiderte Georg Nase lächelnd, „daß ich mich erst jetzt in meinen Mußstunden zu unterrichten suche, aber bloß zu meinem Privatvergnügen!“ Am nächsten Tag zerstreuten sich die Herren nach allen Winden, nicht ohne nochmals die zu gründende Sturm- und Drangperiode kräftig besprochen zu haben. Indem sie vorläufig schon einige Rollen verteilten, wurde es als eine glückliche Fügung gepriesen, daß in Viggi Störteler die schweizerischen Beziehungen trefflich angebahnt seien, und er übernahm es, einstweilen Bodmer und Lavater zusammen darzustellen, um die reisenden neuen Klopstock, Wieland und Goethe zu empfangen und aufzumuntern.

So kehrte er ganz aufgebläht von Aussichten und Entwürfen in seine Heimat zurück,

Curt Baumann

EIN FALLISSEMENT

Aus deutschen Schulen und Universitäten

I

Die Unfähigkeit, seinen Verpflichtungen nachzukommen, pflegt sich im bürgerlichen Geschäftsleben in der Einstellung von Zahlungen an alle, denen man etwas schuldig ist, zu dokumentieren. Schrumpfung der Aktiva und Hypertrophie der Passiva sind die Symptome eines eingetretenen Bankrotts. Mögen nun Unfähigkeit, Dummheit oder Leichtsinn des Bankrottierers, mißglückte Spekulationen oder Betrug die Ursachen des Fallissements sein, den Hauptschaden trägt allemal die Masse der kleinen Einleger, die, ohne Kenntnis der wahren Geschäftslage, durch marktschreierische Reklame getäuscht, auf die Solidität des Unternehmens bauend, leichtgläubig ihre einzigen und letzten Groschen auf die Hoffnung zukünftigen Gewinns gesetzt hatten.

An warnenden Stimmen hat es gewöhnlich nicht gefehlt. Aber die Frage „Warum haben wir uns das nicht vorher überlegt?“ oder die Erinnerung: „Ich hatte von Anfang an so ein komisches Gefühl!“ leben nur von der nachträglichen, also de facto verspäteten Feststellung. Das Sprichwort „Durch Schaden wird man klug“ hat schon viel Schaden gestiftet. Es wäre klüger gewesen, rechtzeitig klug zu sein, dann hätte man es nicht erst durch Schaden werden müssen. Außerdem ist es sehr verschieden, wieviel Schaden einer nehmen muß, um klug zu werden; und vielen müssen erst die Augen aufgerissen werden, ehe sie sehen, daß sie Schaden gelitten haben.

II

Es gehört zu den vornehmsten Pflichten des Staates, seinen Bürgern, je nach deren Wunsch und Begabung, die gesamte Fülle des Wissens durch die besten Lehrer zu vermitteln. Damit die Bürger dieses Staates ihr Wissen vertiefen und ergänzen können. Damit sie es zum Wohl der Gesamtheit anwenden und ausbauen. Je gesünder ein Staatswesen ist, um so mehr ist es daran interessiert, das Gesamtniveau seiner Bürger zu heben, ihr Bewußtsein zu bereichern, ihr selbständiges Denken zu schulen. Je fortschrittlicher ein Staatswesen ist, um so mehr wird es seine inneren Machtmittel einsetzen, um den Bürgern, in erster Linie der Jugend, die günstigsten Bedingungen zu schaffen, ihren Wissenshunger zu befriedigen, ihre Begabungen zu entfalten. Es ist der höchste Ehrentitel, den sich ein Staatswesen erwerben kann, wenn es diesen Verpflichtungen in hohem Maße nachkommt: im Wachstum seiner kulturellen Kräfte spiegelt sich der Wert der Gesellschaftsordnung eines Staates. Umgekehrt kann man von einem Schandmal sprechen, daß die Leitung eines Staates sich selbst aufdrückt, wenn sie das leidenschaftliche Streben der Jugend nach Wissen mißachtet. Eine solche Regierung gleicht

dem betrügerischen Bankrottierer, der das ihm anvertraute Hab und Gut — die kulturellen, wissenschaftlichen, technischen, künstlerischen Werte sind Hab und Gut des ganzen Volkes und nicht einer begüterten Oberschicht — leichtsinnig und böswillig vertut und verschleudert. Impft eine solche Regierung die übernommene Kultur mit dem Fäulniserreger *bacillus nazi*, so zerfällt sie, zersetzt sie sich und verpestet die ganze Welt mit ihrem Gestank. Eine solche Regierung ist daran kenntlich, daß sie alle Kräfte zur Erziehung eines möglichst sturen Menschentypus einsetzt, weil nur ein durch Entzug von Kultur und Wissen bewußtseinsgestörtes Volk sich zur Verfolgung des Fortschritts, zur militärischen Vergewaltigung schwächerer Völker, zu Judenpogromen, zur Vorbereitung des grausamsten Krieges an Stelle friedlicher Entwicklung ausnützen lassen wird.

III

Die heute in Deutschland regierenden „Menschen“ sind aus politischen Gründen gegen jede Ausbreitung geschulten Denkens im Volke. Jeder selbständig entwickelte Gedanke ist eine Gefahr für die Existenz ihrer Diktatur. Nur die gewaltsame Niederhaltung der geistigen und kulturellen Entwicklung des deutschen Volkes gibt ihnen die Möglichkeit, das Täuschungsmanöver fortzusetzen, dem sie ihre Herrschaft verdanken.

Ein unsichtbarer Feind lebt mitten unter ihnen, er ist schwer greifbar, wo sie ihn packen, wachsen Millionen andere nach; es ist eine einfache, den Menschen angeborene Eigenschaft; aber Hitler und Co. können keinen Schritt tun, ohne von diesem zudringlichen Feind gestört zu werden, und doch können sie ihn nicht verschrecken! Sie fürchten ihn wie die Pest; ihre Kreaturen schleichen, wie die Kaffeeriecher im alten Berlin, herum und schnüffeln nach diesem verhaßten Gegner; dieser unscheinbare, bescheidene Feind ist stärker, als der *bacillus nazi*: er frißt ihn auf. Ein gewaltiger Feldzug wird gegen diesen Feind geführt, aber er hat seine Verbündeten überall im Volke; er wird verborgen, um desto stärker wieder hervorzutreten; fast unhörbar, tönt er lauter und immer lauter. Dieser unbarmherzige Feind ist: *die Frage*. Die einfache Frage, gestellt vom Kind, vom Arbeiter, von der Mutter, vom Soldaten, gesprochen oder nur gedacht, entlarvt die wahren, sorgsam verhüllten Hintergründe des Faschismus.

Um dem Fragen, dem peinlichen Fragen zu entgehen, wird das Denken sterilisiert; um nicht antworten zu müssen, wird der Meinungsaustausch, die Diskussion, die Kritik selbst gegenüber den simpelsten Lebensäußerungen unter Standrecht gestellt.

Aber das Kind, dessen erster geformter Satz „Was ist das?“, dessen zweiter „Warum ist das?“ heißt, ist nicht so leicht zum Schweigen zu bringen. Nimmt man ihm das Recht, zu fragen, so nimmt man ihm zwar die Jugend, aber die ersticken Fragen schwelen weiter, summieren sich und erscheinen wieder als Kritik und schließlich als Opposition. Die von Lehrern und „Jugendführern“ nicht erlaubten Fragen stellt die Jugend unter sich und

beantwortet sie unter sich — nicht zum Nutzen des unterdrückenden Systems. Schirach, der oberste Jugendverführer, äußerte die ganze Panik, in der die Faschisten vor den Fragen der Jugend schweben:

Weil wir die Kritiksucht der uns anvertrauten Jugend ausrotten wollen, haben wir den Versuch gemacht, in unserer eigenen, engeren Gemeinschaft diesen Fehler zu überwinden.

Ausrotten wollen sie. Der Phantasie ist freier Spielraum gelassen, wie der Versuch aussehen kann, unter den obersten Auguren, der „engeren Gemeinschaft“, die „Kritiksucht“ abzutöten, damit bei geglücktem Versuch die erreichten Resultate nach unten weitergegeben werden können.

Bei der Jugend aber ist das Fragen ein Naturgeschehen wie Gewitter, feuerspeiender Berg, Geburt und Tod. Keine noch so geglückten Versuche in „engerer Gemeinschaft“ werden die Natur ausrotten. Es liegt nämlich ebenso in der „Natur“ des Faschismus, daß die einfache Frage nach dem Warum die vernichtende Kritik eben dieses Systems enthält.

Der Typ Soldat, den der Faschismus braucht, kann nur zum kadavergehoramen Kanonenfutter degeneriert werden, wenn ihm von Kindheit an — über Schule, Jugendorganisation, Lehrwerkstatt, Universität — die Hirndarre zur zweiten Natur wird.

Alle Großversuche auf diesem Gebiet haben aber infolge der natürlichen Widerstandskraft des jugendlichen Organismus bis jetzt zu keinem vollkommenen Resultat geführt.

IV

Da hat nun ein braunblütiger Lehrer, ein gewisser Stöckel, die aufsehenerregende Erfindung gemacht, den Pelz zu waschen, ohne ihn naßzumachen: da man das Fragen nur mit der Jugend selbst ausrotten kann, versuchte er, sie durch „Frageschulung“ fester in die Hand zu bekommen.

Die unkontrollierte Kritiksucht der Jugend muß tatsächlich beunruhigende Ausmaße angenommen haben, wenn die Nazis schon daran denken, die Frage schleusen zu öffnen, um auf diese Weise den oppositionellen Strom einzudämmen und ihn sich dienstbar zu machen.

Mit dem Entdeckertum eines Neuerers übergibt Herr Stöckel im Leitartikel des Septemberheftes der Nazi-Zeitschrift „Die deutsche Berufserziehung“ der staunenden Braunwelt seine Offenbarungen:

Fragen ist Ausfluß des Wissenstriebes, gehört also zur Natur des Menschen und ist außerdem besonderes Kennzeichen des Kindesalters.

Der Wolf als Großmutter. Es schäumt die Milch der frommen Denkart . . .

Dennoch merkt man von dieser Naturanlage des Menschen in den Schuljahren so gut wie garnichts.

In den Schulräumen, meint er, in Gegenwart des Lehrers merke man beim Kinde gar nichts.

Von seinen vielbeschäftigten Eltern erhielt es keine Antwort.

Woher weiß er? Meint er wirklich, die Schüler würden ihm auf die Nase

binden, was für Antworten sie von ihren „vielbeschäftigten Eltern“ bekommen? Wenn Eltern aber tatsächlich nicht antworten, nicht wagen zu antworten, sollte dann der Grund nur in der „Vielbeschäftigkeit“ liegen?

Und in der Schule ging es dem armen Kind nicht besser.

Erstens weiß Rotkäppchen heute, daß der Naziwolf auf die Frage „Großmutter, warum hast du denn so schrecklich lange Zähne?“ zuschnappt, ohne zu antworten; zweitens steckt hinter dem rührseligen Tremolo Herrn Stöckels eine abgründig Schufterei, wie wir gleich sehen werden.

Die praktische Seite der Sache wird ausführlich geschildert, damit alle Nazilehrer sich eine Scheibe davon abschneiden können:

„Ich habe an der Stirnwand der Klasse eine Tafel aus Schreibleinwand befestigt, auf der die wichtigsten Fragewörter verzeichnet sind. Sie sieht so aus:

Warum	Was	Wozu
Welche	Wer	Worauf
Woher	Wie	Woraus
Womit	Wann	Wohin
	Wo	

Durch diese Fragewörter, die sich ständig vor den Augen der Schüler befinden, werden diese auf die einfachste Art und Weise wieder daran gewöhnt, auch im Unterricht von sich aus Fragen zu stellen.

Ein leichtgläubiger Leser könnte jetzt sagen: Wohlauf! Die Fragewörter sind da. Also was hat jeder auf dem Herzen? Fragt: *Warum* werden wir immer belogen? *Was* können wir tun, um den ewigen Drill loszuwerden? *Wozu* gehen wir in die Schule? *Welche* Aussichten haben wir für unsere Zukunft? *Wer* hat den Nutzen von unserer Dummheit? *Worauf* sollen wir noch vertrauen? *Woher* haben die reichen Leute das viele Geld? *Wie* können wir unsere Lage ändern? *Woraus* schließt Hitler, daß wir uns für ihn totschießen lassen werden? *Womit* füttert man uns an Stelle von wirklicher Nahrung? *Wann* wird es endlich anders? *Wohin* kommen wir, wenn Hitler noch länger am Ruder bleibt? *Wo* finden wir ehrliche Freunde?

Der weniger Leichtgläubige jedoch vermutet richtig: hier handelt es sich um eine neue Schufterei. Es ist ein abgefeimter Betrug, für den Herr Stöckel sicher avancieren wird. Nicht um Antwort zu bekommen, werden die „armen Kinder wieder daran gewöhnt“, den Mund aufzumachen, sondern nur, um solche Fragen stellen zu lernen, auf die der Nazischwindel paßt:

Die Schüler müssen erst mal wieder lernen, zu fragen.

Faschistisch zu fragen, damit die „Kritiksucht ausgerottet“ werde. Unter der Maske eines den Wissenstrieb fördernden Erziehers steckt ein kleiner Goebbels. Er erlaubt nicht zu fragen, sondern befiehlt es. Die Schüler fallen darauf herein. Sie spüren den Hauch einer kleinen Freiheit und — sind schon betrogen. Es wird ja „gelernt“ zu fragen:

Ich hatte den Schülern mitgeteilt, daß wir in der nächsten Stunde den Weltkrieg behandeln wollen, und die Aufgabe gestellt, alles, was sie selbst wissen möchten, zu erfragen.

Soweit es im Themenkreise des Weltkriegs bleibe. Und wie dieser von den Nazis behandelt wird, wissen wir.

Wiederum könnte nun der Leichtgläubige sprechen: „Gibt nicht gerade der Weltkrieg der Jugend eine Welt von Fragen? Ist er für die deutsche Jugend vielleicht nicht mehr aktuell?“ Ja, er ist es. Leider sehr aktuell. Aber die Fragen . . . !

Der Erfinder der neusten Methode, die Kritiksucht auszurotten, glaubt, unter seinesgleichen brauche man kein Blatt vor den Mund nehmen. Er verrät daher, daß er die von den Schülern gestellten Fragen in drei Gruppen einteile: in *gute*, *bessere* und *dumme* Fragen.

Indem er zeigt, welche Fragen er in welche Kategorie einteilt, verrät er sich selbst und gleichzeitig den Zweck seiner Unternehmung. Mit „gut“ bezeichnet er solche Fragen, die nicht das Kind selbst stellt, sondern wörtlich den Nazi-Lehrbüchern entnommen sind, denn darauf könne der Lehrer die Antwort des Lehrbuches geben:

Worauf ist es zurückzuführen, daß der deutsche Soldat vier Jahre lang einer Welt von Feinden trotzte?

Welches waren die größten Heldentaten der deutschen Armeen?

Warum mußte Deutschland 1918 Frieden schließen?

Was sollte das Versailler Diktat bezwecken?

Die „Lehrbuch“-Antworten — wie die Fragen in der üblichen demagogisch chauvinistischen Naziterminologie gehalten — geben dann die Möglichkeit zu wüster Kriegshetze.

Die Zensur „besser“ erhalten Fragen, die entweder geographischen Inhalts sind:

Wo waren die wichtigsten Kriegsschauplätze?

In welchen Ländern tobte der Kampf?

oder die ein „sachliches“ Interesse des Schülers bekunden:

Welche Länder standen auf unserer Seite, welche auf Seiten der Gegner?

Welches Ereignis löste den Weltkrieg aus?

Denn hier ist dem faschistischen Lehrer Tür und Tor geöffnet; er kann die offizielle Hetze der Lehrbücher noch „geopolitisch“ und „historisch“ weiter-treiben.

„Dumm“ sind aber, nach Herrn Stöckel, jene Fragen, oder vielmehr Fragesteller, die den Lehrer in die Enge treiben, für die kein Antwort-Schema in einem Nazilehrbuch und echten Nazikopf zu finden ist. Solche Fragen werden deshalb als „dumm“ bezeichnet, weil sie der Ausdruck „gefährlicher Gedanken“ weil sie — subjektiv oder objektiv — antifaschistisch sind. Herr Stöckel sucht die Fragesteller dadurch zu diskreditieren, daß er diese Fragen, im Gegensatz zu den anderen, in einem noch ungeschliffeneren Deutsch wiedergibt. Er zeigt aber damit lediglich, daß es sich um Jugendliche handelt, denen die Schule zwar keine Exaktheit der äußeren Form, das Leben aber desto mehr Präzisierung des Inhalts gegeben hat:

Für wen war der Weltkrieg eine ausbeutende Quelle?

Warum entwickelte sich Deutschland nicht im Weltkrieg?

Wer förderte den Weltkrieg?

Was für Vor- und Nachteile hatte der Weltkrieg?

Es ist ein Zeichen für die Widerstandskraft der deutschen Jugend, daß sie

den Mut findet, trotz Schul- und HJ-Terrors, so „dumme“ Fragen zu stellen. Welche Konsequenzen daraus gezogen werden, sieht man aus der Schlußfolgerung Stöckels:

Es geht aus diesen wenigen Fragesätzen schon ganz deutlich hervor, daß das Fragen geübt werden muß.

Und zwar so lange, bis die Fragen in Reih und Glied stehen, bis der Schüler ein Papagei geworden ist, der für Suggestivantworten suggerierte Fragen stellt.

Um seinen Kollegen die Beurteilung der Fragen zu erleichtern, stellt das Stöckel folgendes Schema auf:

Es gibt Fragen: die in die Tiefe gehen (auf diese kommt es an).

Das seien die mit „gut“ zensierten Fragen. Zweitens solche, die kaum die Oberfläche berühren oder zum Phantasieren verleiten.

Logik ist nicht die stärkste Seite der Nazis, denn das seien Fragen, die mit der Zensur „besser“ zu werten seien. Oder meint Stöckel: weil sie dem Lehrer gestatten, auf der Oberfläche zu bleiben und Naziphantasien von sich zu geben? Drittens:

Verkappte Fragen, die gar keine Fragen sind (sog. Scheinfragen).

Da liegt der Hase im Pfeffer! Das sind die Fragen, die keine Antwort erfordern, deren Stellung schon genügt, um aufhellend ins Dunkel des Faschismus zu leuchten. Um diese Fragen geht der Kampf. Ihretwegen wird das Frage- und Antwortspiel geübt. Wie der Nazilehrer sich den Jugendlichen gegenüber, die entlarvende Fragen stellen, zu verhalten habe, dafür gibt Herr Stöckel seinen Kollegen strikte Anweisungen:

Wenn sie dabei auch manchmal verfängliche Fragen stellen, um den Lehrer „reinzulegen“, so braucht das den Lehrer, der über dem Stoff steht, durchaus nicht zu verstimmen, selbst dann nicht, wenn er solche Fragen einmal nicht beantworten kann.

Die „über dem Stoff stehenden“ Lehrer haben dann zu tun, als überhört haben sie die verfänglichen Fragen und überlassen der Gestapo die Beantwortung. Es soll jedoch in Deutschland auch Lehrer geben, die nicht „über dem Stoff stehen“, sondern mittendrin, und ebendeshalb über verfängliche Fragen ganz und gar nicht „verstimmt“ sind, sondern gern und geschickt antworten: die sogenannten Schéinnazis. Ihre Zahl ist nicht gering ... Stöckel, dein Register hat ein Loch.

V

Bluff ist eine typische Verhaltensweise des Faschismus. Mehr zu scheinen, als man ist, geht als Maxime durch alle Gebiete des öffentlichen und privaten Lebens, die dem Zugriff der faschistischen Ideologen ausgesetzt sind. Der ganze Wust von Uniformen, Sternchen, Schnürchen, Titel, der Rassenwahn, das Brimborium aus Kult und Mystik, der Rummel mit Brauchtum und Sippenpflege, das kraftmeierische Gehabe in Reden, Aufzügen, symbolischen Handlungen hat stets die Aufgabe, den Schein ins Bewußtsein der Massen so einzuwähmern, daß er für bares Sein genommen werde. Die

Erziehung zum Dünkel, die Ausrottung der Kritik, der Ersatz des Wissens durch Glauben, der Erklärung durch Kommandos, der Diskussion durch Appelle sind Maßnahmen zur Fernhaltung der Erkenntnis vom wahren Charakter des gesellschaftlichen Seins.

Den Satz „Inter armas silent musae“ kann man auf Hitlerdeutschland nur in der Verschärfung anwenden, daß die Musen dort unter den Waffen nicht nur schweigen, sondern vogelfrei, geächtet, in alle vier Winde verjagt sind. Den Nachweis dafür erbringen die Bankrottierer selbst. Nicht freiwillig. Würde es sich um Gebiete handeln, die der öffentlichen Kontrolle entzogen sind, bliebe ihnen die übliche Manier, gar keins oder gefälschtes Material bekanntzumachen. Die unüberwindlichen inneren Widersprüche des Systems zwingen sie jedoch zur öffentlichen Bankrotterklärung.

Sie hätten sich gern davor gedrückt. Denn Hitler & Co. sind in diesem Punkt empfindlich. Von der öffentlichen Meinung verlangen sie die Wiedergutmachung aller Enttäuschungen, die das Leben dem verkrachten Ansichtskartemaler Hitler, dem dilettantischen Literaten Goebbels bereitet hat. In Deutschland selbst ist es einfacher: sie dekretieren sich selbst als Förderer von Kunst und Wissenschaft; die Komplimente williger Filmschauspielerinnen und ebenso dilettantischer Maler und Architekten genügen ihnen; aber dem Ausland gegenüber erschienen sie gern in der Gloriole eines Lorenzo magnifico und Alphonso d'Este.

Aber die von ihnen geschaffenen Verhältnisse sind stärker als sie. Sie wissen, daß sie nicht eine Stunde leben könnten, wenn sie niemand mehr fänden, der sich von ihnen täuschen ließe. Je tiefer das Niveau, um so länger das Leben.

Das ginge, wenn man die Produktionsbasis ebenso primitivisieren könnte wie die Kultur. Aber da sind die Grenzen der hitlerischen Macht. Da wird er von den Herren von Kohle, Stahl, Chemie, Geld und Boden daran erinnert, daß er Geschäftsführer und nicht Besitzer ist.

Die Vorbereitung des Krieges bedingt immer kompliziertere Bauten, Maschinen, Berechnungen, Erfindungen. Das wieder verlangt die gründliche wissenschaftliche Ausbildung von Maschinenbauern, Chemikern, Elektrotechnikern. Dazu genügt nicht, von Herrn Stöckel die Frage „Welches waren die größten Heldentaten der deutschen Armeen?“ mit „gut“ zensiert erhalten zu haben — man muß nach dem Abiturium ein Universitätsstudium absolvieren, das Jahre ernster wissenschaftlicher Arbeit voraussetzt.

Die Hitlerfaschisten in Deutschland haben vom ersten Tag ihrer Macht an die Wissenschaften diffamiert, die ernste Forschung durch Zauberkram ersetzt, jeden ehrlich Strebenden verdächtigt. Die Universitäten sind leer. Die Katheder sind verödet. Die Jugend hat die Konsequenzen gezogen und boykottiert Institutionen, von denen nurmehr der Name existiert.

VI

Die offizielle Mitteilung vom Fallissement des unter faschistischer Führung stehenden Teils der deutschen Wissenschaft und Kultur ist in der Oktober-

nummer einer Zeitschrift, die den irreführenden Titel ‚Das Junge Deutschland / Amtliches Organ des Jugendführers des Deutschen Reiches‘ trägt, veröffentlicht.

Diese Mitteilung ist ein Dokument. Sie spricht eine so gellende Sprache, daß auch Träumer davon erwachen können.

Man muß beim Lesen beachten, daß die Nazis, die bis heute jede ihrer offiziellen Veröffentlichungen mit einer Verächtlichmachung der Zeit vor Hitlers Machtergreifung begannen, hier zum erstenmal von dieser Regel abweichen:

Es ist noch nicht allzulange her, daß die Besucherzahlen der Höheren Schulen so anstiegen, daß die Hör- und Übungssäle die Studierenden kaum fassen konnten.

Es werden im Januar 1939 sechs Jahre, seitdem die Besucherzahlen der Höheren Schulen in Deutschland so sanken, daß man durch die Hör- und Übungssäle gehen konnte, ohne einen Studierenden zu treffen. Allzulange ist das nicht, aber doch all zu lange.

Haben die deutschen Hochschulen im Jahre 1931 noch 126 000 Studierende gezählt, so ist diese Zahl inzwischen auf knapp 70 000 heruntergegangen.

Also knapp 55 Prozent des Standes von 1931. Es wird noch schlimmer werden:

Eine Gegenüberstellung der Abiturientenziffern und der Neuzugänge zu den Hochschulen zeigt, daß der Anteil der Abiturienten, die sich einem akademischen Beruf zuwenden, seit 1931 stark gesunken ist. Er betrug im Jahre 1931 noch 73,1% und im Durchschnitt der letzten Jahre kaum 50%.

Genau gesagt: er beträgt im Durchschnitt der Jahre 1933 bis 1937 nur 46,9 Prozent.

Sinkenden Abiturientenziffern und einem ungenügenden Zugang zur Hochschule steht ein erhöhter Bedarf an wissenschaftlichem Nachwuchs gegenüber.

Man muß klarstellen, daß der ungenügende Zugang zur Hochschule keineswegs im gleichen Verhältnis zu den sinkenden Abiturientenziffern steht. Der Durchschnittsprozentsatz der Abiturienten aus den Jahren 1933 bis 1937 beträgt im Verhältnis zu 1931 immer noch 90 Prozent. Man kann die Spannweite der Schere erst dann richtig sehen, wenn man bedenkt, daß beispielsweise 1934 nur 35 Prozent und 1937 nur 43 Prozent aller Abiturienten einen akademischen Beruf ergriffen haben.

Die Abiturientenzahlen werden allerdings weiter fallen:

An eine wesentliche Steigerung der Abiturientenzahlen in den nächsten Jahren ist nicht zu denken. Für die folgenden Jahre ist sogar, wenn keine durchgreifenden Maßnahmen erfolgen, mit einer sinkenden Tendenz zu rechnen.

Da sich die Bankrottierer um die Beantwortung der Frage, warum nur ein so geringer Teil der mit Universitätsreife entlassenen Schüler sich dem Studium zuwendet, drücken, wollen wir sie statt ihrer beantworten: die Abiturienten der Jahrgänge 1933 bis 1937 waren ausnahmslos schon vor der Machterbettelung Hitlers auf den Gymnasien; sie hatten schon einige Schuljahre hinter sich, in denen noch auf gründliches Wissen geachtet wurde; dem größten Teil von ihnen war von Hause aus der Übergang zum Universitäts-

studium vorgezeichnet. Die Verschärfung der politischen Verhältnisse in Deutschland vor 1933, das Wachstum der Wirtschaftskrise, die Unsicherheit des öffentlichen Lebens durch die Übergriffe der Reaktion hatten bereits ein Sinken der Universitäts-Zugänge von 30 520 im Jahre 1929 auf 29 706 im Jahre 1931 bewirkt. War das ein Sinken um 2,65 von Hundert, so begann mit dem Moment der Machtübernahme Hitlers ein Absturz von so rapiden Ausmaßen, wie man sie nur an den Temperaturkurven schon in Todeszuckungen liegender Körper beobachten kann.

1933, im ersten Jahr des Hitlerterrors, fanden nur noch 20 829 Abiturienten den Weg zur Universität, im zweiten Jahr sank diese Zahl auf 13 678, das heißt um 16 842 im Verhältnis zu 1929 im dritten Jahr waren es 16 533, im vierten Jahr 14 573, und im Jahre 1937 entschlossen sich 18 463 Abiturienten zu einem Universitätsstudium. Das relative Anwachsen der Jungstudentenzahl im Jahre 1937 um 3 990 ist ganz *unorganisch*: es ist auf die Liquidierung der neunten Gymnasial-Klasse zurückzuführen, wodurch Ober- und Unterprima gleichzeitig die Universitätsreife erhielten. Daher die größere Zahl der Abiturienten in diesem Jahre.

Dies geringe Schwanken der Kurve nach aufwärts ist aber immer noch ein Rückgang von 11 243 im Verhältnis zu 1931 und wurde schon 1938 wieder vollkommen aufgehoben, denn dieses Jahr weist ein weiteres Absinken der Abiturientenziffern um 10 905 auf, was sich logisch in einer rapiden Verminderung der Universitätszugänge, über die genaue Zahlen noch nicht vorliegen, auswirken muß.

Nehmen wir die Zahl der Zugänge des Jahres 1931 (eines für normale Verhältnisse mittleren Universitätsjahres) mit 29 706 als Norm, so ergeben die Resultate der Jahre 1933 bis 1937 einen Gesamtausfall von 64 454 Studenten, was der Summe der heute in Deutschland insgesamt Studierenden ungefähr gleichkommt. Am empfindlichsten sind davon Technik, Chemie, Kulturwissenschaft, Mathematik, Naturwissenschaft, Geographie und Wirtschaftswissenschaft betroffen.

Die historische Schuld an diesem, für einen Kulturstaat tödlichen Zusammenbruch, trägt Hitler, trägt der Faschismus.

Zahlreiche Ursachen haben zusammengewirkt, um den Kultur-Bankrott zu beschleunigen. Zur Erkenntnis der allgemeinen Gründe ist es interessant, zwei Thesen führender Nazis zu vergleichen, die gleichzeitig auf dem diesjährigen nürnbergischen Parteitag als „richtungsweisend“ für die deutsche Jugend ausgesprochen wurden:

Hitler:

Reichsstudentenführer D. Scheel:

Der Nationalsozialismus ist eine kühle Wirklichkeitslehre schärfster wissenschaftlicher Erkenntnisse und ihrer gedanklichen Ausprägung.

Es ist nicht so, daß wir unsere Weltanechauung etwa erst wissenschaftlich unterbauen müßten. Sie liegt uns im Blut.

Einer muß ein Betrüger sein. Wir werden sofort sehen, daß es alle beide sind.

Hitler hat seit sechzehn Jahren gegen die Wissenschaft, für das „Im-Blut-

Liegen“ öffentlich Propaganda gemacht. Scheels These bewegt sich auf der alten Linie.

Warum sagt Hitler plötzlich das Gegenteil? Das faschistische Betrugssystem bringt es zwar häufig mit sich, daß die rechte Hand nicht weiß, was die linke tut, daß zwei „Führer“ einander diametral widersprechen, meist aber vorsichtigerweise in verschiedenen Städten, nicht am selben Tage, vor dem gleichen Auditorium.

Scheel, ausgerechnet Studentenführer, appelliert an die dumpfen und niedrigen Instinkte einer zum Kadavergehorsam dressierten Jugend: die „Weltanschauung“ des Faschismus brauche nicht wissenschaftlich unterbaut, geschweige denn wissenschaftlich studiert zu werden. Trotz einer Weltanschauung wissenschaftlicher Kontrolle — wozu dann überhaupt Wissenschaften, wozu denken, wozu forschen? Daß diese „Theorie“ von der Jugend nicht als zugkräftige Reklame für die Erarbeitung von Wissen und Können aufgefaßt wurde, zeigen die Resultate.

Hitler selbst mißachtet die Wissenschaften und fürchtet sie. Er, der kein Buch liest, geht im Privatleben jedem Zusammentreffen mit Wissenschaftlern aus dem Wege. Seine geistigen Ansprüche werden durch den Blick in den Spiegel und einen kleinen Plausch mit Göring über Einzelheiten des nächsten Judenpogroms befriedigt. Ein Mensch, der über ein Arsenal wissenschaftlicher Prüfungsmethoden verfügt, ist für Hitler eine quantité négligable, auf alle Fälle aber verdächtig, durch seine bloße Existenz den ganzen faulen Zauber zu entlarven, von dem Hitler lebt. Man findet bei Georg Christoph Lichtenberg die Charakteristik eines Menschen, die so, wie sie ist, auf Hitler angewendet werden kann:

Es gibt eine gewisse Art von gekünsteltem Unsinn, den der Halbköpfige leicht für tiefe Weisheit, ja wohl gar für ein Weben des Genies hält, erstimierte Ausbrüche eines fundamentlosen Enthusiasmus, ein fieberhaftes Haschen nach Originalismus, ohne Richtigkeit der Empfindung... Der Mann ist ein Tropf, der mehr scheinen will, als er ist, und damit ist seine arme Seele für den Ruhm der Nachwelt hin, als hätte sie das Licht der Welt nie gesehen...

Die früher zitierten und andere gespreizte Phrasen über „gedankliche Ausprägung“, die Hitler in Nürnberg von sich gab, sind natürlich nicht der Ausdruck „wissenschaftlicher Erkenntnisse“. Völlig prinzipienlos wie Hitler, wie der Faschismus als System sind, wird jeweils bei einem Druck von irgendeiner Seite das gesagt, was diesen Druck im Augenblick abschwächen kann. In diesem Falle kam der Druck von zwei Seiten: die Herren von Stahl, Kohle, Chemie, die Köche des zweiten Weltkrieges, haben in den letzten beiden Jahren entweder überhaupt keinen Nachwuchs an Ingenieuren, Chemikern, usw. von den Universitäten erhalten oder nur solchen, dem „es im Blut liegt“, womit man aber weder Maschinen bauen noch deren Arbeit kontrollieren kann, kurz: der Bankrott des höheren Schulwesens in Deutschland bedroht die Entwicklung und Kriegsbereitschaft der Industrie am empfindlichsten Nerv. Demgegenüber spielt der Druck der deutschen Ex- und Importeure, sowie des Herrn Bohle, Hitler möge doch mal ein paar pro-wissen-

schaftliche Worte an das Ausland richten und damit den Geschäftspartnern etwas in die Hand geben, um den Nachrichten über Barbarei in Hitlerdeutschland widersprechen zu können, eine untergeordnete Rolle.

VII

Neben den allgemeinen Gründen, die im barbarischen Lebens-, Staats- und Erziehungssystem des Faschismus, in seiner Verachtung des Wissens liegen, beginnt der Geburtenrückgang, der sich erst im laufenden Jahrzehnt voll auswirken wird, auf die Besucherzahl der Hochschulen zu drücken.

Entscheidend für die heutige Lage sind die speziellen Ursachen, die, jede für sich, vom Faschismus nicht zu reparieren sind, er müßte denn sich selbst aufgeben:

Erstens: Massen begabter, strebsamer Arbeiterjungen klopfen an die Tore der Höheren Schulen. Ihnen wird nicht aufgetan. Sie haben keine Möglichkeit, das teure Studium und die Lehrmittel zu bezahlen. Der faschistische Staat denkt nicht daran, ihrem Wissensdurst durch unentgeltliches Studium und laufende Stipendien zu entsprechen, da er der Arbeiterschaft ausschließlich die Rolle von Lohnsklaven und Kanonenfutter zuweist.

Zweitens: Infolge der totalen „Ausrichtung“ auf den Krieg und der Abrichtung der Jugend für ausschließlich abenteuerlich-militärische Interessen, lassen sich viele Jugendliche, hauptsächlich aus den Kreisen der mittleren und höheren Beamten sowie der faschistischen Funktionäre, von der Armee aufsaugen, in der Hoffnung auf schnelle, mühelose Karriere und gesellschaftliche Sonderstellung.

Drittens: Das Handwerkertum, die kleinen Kaufleute, die Massen der Kleinbauern sind durch die faschistische Katastrophenpolitik so verarmt, daß ihre Kinder nach Beendigung der Schule sofort eine praktische, wenn auch noch so gering bezahlte, Arbeit suchen müssen.

Viertens: Die Angehörigen der Kreise, für die ein Hochschulstudium erschwinglich wäre, bringen bei der Verlotterung des Lehrsystems in den faschistischen Schulen, bei der Liquidierung des Lernens durch den HJ-Dienst, in der Regel aus den Gymnasien nicht einmal das minimalste geistige Rüstzeug mit, das zum Verständnis der Grundlagen irgendeiner exakten Wissenschaft erforderlich ist, ganz abgesehen davon, daß ihnen die Ausdauer für jahrelange ernste Kopfarbeit vollkommen aberzogen ist.

Fünftens: Die Jugendlichen aber, die aus eigenem Antrieb, der sich gegen die verdummenden Einflüsse des Hitlerregimes behauptet hat, oder unter dem Einfluß der Eltern die Universitäten oder technischen Hochschulen betreten, finden anstatt wissenschaftlicher Forschung Pogromlehre und Rassenwahn, sehen die wichtigsten Katheder leer von Dozenten, die den bescheidensten Ansprüchen an Vermittlung wissenschaftlichen Lehrstoffs genügen könnten und müssen feststellen, daß das Niveau des SS-Manns der Standard für die Erziehung des studentischen Nachwuchses geworden ist.

Sechstens: Die besten, erfahrensten Hochschullehrer sind verjagt, mit dem Erfolg, daß an vielen Universitäten ganze Fakultäten von Lehrern und Hörern entblößt sind. Die Zahl der Hochschullehrer solider Ausbildung, die sich bewußt auf die Seite des Faschismus gestellt hat, ist verschwindend gering. Und die Professoren, deren Gewissen ledern genug war, unter Hitler ihr Lehramt weiterzuführen, gelten dennoch als unsichere Kandidaten und leben in einem latenten inneren Konflikt zwischen der Wissenschaft, zu der sie erzogen wurden und vor Hitler erzogen haben, und dem unaussprechlichen Nonsense, der um sie herum grassiert. Dozentennachwuchs ist kaum vorhanden. Niemand kennt sich aus, wie und was gelehrt und gelernt werden soll. Ganze Gruppen akademischer Berufe gelten in den Kreisen der SA und SS als „marxistisch“ und werden diffamiert. Selbst lernbegierige Studenten werden durch den militärischen Drill, der den größten Teil des Tages in Anspruch nimmt, an der Durchführung ihres Studiums gehindert.

Siebtens: Die Investierung aller staatlichen Mittel in die Vorbereitung kriegsgerischer Abenteuer hat den Hochschulen auch den letzten Pfennig entzogen, der ihnen für die Vergabung von Studienaufträgen, Anschaffung von Lehrmitteln, experimentelle Forschungsarbeiten an Zuschüssen geblieben war. Eine reiche Erbschaft ist von den Nazis in den wenigen Jahren ihrer Macht vertan. Wie die Amokläufer hausen sie im Garten deutscher Kultur; das Dunkel des Atavismus legt sich über ein Land, in dem die Faschisten ein Objekt zur Durchführung ihrer Pläne gefunden haben.

VIII

Soweit über die Quantität der angerichteten Zerstörungen. Ihr wirklicher Umfang wird erst durch die Kenntnis der Qualität verständlich. Dem Leser ist es wichtig, zu wissen, daß alle im folgenden angeführten Zahlen von den Nazis in ihrer Bankrottveröffentlichung selbst angegeben wurden. Nur eine Reihe von Prozentberechnungen haben wir auf Grund der offiziellen Ziffern zu Ende geführt; sie sind also leicht nachprüfbar. Es ist auch wohl kaum anzunehmen, daß die faschistischen Behörden in ihren Statistiken zu ihren Ungunsten fälschen. Für die einzelnen wissenschaftlichen Fächer verwenden wir die in Deutschland üblichen Bezeichnungen.

Aus der Anziehungskraft, die der einzelne akademische Beruf vor der Machtergreifung Hitlers und nachher ausübte, läßt sich genau der Grad der Kulturabwertung im faschistischen Deutschland bestimmen.

Die Medizin nimmt und nahm immer eine Sonderstellung ein. Das Studium dieses Berufs ist in vielen Fällen Tradition. Der Vater war Arzt, Sohn oder Tochter werden Arzt. Ihr spezifischer Gehalt setzt sie am wenigsten Beeinflussungen durch die Naziideologie aus. Infolge der Vernichtung aller jüdischen Ärzte ist sofort nach beendetem Studium mit einträglicher Praxis zu rechnen. Andererseits gibt es in den medizinischen Spezialitäten mehr Ausbreitungsmöglichkeiten für den Dilettantismus als anderswo. Kulturwissenschaft, Erziehungswissenschaft, Technik, einschließlich Chemie, Rechtswissenschaft, Wirtschaftswissenschaft, Mathematik, Naturwissenschaften und

Geographie zeigen deshalb deutlicher und erschreckender alle Deformationsmerkmale des faschistischen Einflusses.

Verteilung der Universitäts-Neuzugänge auf die einzelnen Berufe in den Jahren 1929, 1933, 1934, 1935

(Nach 1935 liegen keine Zahlen vor. Die angeführten Prozente bezeichnen das Verhältnis zur Gesamtzahl der Zugänge des betreffenden Jahres)

<u>1929</u>	<u>1933</u>	<u>1934</u>	<u>1935</u>
Gesamtzugang:			
30 520	20 829	13 678	16 533
Medizin:			
5 820=19,7%	5 950=28,57%	3 508=25,65%	4 912=29,71%

Eine große Rolle bei dem prozentualen Wachstum der Medizin spielt der Heeresbedarf an Militärärzten.

Kulturwissenschaft:

6 022=19,73%	2 497=11,99%	1 513=11,08%	1 394= 8,43%
--------------	--------------	--------------	--------------

Diese Wissenschaft stand vor Hitler an erster Stelle. 1935 an sechster. 77 von Hundert Studenten weniger als 1929 halten die Kultur für ein wesentliches Studiengebiet!

Mathematik, Naturwissenschaft, Geographie:

3 162=10,36%	1 104= 5,30%	529= 3,78%	527= 3,19%
--------------	--------------	------------	------------

Die exakteste Wissenschaft ist die aussichtsloseste geworden und fast liquidiert.

Technik, einschließlich Chemie:

4 955=15,07%	2 390=11,48%	1 317= 9,64%	1 609= 9,73%
--------------	--------------	--------------	--------------

Diese Kurve hat hauptsächlich zur Alarmierung durch die Industrieherrn beigetragen.

Rechtswissenschaft:

4 626=15,16%	3 211=15,41%	1 446=10,57%	1 463= 8,85%
--------------	--------------	--------------	--------------

Bei den Rechtsverhältnissen in Deutschland verflüchtigt sich die Einstellung zum Recht als Wissenschaft.

Religiöse Erziehung:

2 163=7,09%	2 371=11,38%	1 893=13,84%	1 650= 9,98%
-------------	--------------	--------------	--------------

Die Tatsache, daß das spezifische Gewicht des Studiums der Religion gegen 1929 gewachsen ist, muß bei den Religionsverfolgungen in Deutschland als Zeichen der *Opposition gegen den Faschismus* gewertet werden. Eben diese Wertung zeigt sich versteckt in der betreffenden Anmerkung der Nazi-Zeitschrift:

Die Größenordnung der theologischen Berufe deckt sich fast völlig mit derjenigen der akademisch-technischen Berufe. 1929 war der Anteil der Technik um 100% größer, heute werden nach der Entwicklung der letzten Jahre die akademisch-technischen Berufe groteskerweise hinter die Theologen verwiesen.

<u>1929</u>	<u>1933</u>	<u>1934</u>	<u>1935</u>
<i>Erziehungswissenschaft:</i>			
1 754=5,75%	1 376=6,61%	2 361=17,26%	3 078=18,26%

Mit dem Moment der Einführung der Prügelstrafe beginnt ein Run auf diesen Beruf, der im Verhältnis zur sinkenden Gesamtzugangskurve die Pädagogik vom achten Platz, den sie 1929 einnahm, auf den zweiten gebracht hat. Die Nazi-„Pädagogik“ ist der einzige akademische Beruf, bei dem ein Massenzustrom organisiert wurde, um so schnell wie möglich Lehrerkader zu bekommen, die befähigt sind, den Schülern beizubringen, das bewußte Denken nur zur Negierung des bewußten Denkens anzuwenden.

Wirtschaftswissenschaft:

1 901=6,23%	1 477=7,09%	635= 4,64%	851= 5,15%
-------------	-------------	------------	------------

Auch dieser Beruf ist im Eingehen, da die Wirrnis des deutschen Wirtschaftslebens durch keine Wissenschaft mehr geklärt werden kann.

Wir sehen aus dieser Statistik, in der wir die wesentlichen akademischen Berufe angeführt haben, daß im Verhältnis zu 1929, abgesehen von der braunen „Pädagogik“, 55,2 Prozent weniger Wirtschaftswissenschaft studiert wird, um 65 Prozent weniger Technik und Chemie, um 68,5 Prozent weniger Rechtswissenschaft, um 77 Prozent das Studium der Kulturwissenschaft verringert ist und um 83 Prozent das Studium der Mathematik, Naturwissenschaft und Geographie.

Diese Zahlen sind als Passivseite einer Bankrotterklärung vollkommen ausreichend, um auch dem Nichtfachmann ein deutliches Bild von der Aussichtslosigkeit einer Sanierung unter Leitung der jetzigen Herren zu geben. Noch sensationeller sind die Niedergangsergebnisse an *Technischen Hochschulen*. Die oberste faschistische „Jugendführung“ kann dieses memento mori nicht deuten; in grenzenloser Hilflosigkeit bleibt ihr nichts übrig, als besorgt zu stammeln:

Der deutschen Technik waren noch nie so gewaltige Aufgaben gestellt, wie gegenwärtig. Man sollte meinen, daß diese Tatsache die Berufe des Architekten und Bauingenieurs besonders begehrenswert erscheinen ließe. Das Gegenteil ist der Fall.

Hier ergibt sich folgerichtig die Frage: Wie wird es erst aussehen, wenn das faschistische Deutschland mit seinem regelmäßigen Bluff einmal nicht mehr durchdringt, auf einen Gegner stößt, dessen Technik ebenfalls gewaltige Aufgaben gestellt sind, der aber imstande ist, diese Aufgaben zu lösen, weil seiner Jugend die entsprechenden Berufe begehrenswert erschienen sind — kurz gesagt, wie wird es Hitlerdeutschland *im Kriege* ergehen, wenn im Frieden schon derart katastrophale Zustände herrschen?

Im Jahre 1929 betrug der Zugang auf den Technischen Hochschulen noch 24,7 Prozent, im Jahre 1935 nur noch 16,3 Prozent aller Studierenden. (Das Jahr 1935 hatte den relativ größten Studentenzugang, wie wir oben gezeigt haben.)

Die Führung der Hitler-Jugend kann wieder nichts anderes tun, als diesen

Fakt den trauernden Hinterbliebenen mit dem Ausdruck tiefsten Bedauerns zur Kenntnis zu bringen:

Der Neuzugang zu den technisch-wissenschaftlichen Berufen ist unzureichend, was im Hinblick auf den Nachwuchsmangel sehr zu bedauern ist.

Zwar werden absolute Zahlen auf diesem Gebiet überhaupt nicht veröffentlicht, aber die prozentualen Verhältnisse reden laut genug, um auf die Zahl der Anwesenden schließen zu lassen:

Verhältnis der einzelnen Berufe zu den Gesamtzugängen:

	1929	1933	1934	1935	1936	1937
Architektur:	11,96%	10,21%	8,07%	9,99%	7,05%	6,07%
Bauingenieurwesen:	16,82%	13,00%	15,84%	15,65%	13,07%	10,06%
Elektrotechnik	14,20%	14,52%	10,48%	10,65%	9,08%	10,00%

Es ist mit Sicherheit anzunehmen, daß die Gesamtzugänge nicht mehr als höchstens 50 Prozent der Zugänge des Jahres 1929 ausmachen. Daraus kann man sich ein Bild machen, was die Prozentzahlen in Wirklichkeit ausdrücken: den Prozeß des Absterbens der wichtigsten akademisch-technischen Berufe!

IX

Die Lage ist genügend ernst. Die Nazis hätten sich nicht genötigt gesehen, ein solches Dokument ihrer eigenen Schande zu veröffentlichen. Nicht um die Kulturwissenschaften geht es. An denen liegt ihnen nichts. Sterben die eines natürlichen Todes, so wird man ihnen keine Träne nachweinen. Man ist kein Kulturstaat. Aber die Neuaufteilung der Welt — die Hauptaufgabe, die ihnen von den Industrie- und Bankherren gestellt ist — mit militärischen Mitteln durchzuführen, hat bei genauerer Durchsicht der vorhandenen Aktiva, eine düstere Perspektive. Die Panik ist groß. Wie kann man noch retten, was zu retten ist? Man analysiert also zuerst einmal, woran es eigentlich liegen könne und kommt zu dem Schluß:

Die Nachwuchsfrage in den akademischen Berufen ist in hohem Maße eine wirtschaftliche Frage.

Keine schlechte, wenn auch nur eine Teil-Erkenntnis. Wenn nur die verdammt Widersprüche nicht wären, die sich natürlich im Faschismus, als der verschärftesten Form des Kapitalismus, auch am schärfsten äußern. Der Kapitalismus in seiner faschistischen Gestalt hat den letzten Rest kulturbildender Kräfte verloren. Was es in der Bourgeoisie noch an Begabungen gibt, wird systematisch zersetzt; die in der Arbeiterklasse massenhaft vorhandenen Talente können nicht nutzbar gemacht werden, weil das dem Wesen des Kapitalismus widerspricht. Das Studium ist teuer. Aber das deutsche Volk ist verarmt. Kanonen statt Butter, Kanonen statt Wissenschaft. Und jetzt überschlägt sich das Gleichnis: Kanonen statt Technik? Wenn keine Technik, dann auch keine Kanonen! Also da muß doch etwas geschehen. Wohl oder übel analysiert man weiter und stößt auf heikle Erkenntnisse: Wenn die Förderung der Begabten nicht in dem gewünschten Ausmaß durchgeführt

werden konnte, so lag dies nur an den begrenzten Mitteln, die für diesen Zweck zur Verfügung standen.

Noch einen Schritt weiter, und der Faschismus platzt. Die Analyse wird abgebrochen. Es könnte, gottbehüte, jemand kommen und vorschlagen, den Spionage-Etat um die Hälfte zu kürzen. Das Konzentrationslager rückt in bedrohliche Nähe. Was kann man also anderes tun, als dem Berg befehlen zu kreißen, und was kann der Berg anderes, als eine Maus gebären:

Erbgesunden, kinderreichen (mindestens 4 Kinder) Familien können ohne Prüfung der Bedürftigkeit Ausbildungsbeiträge gezahlt werden.

Das ist alles. Eine Verordnung des Finanzministers. „Erbgesund“ heißt: Vater SA- oder SS-Führer. „Ohne Prüfung der Bedürftigkeit“ heißt: nur an solche, die es nicht nötig haben. Wer hat, dem wird gegeben.

„Können gezahlt werden“ — Ton auf können — heißt: nur, wenn der zum Studieren Bereite sich den Beruf vorschreiben läßt, und auch dann übernimmt der Staat keine Verpflichtungen.

Sollte dieses Palliativmittelchen wirklich die ernstgemeinte, letztwillige Entschließung in dieser Frage sein? Nein. Denn da müßten wir den Faschismus schlecht kennen:

Je weniger Arbeitskräfte künftig vorhanden sind, um so mehr muß die Leistungsfähigkeit des Einzelnen gesteigert werden.

Wie sagte doch Hitler: „Schärfste wissenschaftliche Erkenntnisse . . .“ Auf deutsch: Fehlen fünf Arbeitskräfte, so hat der einzelne für sechs zu schuften! Das Sanierungsprogramm sieht genau so aus wie die Bankrotterklärung. Das kann auch nicht anders sein in einem System, das den Bankrottierer auch noch zum Konkursverwalter einsetzt.

Kurt Kersten

DIE STILLEN IM LANDE

Mannigfaltig sind die Erscheinungen der Opposition im ‚Dritten Reich‘. Wer von Deutschland nicht mehr weiß, nicht mehr wissen will als von der Wüste Sahara, wem Deutschland unbekannter ist als diese Sahara, weiß nichts vom Bestehen und Wachsen der Opposition, weiß auch erst recht nichts von den zahlreichen Erscheinungsformen oppositioneller Strömungen. Zur Opposition gehören nicht nur ihre legal tätigen Mitglieder in den großen Organisationen, nicht nur die zahllosen illegalen Gruppen verschiedenster Parteien, die sich über das ganze Land verteilen und über Stützpunkte in allen Bevölkerungsklassen verfügen. Zur Opposition gehören bei dem Streben des Machtapparates des Regimes nach Totalität auch Millionen Männer und Frauen, die sich dem Druck zu entziehen versuchen und verschiedene Methoden des passiven Widerstands anwenden.

Die faschistische Presse versucht in der letzten Zeit diese Gegner zu stellen und überhäuft sie mit Beschimpfungen, indem sie in allgemeinen Wendun-

gen von „Bücherwürmern, Rucksacksonderlingen, Krimskramern des Geistes“ spricht; sie ereifert sich über diese Gegner um so heftiger, als es nicht leicht ist, sie zu fassen; man sieht sich einer anonymen Masse gegenüber, die sich nur schwer erfassen läßt. Zu ihr gehören vor allem Intellektuelle, wobei man diesen Begriff viel weiter fassen muß, als es allgemein geschieht; dazu gehören nicht nur Schriftsteller, Künstler, Schauspieler, sondern Lehrer, Techniker, Geistliche, Ärzte — alle Angehörigen akademischer Berufe schlechthin; es ist eine sehr große Zahl von Personen, die hier in Frage kommt. Und ein beträchtlicher Prozentsatz dieser Intellektuellen weicht den Einwirkungen des Faschismus aus, entzieht sich der Tätigkeit in den Organisationen, erscheint nicht bei Aufmärschen, Demonstrationen, beteiligt sich nicht an Aktionen irgendwelcher Art, sondern bleibt abseits und läßt sich nicht stellen. Es gibt längst, zum Beispiel in Berlin, eine Gruppe, die sich „Die Stillen im Lande“ nennt. Für den Faschismus sind diese Personen „die Weisen im stillen Kämmerlein, die das Fenster schließen, um ihren Muff vor dem frischen Luftzug der Zeit zu schützen“. Ein anderes Mal attackiert man diese anonymen Gegner — und man sieht sie (mit Recht) als Gegner an — als „Kleidermacher“ weil sie ihre Bildung ausnutzten, um sich unter ihr wie unter einem Kleid zu verbergen; man versucht, sie als Personen zu diffamieren, „die sich selbst gehören“ wollen. Dieser Versuch, „bei sich“ zu sein, sich abzuschließen, gilt als Beweis der Gegnerschaft. Und voller Entrüstung schreibt zum Beispiel das Blatt „Die Bewegung“, daß es sich hier um Angehörige einer „gewissen Schicht unseres Volkes“ handele, die nicht aufhören wolle, „sich zu gehören“, man bezeichnet sie „weltweise, superkluge und womöglich kosmopolitische Personen“, die sich in ein „Wolkenkuckucksheim“ zurückgezogen haben. Nichts ärgeres macht man diesen (verächtlich genannten) „Gebildeten“ zum Vorwurf als „nicht dabei zu sein, aber zu lesen und zu sinn“.

Erinnert man sich der zügellosen, heftigen Angriffe, die Hitler in seinem Buch gegen die Intellektuellen richtete, so erkennt man wohl, daß die heutige Kampagne gegen die „Gebildeten“ völlig konsequent ist und dem Prinzip der brutalsten Unterdrückung des Willens jedes Einzelnen durch das Regime entspricht. Wer sich nicht mit seinem ganzen Denken unterwirft, wer sich nicht dem Uniformierungsprozeß unterzieht, gilt als Gegner, erscheint durch sein bloßes Dasein als Gefahr. Und es ist heute bereits mit Gefahr verbunden, bewußt die Haltung des Außenseiters, des Einsamen anzunehmen.

Wer sich für diese Art der Opposition entschließt, gerät in Gefahr völliger Isolierung, die sich bis in privateste Äußerungen des Daseins auswirkt. Barlach ist in solcher Einsamkeit gestorben. Man weiß, daß man dem großen künstlerischen, dichterischen Schöpfer, den man in die innere Emigration gejagt hatte, nicht einmal mehr ermöglichen wollte, sich mit den Bedürfnissen des täglichen Lebens zu versorgen — man weigerte sich, ihm Lebensmittel zu verkaufen. Viele Tausende leben ein solch verfluchtes Dasein, vielen Tausenden gelingt es, ihre passive oppositionelle Rolle zu verbergen, aber ein solches Leben ist voller ständiger Sorge und Unruhe, voller Bitternis

und Harm, es ist vor allem ein Leben ohne Trost und Frieden, ein Leben unsäglicher Trauer.

Unzählige in der Emigration ahnen nichts von diesem zermürbenden Dasein jener Stillen im Lande, jener Abseitigen, die sich vor dem Eindringen des Volksfeinds in ihre persönliche Atmosphäre zu retten versuchen, die sich vor der sie umgebenden Welt verschließen und sie zugleich ständig erneut prüfen, bewerten, ablehnen, verwerfen, nicht die Knie beugen, standhalten. Ich glaube, man müßte weit mehr von diesem opferreichen Leben der Ausdauernden wissen, die wie Fremdlinge in unserm, ihrem eigenen Lande leben müssen, dabei großen Versuchungen unterworfen sind, denn wer wollte daran zweifeln, daß nicht in Augenblicken die Schwäche auch diese Menschen übermannt, sie kleinmütig macht? Sie fahren dahin in ihrer Arche wie Noah über die trostlose, unendlich weite Wasserfläche, die kein rettendes Land zu umgürten scheint. Und wer kann ihnen sagen, wann und wie die Flut gebändigt wird?

Andere im Lande arbeiten für das geheime Fach, für den kommenden Tag. Maler erleben furchtbare Visionen, wenn sie draußen um sich blicken. Die Dokumente für solche Erlebnisse sind vorhanden. Dichtern drängt es sich auf, als erblickten sie wie Dante die Schatten am Acheron. Als ich in der Auseinandersetzung über den Expressionismus behauptete, ein neuer Expressionismus sei sehr wohl in unserem Lande unter dem heutigen Regime als Ausdruck der Opposition möglich, geschah es unter dem Eindruck des Schaffens, dieser Tätigkeit der Stillen, der Einsamen. Und es gibt auch andere Formen, die man in aller Öffentlichkeit sieht, ja sogar in den von Hitler selbst geprüften Kunstaussstellungen. Die Maler, die in München ausstellten, haben großenteils gar nicht daran gedacht, sich faschistisch zu gebärden. Es ist sehr leicht, ein künstlerisches Werturteil über die Werke zu fällen, die man in jenen Ausstellungen sehen konnte. Und es bleibt unbenommen, ein solches Urteil zu fällen, das vernichtend sein muß. Aber man *erschöpft damit die Aufgabe nicht*, die gestellt ist und gelöst werden muß, man gibt ein Urteil ab, ohne die besonderen Verhältnisse zu berücksichtigen, unter denen diese Künstler arbeiten müssen. Und begreift deshalb auch nicht, was im Lande vorgeht und wie mannigfaltig die Opposition in Erscheinung tritt. Man muß sich deshalb sogar von Faschisten selbst den Weg zu dieser Opposition zeigen lassen, wenn man des Einfühlungsvermögens in das Wesen eines im Lande Schaffenden entbehrt und Deutschland eben unerforschtes Gebiet ist, ja sogar des Erforschens manchem nicht lohnenswert erscheint. Die meisten bildenden Künstler müssen sich sagen lassen, daß sie „nicht aus ihrer selbsterwählten ‚Einsiedelei‘ herauskommen.“ Diesen Vorwurf erhob in heftiger Weise der Gauleiter Wagner. Er erklärte, die meisten Maler zögen sich ganz auf ihr persönliches Eigenleben zurück und sonderten sich von der Allgemeinheit ängstlich ab. Die Allgemeinheit aber ist der Faschismus, ist das Regime. In einer der großen Kunstaussstellungen befanden sich unter 1 150 Arbeiten kaum 12 Arbeiten, die sich mit „echten Zeitmotiven“ beschäftigten. Diese Tatsache faßte man mit Recht als eine Niederlage des

Faschismus auf und erblickte in ihr „die Abkehr vom Zeitgegenstand auf der ganzen Linie“. Die Maler ergriffen vielmehr die Flucht — „ins altväterlich Idyllische oder zeitlos Romantische“. Und ein Faschist rief aus, es sei zum Verzweifeln, daß man „im sechsten Jahre des nationalsozialistischen Volksstaats bei solchen Resultaten“ halte.

Es ist nicht zum Verzweifeln, sondern bereitet eine Genugtuung und beweist, wie stark die Ablehnung gegen diese Art von „Volksstaat“ ist, der eben kein Volksstaat ist. Man ist entrüstet, auf Bildern „zerlumppte Straßenmusikanten zu sehen, wie man sie heute in Deutschland gewiß nirgendwo“ finde. Man fühlt sich gefoppt, wenn einem ein Feuerwehrmann vom Typ ‚Fliegende Blätter‘ Jahrgang 1890 vorgeführt wird. Man ist empört über bewaffnete Bauern aus dem Jahre 1525, während man nicht SA-Männer in genügender Zahl malt. Und man ist unangenehm berührt, eine alte Schindmähre mit dem Schild „Kriegskamerad“ zu erblicken. Man wirft den Malern vor, sie hätten nicht den „Reiz verspürt“, den Einmarsch in Österreich zu malen, den man „Befreiungsmarsch“ titulierte. Nichts, „was nationalsozialistisch“ sei, berühre diese Maler, nicht der Arbeitsdienst, nicht der Reichsparteitag, nicht die Reichssautobahnen, nicht der Luftschutz — man vergißt dabei der Erwähnung des Fallbeils, der Konzentrationslager, des Volksgerichtshofs, der Judenpogrome . . .

Man ist unzufrieden mit den vielen symbolischen Darstellungen, weil man nur zu deutlich das hohle theatralische Pathos, die Verlogenheit, den Krampf empfindet — man muß ihn empfinden, weil man sich selbst entlarvt sieht. Die Maler wollen nicht in eine „Zeit hineingehen“, weil sie von ihnen nicht dargestellt werden darf, weil sie nicht in Freiheit, sondern in Unfreiheit schaffen müssen, weil die Hand nicht bilden darf, was das Auge sieht und der Verstand prüft, bewertet, das Herz empfindet. Der Maler ist losgerissen von der Realität, die ihn umgibt. Der Faschismus fordert nicht nur die Propaganda für sein Regime, er verlangt auch noch eine Zugabe — nämlich die „verklärende Darstellung des Zeitgegenstandes“, das heißt die Verherrlichung der Lüge. Der Maler zeigt dann zum Trotz statt des Reichstagsbrandes den Feuerwehrmann aus dem Jahrgang 1890 der ‚Fliegenden Blätter‘. Und voller Wut erklärt der Faschist, man hätte „mit Recht mehr erwartet, nachdem man den Künstlern eine so große Förderung“ zuteil werden lasse.

Man konstatiert empört, daß man mit den Mitteln der Korrumpierung nicht weit gekommen ist, man hatte erwartet, besser bedient zu werden. Und gekränkt bemerkt der enttäuschte Korruptionist, es fehle den Künstlern eben „die sinnbildhafte Wesensdeutung aus innerer Schau“. Einer jener hochtrabenden Sprüche mit falschem Zungenschlag.

Viele dieser Maler, mit denen man so unzufrieden ist, waren willige und gläubige Mitläufer des Faschismus, aber wie groß muß ihre Enttäuschung sein, wenn sie nicht imstande sind, sich zu Lobpreisern einer Wirklichkeit machen zu lassen, die so völlig von jenem Bilde abweicht, das sie sich einmal gemacht haben, als über ihnen die Stimme des Lockvogels erklang. Und wie verwirrend muß eine Welt auf sie wirken, deren Wesen sie nicht offen

gestalten dürfen, so daß sie in die Idylle, in die zeitlose Romantik flüchten, ein Stilleben erstehen lassen, während das Land ein einziges Kriegslager ist und dröhnend Bombengeschwader über Städte hinziehen: so wird noch diese *Flucht ins Idyll zum Protest*, so wird die Schar der Stillen größer und größer.

Alfred Kurella

ICH LESE DON KARLOS

Schiller war in meinem Elternhause verpönt, er galt als schlechter Dichter. Ich muß gestehen, daß mir lange Zeit etwas von dieser Verachtung des großen Meisters angehangen ist und daß ich bis vor kurzem nur den Prosaiker, besser gesagt, den Theoretiker gelten ließ. So war ich auch beinahe verlegen, als ein Freund, zu Besuch kommend, mich über der Lektüre von Schiller antraf. Aber ich war im Lesen schon so weit vorgeschritten, daß ich ihm klarmachen konnte, was mir bei dieser neuen Begegnung mit Schiller widerfahren war.

Diese Erfahrung geht weit über eine literatur-theoretische Erkenntnis und eine ästhetische Neuentdeckung hinaus, so daß es sich lohnt, sie mitzuteilen. Was mich veranlaßt hatte, Schillers Dramen wieder zur Hand zu nehmen, war die Notiz über den besonderen Beifall, der in Deutschland bei den Don Karlos-Aufführungen nach dem bekannten Ausspruch des Marquis Posa auszubrechen pflegt. Offen gestanden fing die Erwähnung dieses Vorgangs schon an, mich zu ärgern. Sie tauchte bei allen passenden und unpassenden Gelegenheiten auf, sie kam in Erzählungen, Aufsätzen und Glossen so häufig und oft so mechanisch wieder, daß ich bereits begann, an der Bedeutung des Vorgangs zu zweifeln; die häufige Wiederholung einer Behauptung hat ja nicht immer den Erfolg, sie überzeugend zu machen. Ich kannte natürlich den Karlos und kannte auch jene Stelle, aber ich beschloß, doch noch einmal bei Schiller selbst nachzulesen.

Ich will nicht davon reden, wie schnell und wie stark der Don Karlos mich in seinen Bann zog, die kunstvoll gesponnene Intrige, die Spannung des dramatischen Aufbaus, die Schönheit der Sprache. Wichtiger war etwas anderes: Je weiter ich las, um so mehr warfen die Personen ihre historischen Kostüme ab, versank die geschichtliche Situation, verschwand die Zeitbedingtheit der Charaktere und heraus traten Menschen, traten Ideen, ja, nur Worte, nackte Worte — aber sie blieben nicht nackt, sie bedeckten sich mit neuem Stoff, andere Menschen wurden mit ihnen lebendig, Menschen von heute, Menschen, die ich gekannt habe und kenne, die in Deutschland gelebt haben und jetzt noch dort leben. Mit ihnen kam die ganze Welt der Dinge und Beziehungen

herauf, unter denen sie leben und handeln, die ihren Tag ausmachen. Ich begann mit fremden Augen zu lesen, mit fremden Ohren zu hören. Und es war nicht mehr nur die bedingte Welt des Theaters, die, von Schiller hingezaubert, vor mir lag, sondern Deutschland, das Deutschland von heute, wo wir alle zusammen Darsteller und Zuschauer zugleich waren. Da brauste dann auf einmal der Beifall los. Was hat ihn entzündet? Marquis Posa warf sich dem König zu Füßen. „Der König, überrascht“ — wie wir selber! — „das Gesicht weggewandt und dann wieder auf den Marquis geheftet“... „Geben sie (Pause!) Gedankenfreiheit!“

Bei diesen Worten brach der Beifall aus. Aber waren es wirklich diese Worte, *nur* diese Worte, die der Beifall meinte? Wenn man, „überrascht“, zusammenfahrend wie der Zuhörer des Marquis auf der Bühne, im Zuschauerraum unwillkürlich die Hände hebt und aneinanderschlägt, muß man sich fast gewaltsam erinnern, möchte unwillkürlich den Nachbarn — vielleicht war er aufmerksamer? — fragen: was hat er gesagt? Schiller ist in Don Karlos viel mehr als in andern seiner Stücke Meister der szenischen Wirkung. Die plötzliche Pause, die große Geste des Marquis, die überraschte Bewegung des Königs — sie sind es, was einem die Hände hochreißt.

So gilt der Beifall also gar nicht dem Wort, das ausgesprochen wurde, besiegelt nicht den Ruf nach Freiheit des Gedankens?

Nein und ja. Er gilt nicht eigentlich diesem Wort, er meint viel *mehr*. Er löst eine Spannung, die sich in den vorhergehenden Minuten angesammelt hat.

Ich saß dort im Zuschauerraum, in der Dunkelheit, die die kleinen Sorgen und Ängste des Alltags zeitweise vergessen läßt. Ich saß neben meinen Freunden und Bekannten von früher, von denen ich seit über fünf Jahren getrennt bin, mit denen mich aber fast vierzig Jahre gemeinsamen Lebens in Deutschland so verbinden, daß ich ihre Gedanken und Gefühle auch heute mitzuleben imstande bin. Da saßen wir und mit jedem saß sein ganzes Leben, dessen größter Teil nichts mit dem zu tun hat, was heute in Deutschland gespielt wird. Das aber, was da auf der Bühne gespielt wurde, belebte gerade diese alte Vergangenheit; sie trat — und sei es auch nur über Reminiscenzen der Schule und Jugendzeit — in den Vordergrund, weckte Erinnerungen auf, die mit den schönsten und edelsten Erlebnissen und Träumen verbunden sind, und entfernte die Theaterbesucher noch mehr von der Gegenwart — um sie plötzlich auf anderen Wegen wieder zu ihr zurückzuführen. Die Worte der Dichtung, die zu hören sie hergekommen waren, um zu vergessen, packten sie plötzlich beim Lebendigen; auch ihnen lösten sich die Worte los von den Personen in Pumphosen und Faltenkrägen und verbanden sich mit ihrem eigenen Leben:

Schon flohen Tausende
aus Ihren Ländern froh und arm —

Wem fielen da nicht Freunde, Bekannte, Verwandte ein, die gezwungen oder freiwillig den Staub Hitler-Deutschlands von den Füßen geschüttelt hatten?

Der Bürger,
den Sie verloren für den Glauben, war
Ihr edelster. Mit offenen Mutterarmen
empfängt die Fliehenden Elisabeth,
und fruchtbar blüht durch Künste unseres Lands
Britannien.

Der Professor, der Arzt, der Musiker im Zuschauerraum mußte an die Kollegen denken, die das Land verlassen hatten, um in Paris, in London, in Istanbul, in Moskau, in den Vereinigten Staaten neue Stätten für ihre Wirksamkeit zu suchen. Gewiß, sie waren nicht überall mit offenen Mutterarmen aufgenommen worden, aber sie hatten im Lauf der Jahre auf Kathedern, in Kliniken, auf Dirigentenpulten fremder Städte Platz gefunden und konnten in größerer Freiheit ihre Arbeit zum Besten von Kunst und Wissenschaft fortsetzen. Und nicht nur die Kollegen dachten an die Vertriebenen — die Leser der verstoßenen Dichter, die Patienten der großen Ärzte, die Konzertbesucher mußten an sie denken, sie alle, die nicht nur ihren Magen mit Surrogatnahrung vollstopfen und sich in Surrogatstoffe kleiden, sondern auch für ihren Geist mit Surrogatkost vorlieb nehmen müssen. Und Studenten horchten auf:

Verlassen von dem Fleiß
der neuen Christen liegt Granada öde...

Was hatte das, was man ihnen jetzt auf den Hochschulen bot, mit dem zu tun, was ihnen einst auf den Gymnasien als ernste Wissenschaft vorgeschwebt hatte?

Und jauchzend sieht Europa seinen Feind
an selbstgeschlagenen Wunden sich verbluten.

Das war vielleicht ein wenig stark gesagt. Aber war es nicht vielleicht doch so? Kam die Vernachlässigung der Wissenschaften in Deutschland nicht letzten Endes jenen zugute, die man besiegen wollte? Ließ sich eine Vormachtstellung für Deutschland auf die Dauer nur mit Kanonen erobern? Aber war dieser ganze Plan der Welteroberung unter der Losung ‚Groß-Deutschland‘ nicht überhaupt unsinnig?

Sie wollen
allein in ganz Europa sich dem Rade
des Weltverhängnisses, das unaufhaltsam
in vollem Laufe rollt, entgegenwerfen?

Hier wird auch der Ingenieur nachdenklich, der Kaufmann und der Vorarbeiter, die in den letzten Jahren in Europa herumgekommen sind, die die Länder der alten Demokratie und vielleicht die junge sozialistische Demokratie im Osten kennengelernt haben und die wissen, daß die Welt draußen anders aussieht, als die Nazizeitungen sie malen.

Sie wollen pflanzen für die Ewigkeit
und säen Tod? Ein so erzwungenes Werk
wird seines Schöpfers Geist nicht überdauern.

Die Zustimmung der katholischen und protestantischen Christen unter den

Zuhörern zu diesen prophetischen Worten mag eine eigene Tönung haben— aber sie trifft das Richtige, sie entspringt dem gleichen Geist, der jetzt fast alle bei den Worten zusammenzucken läßt:

Der Mensch ist mehr als Sie von ihm gedacht.

Nein, es ist nicht das höchste Glück des Lebens, gedankenlos und sklavisch den Einfällen dieses aufgeregten Vegetariers mit der schiefen Haarlocke und dem schwarzen Bärtchen zu gehorchen, es ist nicht das höchste Ziel des Daseins — zu sterben, und sei es auch für Deutschland. Warum nicht für Deutschland *leben*? Der Mensch ist mehr, der Mensch ist mehr . . .

Des langen Schlummers Bande wird er brechen
und wieder fordern sein geheiligt Recht.
Zu einem Nero und Busiris wirft
er Ihren Namen . . .

Von wem ist da die Rede? Von König Philipp? Aber wer denkt noch an Philipp! Jeder hängt den Gedanken nach, die alle diese Worte in ihm wachgerufen haben, gerade so lange, um die Tiraden zu überhören, in denen der Marquis — wer denkt noch an den Marquis? — um den König fester zu fassen, den Sinn seiner scharfen Worte schmeichelnd abschwächt — bis dann das erlösende Wort kommt: „Geben Sie Gedankenfreiheit“ — Freiheit, alle die Gedanken zu denken, auszusprechen, in die Tat umzusetzen, die der Zauberer Schiller eben über das Deutschland von 1938 in den Köpfen entzündet hat!

Und so gilt der Beifall doch diesen Worten. Aber sie haben einen neuen, schweren, mit lebendigen Inhalten bis zum Bersten *geladenen* Sinn erhalten. Die ganze Gegenwart ist in ihnen lebendig geworden und sie liegt auf einmal in einem neuen Licht, im Licht der großen Gedanken von Menschenwürde und Menschheitsbestimmung da, denen der deutsche Dichter vor mehr als hundert Jahren Ausdruck gegeben hat und die den Deutschen nicht verlorengegangen sind. Sie sprechen ja auf Schritt und Tritt, Tag für Tag zu ihnen, wenn auch mit leiser, nicht unmittelbar verständlicher Stimme.

Sehen Sie sich um
in seiner herrlichen Natur. Auf Freiheit
ist sie gegründet — und wie reich ist sie
durch Freiheit!

Jetzt fließt noch mehr in das Wort von der Gedankenfreiheit hinein, jetzt klingt ganz Deutschland mit, seine Täler und Berge, seine Städte und Dörfer, alle die in einer größeren als der heutigen Freiheit entstandenen Reichtümer unseres Landes.

Ihre Schöpfung
wie eng und arm!

Aber nicht nur eng und arm! Das, was die heutigen Herren Deutschlands „schaffen“, droht alles zu vernichten, was aus einer größeren, freieren Vergangenheit stammend, uns in Deutschland lieb und wert ist. Denn das weiß heute noch den nicht mehr zu verhüllenden und nicht mehr verhüllten Kriegs-

vorbereitungen jeder Deutsche: es droht wirklich die Vernichtung, von der Schiller spricht, wenn es bei der „unnatürlichen Vergötterung“ des Mannes bleibt, den heute Betrug und Gewalt an der Spitze des Reichs halten. Seither sind die Sorgen, die der einzelne sich um sein und seiner Kinder Schicksal gemacht hat, zur Sorge ums Ganze, um das Schicksal der Nation geworden. Ich habe oben von einer „Erfahrung“ gesprochen, die die Lektüre des Don Karlos mir gebracht habe. Es ist klar, daß es sich um eine bedingte Erfahrung, um Erfahrung in einem besonderen Sinne handelt. Ich war nicht in Deutschland, ich habe nicht mit meinen alten Bekannten und Freunden zusammen dort im Zuschauerraum gesessen. Aber ich habe dennoch etwas Wahres erfahren.

Im Jahre 1931 beobachtete ich einmal einen jungen Menschen, der aus der Sowjetunion nach Berlin kam. Er fuhr zum erstenmal nicht nur nach Deutschland, sondern überhaupt ins Ausland. Bis dahin hatte er das Leben in Deutschland nur aus Büchern und Zeitungen gekannt. Er war lebhaft politisch interessiert und ließ sich keine Information über das Land entgehen, das er nächstens besuchen sollte. Er konnte damals in den Tageszeitungen jeden Tag von Demonstrationen, Zusammenstößen und Schießereien in Berlin, von Toten und Verwundeten, von Bubenstücken der Faschisten und Heldentaten der Kommunisten lesen. Dann kam er nach Berlin. Er war schon drei Wochen dort — aber er hatte noch keinen Schuß gehört, keinen Toten gesehen, keine Heldentat erlebt. Die Millionenstadt lebte ihren Alltag, die Menschen gingen zur Arbeit und in die Geschäfte, saßen in Cafés und Kinos, und in der kommunistischen Zelle wurden die prosaischesten Fragen besprochen. Was hatte das zu bedeuten? Hatten die Zeitungen ihn falsch informiert? Hatten sie gelogen? Nein, es war alles richtig gewesen. Den Fehler hatte er begangen: er hatte den Ausschnitt, die Auswahl, die Zusammenstellung der Spitzenereignisse mit der ganzen Wirklichkeit verwechselt. Er hatte sich ein falsches Bild gemacht, weil er sich überhaupt noch ein falsches, abstraktes Bild vom Leben machte.

Ich habe schon oft an diese Beobachtung denken müssen, wenn ich bestrebt war, Vorstellungen zu korrigieren, die wir uns heute draußen von Deutschland machen. Seit wir nicht mehr im Lande leben, sind wir auf die Informationen angewiesen, die auf den verschiedenen Wegen zu uns kommen. Wir verfolgen aufmerksam, was die Faschisten selbst berichten, wir lesen die ergänzenden Informationen der Auslandspresse, wir studieren gierig das Material, das auf Umwegen, von der braunen Zensur unberührt, aus den antifaschistischen Organisationen zu uns kommt. Alle diese Informationen sind in ihrer Art richtig. Eine Rede von Goebbels ist ebenso ein Stück deutscher Wirklichkeit von heute wie die Gespräche unter Arbeitern und Soldaten, über die illegale Informationen berichten. Aber wenn wir uns aus all diesem Material das Bild des heutigen Deutschland rekonstruieren, so vergessen wir allzu leicht eins: zwischen dem offiziellen Nazi-Deutschland und dem inoffiziellen antifaschistischen Deutschland, über dessen sichtbar werdende Manifestationen die illegalen Quellen berichten, liegt der ganze große

Bereich des „Alltagslebens“: achtzig Millionen mal vierundzwanzig Stunden am Tage, in denen einzelne Menschen handeln und leiden, denken und fühlen, lieben und hassen, kleine Sorgen und kleine Freuden erleben! In diesem schier unendlichen eigentlichen Leben des Volkes spielen sich ständig Prozesse ab, die sich der einfachen Beobachtung entziehen. Aber sie sind nicht unerkennbar. Denn die Faktoren, aus denen sie sich zusammensetzen, sind jedem bekannt, dem überhaupt deutsche Wirklichkeit und deutsche Menschen bekannt sind. Der Satz, den ich neulich schrieb: „Es gibt mehr Unverändertes in Deutschland als Verändertes“, trifft nicht nur auf die gegenständliche Welt, sondern vor allem auch auf das Verhalten der einzelnen Menschen zu. Das ist es, was wir zu leicht vergessen. Wir neigen dazu, die einzelnen Ereignisse — die unerfreulichen wie die erfreulichen — isoliert zu betrachten, während sie doch erst wirklich verstanden und bewertet werden können, wenn wir sie ständig auf das beziehen, was sich — nicht unmittelbar erkennbar, aber entscheidend wirksam — in der Sphäre des „Alltagslebens“ abspielt. Es ist kein Zufall, daß die Erfahrung, die wieder einmal und stärker als je vorher zu diesem Gedanken geführt hat, eine dichterische Erfahrung ist. Die große Dichtung macht im Lande selbst die Prozesse, die sich in der Stille abspielen, plötzlich sichtbar. Die Dichtung, die heutige Dichtung ist es auch, was uns helfen kann, hier draußen sichtbar zu machen, was im Lande selbst noch unsichtbar bleibt.

Aber das ist schon wieder ein neuer Gedanke. Er führt zu einer Kritik der antifaschistischen Literatur oder wenigstens ihrer Thematik. Und das ist ein zu großer Gegenstand, als daß man ihn am Ende einer Betrachtung zur Sprache bringen könnte, die nur den Ausgangspunkt der Gedankenreihe darstellen sollte.



Freundschaftliche Karikatur
von A. Kanjewski

Gregor Gog

DIE KUKRYNIKSY Meister der Sowjetsatire

NAME

Der ungefüge, seltsame Name ist der Künstlernamen einer festgefügteten Dreieinigkeit, von der Gorki schrieb:

Ich weiß nicht und ich glaube nicht, daß jemals auf dem Gebiet der Karikatur solch einheitliche und unteilbare Dreieinigkeit existiert hat.

Michail Kuprijanow, Porfiri Krylow und Nikolai Sokolow sind die wirklichen Namen dieses unvergleichlichen Kollektivs. Kuprijanow steuerte in den allgemeinen Namenfonds die ersten zwei Buchstaben seines Familiennamens, Ku, Krylow die ersten drei Buchstaben, Kry, und Sokolow gab drei Buchstaben seines Vornamens, Nik und den ersten des Familiennamens dazu: S. So — das war 1923 — entstand im Geiste der überall in der Sowjetunion üblichen abgekürzten Benennungen jener Name, der heute im Brennpunkt der satirischen Kunst der UdSSR steht. (Kukryniksy ist die Mehrzahl von Kukryniks.)

Ansonsten sind die drei Männer stille, schweigsame Leute. lyrische Künstler, mit feinen, hauchzarten Strichen und Farben in ihren Zeichnungen und Aquarellen (Sokolow), verliebt in die sanften Linien der russischen Landschaft (Kuprijanow), und die Ölbilder Krylows strahlen Gesundheit, Frohsinn und Güte.

BEGINN

Bescheiden, ohne Lärm begannen die Kukryniksy als Karikaturisten und Satiriker. 1921 waren der Kasaner M. Kuprijanow und der Tulaer P. Krylow, noch sehr jung. Schüler des moskauer Kunstinstituts. Der erste lernte in der graphischen, der andre in der Maler-Fakultät. Sie wurden Freunde. Während sie einen Kursus für allgemeine künstlerische Ausbildung absolvierten (die Lehrer waren Maler und Graphiker, keineswegs aber Karikaturisten), fanden sie einen Ausweg für ihre satirische Begabung in der Wandzeitung. Die Arbeit machten sie gemeinsam. Das lange, schmale Format der Wandzeitung erlaubte gleichzeitige Zusammenarbeit.

Die Entwicklung der schöpferischen Selbstkritik im Lande bestimmte die

Wahl ihrer Stoffe und Themen. Auf's Korn nahmen sie die tagtägliche lebendige Wirklichkeit, die sie umgab, bestimmte negative Erscheinungen und Mängel im Institut, in der Gemeinschaftswohnung, im Studentenerholungsheim. Die Zeichnungen nannten sie „freundschaftliche Karikaturen“.

Die Kennzeichen schon dieser ersten Arbeiten waren sinnfällige Konkretheit und eine durchaus realistische Behandlung der karikierten Objekte und Erscheinungen. Ihr Widerhall reichte damals wohl kaum über die Grenzen der Schule hinaus.

1923 kam der Moskauer N. Sokolow als Student ins Institut und wurde der Dritte im Bunde. Die drei jungen Menschen und angehenden Künstler, Augenzeugen und unmittelbare Teilnehmer der Jahre, die die Welt erschütterten, befreundeten sich so eng, daß sie nicht nur zu einer überraschenden Gemeinsamkeit der Betrachtungsweise bis in die Details hinein, sondern auch zu einer fast noch verblüffenderen Gemeinsamkeit des gestalterischen Stils gelangten. Und je mehr die drei die Einheitlichkeit und unteilbare Ganzheit eines charakteristischen Kollektivstils (sozusagen eines Vierten, der jeder von ihnen ist) entwickelten, in dem Maße hob sich das künstlerische und weltanschauliche Niveau ihrer Arbeiten. Das war ein Prozeß, der etliche Jahre dauerte. Im Zusammenspiel der Kräfte wuchs und erstarkte die selbständige schöpferische Individualität des Einzelnen. Daraus hervor ging jene untrennbare Kollektiv-Individualität, die in der Geschichte der Kunst der Karikatur *einmalig ist*.

DIE KUKRYNIKS UND DIE SOWJETLITERATUR

In der Schmiede der Revolution und des Bürgerkriegs ist die leidenschaftliche und schonungslose Bildsprache der Sowjetsatire entstanden. Der Feind an den Fronten der Klassenzusammenstöße hatte ein hundert- und tausendfältiges Gesicht. Nur sein Wille war eindeutig: Vernichtung der Sowjetmacht. In dieser Zeit bildete sich eine besondere Sprache des Kampfes heraus. Um die Feinde mit den Waffen der Karikatur und Satire zu entlarven und zu schlagen, dazu waren Verallgemeinerung, Klarheit und eine große Einfachheit vonnöten. In dieser Etappe ihres Werdens schufen die Sowjetsatiriker eine ganze Galerie von Typen: die unverhüllten Fratzen der berüchtigtsten und verhaßtesten Vertreter der feindlichen Mächte. Weiter verallgemeinerte Typen des Feindes mit der hundert- und tausendfältigen Maske; dann Personifikationen abgeleiteter Begriffe: des Kapitals, des weißen Generals, Kulaken, Popen, Gutsbesitzers usw.

Hierbei war ein gewisser konventioneller Schematismus vielfach unvermeidlich. Die älteren Künstlerkader waren mehr oder weniger mit der vorrevolutionären Tradition der karikaturistischen und satirischen Kunst verbunden. Zum Teil trugen sie als Künstler das schlechte Erbe der niedergehenden bürgerlichen Kunst mit sich und übertrugen deren abstrakte und formalistische Tendenzen in die Bildsprache der Revolution.

Gut erinnern wir uns an die damaligen Pioniere der allgemeinen Entwicklung

der Sowjetkunst, die, Schritt für Schritt, zu realistischer Gestaltung drängte: des Dichters und Malers Majakowski (in seinen Plakaten), der Plakatkünstler und Karikaturisten Deni und Moor.

Still und unbekannt wuchsen (unbeschwert vom schlechten Erbe) in diesen Jahren die Kukryniksy heran. Ihr „Weg ins Leben“ begann 1926. Sie besuchten oft gemeinsam die Diskussionsabende der Zeitschrift „Komsomolia“. Da wurden hitzige Debatten über Literatur und Poesie ausgetragen. Hier lernten sie die Schriftsteller und Dichter kennen. An den Diskussionen nahmen sie nicht teil; sie saßen in irgendeiner Ecke und zeichneten. Die schöpferische Individualität und die besonderen persönlichen Züge eines jeden, charakteristische Mängel, das Komische und Widerspruchsvolle, Negative — alles interessierte sie. Nichts entging den wachsamen, scharfsichtigen, klugen Augen der drei. In ihrem Beobachtungswinkel loteten sie gleichsam Tiefe und Oberfläche der Menschen aus und brachten die gefundenen Maße zu Papier. Kaum Bemerkbares, Verborgenes wurde entdeckt und in Skizzen und Zeichnungen sichtbar gemacht.

Die Redaktion forderte die drei auf, in kollektiver Zusammenarbeit ein karikaturistisches Gruppenporträt aller Teilnehmer an den Literaturabenden zu machen. Während der Arbeit bemerkten sie, daß sie eine Anzahl der Schriftsteller noch nicht genügend kannten. Dann rannten sie durch die Stadt, um den einen oder anderen zu suchen.

Von da an begann die ständige Mitarbeit der Kukryniksy in der Sowjetpresse. In den folgenden Jahren — fortgeführt bis auf den heutigen Tag —

schufen die Kukryniksy eine Reihe Karikaturen („Beinaheporträts“, wie sie sie nennen) der bekanntesten Vertreter der Sowjetliteratur. Mit empfindsamen Strichen, aufmerksam, ist die Gestalt Gorkis da gleichsam abgetastet. Eine ganz leise Komik umspielt die hohe, gebeugte Gestalt mit dem unvergeßlichen Kopf und dem gutmütig-hängenden Seehunds-bart. Da finden sich freundschaftliche Karikaturen auf Panferow, auf A. Serafimowitsch. Die Sejfulina hat überdicke Pausbacken und schwarze Kul-leraugen; und Boris Pasternak liegt als poetische Sphinx auf dem Rednerpodium, eine Sphinx mit Kragen und Krawatte und gekräuseltem Haar unter altertümlichem Kopfputz.

Allen diesen Porträtkarikaturen ist eine außerordentliche Ähnlichkeit mit

I. Babel auf dem Schriftstellerkongreß



den Originalen eigen. Zur Methode der Kukryniksy gehört zwar die Übertreibung, doch nirgends wird der Übertreibung die Porträtähnlichkeit geopfert. Im Gegenteil. Hier haben wir es sehr eigentlich mit „Überporträts“ zu tun: durch das Anhäufen, Hervorkehren und die Übersteigerung besonders auffallender Merkmale im Äußeren der Menschen werden sie uns bekannter, vertrauter. Sie kommen uns näher. Wir verstehen sie besser: durch die karikierten Züge blicken Gesichter von objektiver Wahrheit hervor.

Die Schriftstellerkarikaturen der Kukryniksy haben vielfach Beziehungen zum Buch, zum Werk der Schriftsteller und Dichter. Sie zeigen uns Mensch und Werk in Wechselbeziehung zueinander.

Da sparen die drei oftmals nicht an saftiger, humorvoller Kritik, die den Betroffenen dem Gelächter preisgibt. Die Kukryniksy können lachen und andere lachen machen. So stürmt auf einem der früheren Blätter Babel, der Autor von ‚Budjonny's Reiterarmee‘, auf dem Rücken eines phantastischen Pferdeungetüms dahin; Jahre später — auf dem Schriftstellerkongreß in Moskau — kommt derselbe Babel auf einem dünnen Klepper ans Rednerpult der Tribüne geritten. Es ist noch jenes Pferd; doch jetzt ist es abgemagert, alt und häßlich; und unser Schriftsteller ist selbst gealtert, hat eine herunterhängende Lippe und eine Glatze bekommen: die Zeichnung erinnert daran, daß Babel schon lange schweigt, daß es nichts Neues bei ihm gibt, und daß er auf seinen alten, während des Bürgerkriegs geschriebenen Erzählungen noch immer „herumreitet“.

Der Schriftstellerkongreß war überhaupt ein ungewöhnliches Ereignis für die Zeichenstifte der Kukryniksy. Hier waren gleichzeitig alle bisher von ihnen aufs Korn Genommenen beieinander. Da konnten sie das seither Geleistete vergleichend überprüfen, manches revidieren, manches besser machen. Zeit und Menschen und auch sie hatten sich verändert. Aus unbekannten Lehrlingen des moskauer Kunstinstituts waren anerkannte Meister der großen Völkerunion geworden: geachtet, gefürchtet, mehr aber noch geliebt.

Die neuen Karikaturen vom Schriftstellerkongreß sind vollendet reife Arbeiten. Komisch, sehr lehrreich, immer sehr inhaltsvoll. Und überzeugend. Die Kukryniksy sind aus der Sowjetliteratur nicht mehr wegzudenken.

Die Kukryniksy haben viele hundert literarisch-satirische Porträts geschaffen. Maxim Gorki schätzte diese sehr hoch. Er schrieb:

Bei den Literaten gab es immer und gibt es noch heute viel Komisches. Der Literat ist gewöhnt, sich als einen Menschen mit einem Plus anzusehen, wenn auch oft genug dieses Plus — nur eine Warze auf der Nase ist oder eine Geschwulst von unmäßig aufgeblasener Selbstanbetung.
(„Die talentierte Dreieinigkeit.“)

WIE SIE ARBEITEN

Wie arbeiten sie?

Die Kukryniksy erfreuen sich außerordentlicher Popularität, sie haben ein Millionenauditorium. Über ihre Arbeitsmethode sind Anekdoten in Umlauf. Verbunden mit dem allgemeinen Prozeß der Arbeit, hat der Mensch der Sowjetunion natürlicherweise ein aktives Interesse auch am Besonderen, das

heißt individuell verschiedenen Schaffensprozeß. Der Entstehungsprozeß eines Buches oder Bildes interessiert ihn meist nicht weniger, als der, daran er selbst teilhat. Jede kollektive Arbeit ist dazu schwer. Die Frage „Wie arbeiten sie?“ bedeutet für den Sowjetmenschen: Wie überwinden sie, die andern, alle andern, die Schwierigkeiten?

Besuch bei den Kukryniksy ...

N. Sokolow öffnet. Die kräftige schlanke Gestalt macht den Eindruck von Jugendlichkeit. Blond, sehr aufmerksame, helle, blaue Augen. Am Tisch sitzt Porfiri Krylow über eine Arbeit gebeugt. Er ist ein Jahr älter als die Freunde: 36 Jahre. Fesselnd an ihm ist das Unscheinbare, das Verhaltene seiner Natur. Er spricht ruhig, fast langsam und fast immer zuletzt: als setze er das Tüpfelchen auf das I. Der große, breitschultrige M. Kuprijanow, mit dem Rücken an die Wand gelehnt, blickt freundlich durch die Brillengläser, wie durch eine Gardine; dabei verlieren die — kaum merklich schiefstehenden — Augen nichts von der ihnen eigentümlichen, drohenden Schärfe.

Der Grundsatz unserer kollektiven Zusammenarbeit ist: *Verzicht auf individualistische Autoreneitelkeit. Wir arbeiten ohne individuelle Eigenliebe...*

Kameradschaft und gleiches Recht für jeden. Selbstkritik und unbedingte Freiheit der Kritik (bei — äußerst seltener — Nichtübereinstimmung entscheidet die Mehrheit).

Das sagen alle drei mit Nachdruck.

Schritt für Schritt haben sie während ihrer gemeinsamen Arbeit schöpferisch gemeinsam denken gelernt. Sie lernten, die individuelle Art der Darstellung (und davon nur das Beste, Wertvollste) in das übergeordnete Gemeinsame einfügen. Das ging gar nicht so leicht vonstatten, wie es sich anhört. Es gab Diskussionen, und es gab auch Streit. Jeder von ihnen mußte lernen, den eigenen schöpferischen Standpunkt vernünftig zu präzisieren und: den eigenen Standpunkt mit dem der anderen in Einklang zu bringen. Das war die Hauptsache! Dabei half ihnen die tiefe Freundschaft zueinander. Was drei dachten und sahen — und was drei als Künstler konnten — verschmolz in eins.

Die Überwindung der individuellen Darstellungsmanier, zusammen mit der Herausbildung kollektiver Gewohnheiten, führten am Ende dahin, daß nicht nur *alle wie einer* arbeiten, sondern daß auch *einer wie alle* arbeiten kann, als wären die beiden anderen mitbeteiligt. Viele Karikaturen sind nur von zweien, einige sogar nur von einem gemacht. (Gefragt, wer dies und das auf einer auf dem Tisch liegenden karikaturistischen Zeichnung gemacht habe, sagt jeder der drei, nachdem er die Zeichnung nachdenklich angesehen hat: „Ich weiß es nicht mehr...“)

Der Tag beginnt für die Kukryniksy mit einer thematischen Beratung. Dabei werden die neuesten politischen Meldungen besprochen und das Thema für die nächste Zeichnung festgelegt. Skizzen nach der Natur werden gemacht, darauf alle Skizzen verglichen und eine davon als Grundlage für die zu schaffende Karikatur ausgewählt. (Bei komplizierten Zeichnungen arbeitet oft einer allein die Komposition aus.) Danach geht die begonnene Zeichnung entweder von einem zum andern und jeder fügt etwas von sich

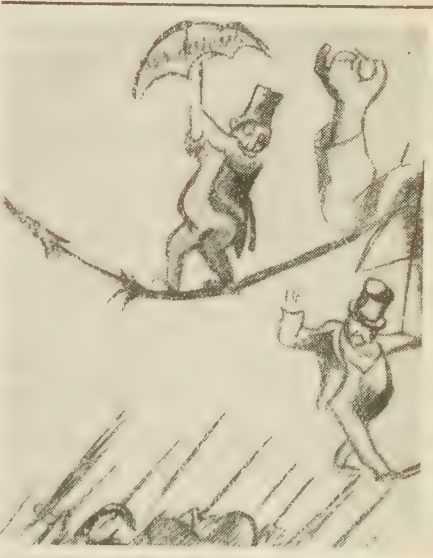
hinzu. Vielleicht auch zeichnet nur einer. Die andern überprüfen die Arbeit und beschränken sich auf Verbesserungen. Oder es zeichnen zwei und der dritte „spielt“ eine für die Zeichnung notwendige charakteristische Szene.

Gefällt Sokolow etwas an der Arbeit Krylows nicht, so nimmt er dessen Stift (oder Pinsel), um das mißglückte Detail zu verbessern. Und umgekehrt. Die Dreieinigkeit hat Vertrauen zu einander — sonst wäre sie ja nicht die Dreieinigkeit! Die nie ruhende Stimme schöpferischer Selbstkritik und Kritik schützt die drei vor Eigenliebe und Stillstand.

Einer übergibt mir ein Heft der Zeitschrift ‚Smena‘. Darin wird an einem Beispiel die Biographie einer Karikatur erzählt:

Am Morgen lesen die Kukryniksy einen Sitzungsbericht des londoner Nichteinmischungskomitees. Von einem der drei wurde Plymouth ein Seiltänzer genannt. Ist das kein Thema für eine Karikatur? Natürlich ein Thema. Schon erscheint auf dem Papier der erste Strich, das Seil. Unbestimmte Striche rechts bedeuten den Abgrund, worüber das Seil sich spannt. Einige schnelle Bewegungen mit dem Bleistift, und auf dem Seil steht die balancierende Figur mit dem Zylinderhut. Auf den Zylinder wurde geschrieben: „Nichtein...“ Der Rest des Wortes ging nicht darauf. Dann machte einer die Bemerkung, ein Seiltänzer trete auf, indem er sich mit einem Schirm im Gleichgewicht halte. Und schon erscheint in der linken Ecke der Schirm. Kaum hatte einer der Künstler ihn gezeichnet, als schon ein anderer ihm den Bleistift aus der Hand nahm und anstatt des Handgriffes einen Paragraphen dazu zeichnete, das Symbol der heuchlerischen Gesetzlichkeit. Aber was auf den Schirm schreiben? Projekt? Prozeduren? Aufschub? Illusionen? Natürlich das Wort, das auf dem Zylinder keinen Platz hatte: „Nichteinmischung!“

„Die gefährliche Nummer“ — Beispiel der künstlerischen Schaffensmethode



Drei Menschen beugen sich über das Blatt. Wie das Thema weiterentwickeln? Es ist klar, daß Plymouth das „Ufer“ nicht erreichen wird: sein Seil wird mit dem faschistischen Liktorenbeil zerschlagen. Und schon erscheint links die Hand, die den Weg zum letzten Zufluchtsort des Lord Plymouth abschneidet.

Die Skizze ist fertig. Jetzt muß man sie ausarbeiten, entwickeln und ihr die politische Schärfe geben. Es wird ein zweites Blatt genommen. Welche Pose wird man dem Seiltänzer geben? Es wäre auch möglich, ihn von rechts nach links gehen zu lassen . . . nein, besser so, wie in der ersten Variante, nur das Gesicht wird dem Zuschauer zugekehrt. Aber wie muß er seine linke freie Hand halten? Und auf einer freien Stelle wird eine Skizze der Hand gemacht.

Alles ist anscheinend durchdacht. Doch plötzlich gefällt einem das Beil nicht, das das Seil durchschlägt. Warum soll man es nicht ersetzen durch die Bajonette der marschierenden faschistischen Bataillone, an deren Spitze der Duce selbst schreitet? Natürlich! Die Soldaten zerschneiden das Seil — aber Lord Plymouth, vornübergebeugt und den Zylinder tief im Gesicht, merkt es nicht. Er ist einzig mit einem beschäftigt: er balanciert.

Noch lange Zeit arbeiten die Künstler an der Skizze, indem sie jedes Detail durchdenken, jeden Strich abwägen. Dann schreibt der Stift die Benennung: „Gefährliche Nummer!“

Das ist die Biographie einer gewöhnlichen Karikatur. So und ähnlich entstehen alle Arbeiten der Kukryniksy. Das Prinzip ihrer schöpferischen Arbeit bleibt immer ein und dasselbe: arbeiten wie *ein* Mensch.

VON DER WANDZEITUNG ZUR ‚PRAWDA‘

Ob sie wohl zu Beginn ihrer Tätigkeit an der Wandzeitung daran gedacht haben, einmal im Mittelpunkt der satirischen Kunst des sozialistischen Sechstels der Erde zu stehen?

Sehr bald nach Veröffentlichung ihrer ersten Zeichnungen erhielten sie Einladungen von anderen Zeitschriften und Zeitungen. Ihre Zeichnungen erschienen im ‚Projektor‘, ‚Tschudak‘, ‚Smechatsch‘, ‚Krokodil‘, in der ‚Komsomolskaja Prawda‘, ‚Wetschernaja Moskwa‘, ‚Smena‘ und anderen. Der Alltag mit seiner überreichen, stets wechselnden Thematik wurde, neben den literarischen Themen, der Arbeits- und Kampfplatz der drei. Nicht selten erprobten sie ihre Kräfte auch schon an außenpolitischen Karikaturen. Die Mitarbeit an der Wandzeitung gaben sie nicht auf: sie hörte erst auf, als sie das Institut endgültig verließen.

Der jahrelangen intensiven Kleinarbeit verdanken sie die Treffsicherheit der Beobachtung (die liebevolle Beobachtung auch des Details), den Sinn für Maß und — nicht zuletzt — die mitreißende Stoßkraft ihres Stils.

Eines Tages bat Majakowski sie, sein Stück ‚Wanzen‘ fürs Meyerholdtheater auszustatten. Es war dies die erste Arbeit der Kukryniksy fürs Theater; sie wurden beauftragt, die ersten vier Bilder auszustatten. Wieder liefen sie durch die Stadt, standen auf Märkten herum, gingen in Friseurläden, durch Galanterie- und Konfektionsläden, und erst, nachdem sie eine Menge Skizzen nach der Natur gemacht hatten, setzten sie sich an die Arbeit in der Werkstatt.

Ihrer Beschäftigung mit der Alltagsthematik verdanken wir die herrliche Serie ‚Staraja Moskwa‘ (‚Altes Moskau‘). Eine übermütige Heiterkeit lebt in die-

sen Blättern; das spottlustige Lachen der drei tönt aus ihnen. Als die Blätter entstanden, gab es noch zahlreiche Liebhaber und Verehrer der alten Stadt: der „schiefen, hinkenden“ Stadt der Kirchen und Hütten, und die vergingen fast vor Gram, wenn sie die Worte „Umbau“ und „Neubau Moskaus“ hörten. Ihnen vor allem gilt das ansteckende, dreistimmige Lachen, das sich bald in ein vieltausendstimmiges verwandelte.

„Halte dich rechts“, lesen wir. Und sehen: ein Gewimmel von kühn in Bögen und Schleifen sich schneidenden Straßenbahnlinien — den früheren Lubjanskiplatz (jetzt Dsershinskiplatz) im Zentrum der Stadt. Übersichtlich liegt er vor uns. Fußgänger kommen von allen Seiten. Die Straßenbahnen krümmen sich wie Würmer; überall stoßen sie auf Hindernisse. Ein ausgespanntes Langholzfuhrwerk quer über mehreren Gleisen; das Pferd steht mit ruhig hängendem Kopf, wie verloren, auf den Schienen, sein Hinterteil versperrt den Ausgang der neben ihm haltenden Waggon. Im Vordergrund des Bildes ein Menschenhaufe um einen überfahrenen Hund; ein Kutschpferd drängt seinen Kopf zwischen die Köpfe der Gaffer. An der Ecke, wo die Tramway in zu knappem Abstand an der „chinesischen Mauer“ vorbeifährt, retten sich die Fußgänger durch Emporklettern an der Mauer. Und mitten auf dem Platz ein Brunnen mit einem runden, massiven Sockel. Die ihn verzierenden Figuren haben sich im Kreis hinaufgesetzt und betrachten neugierig die Vorgänge ringsherum. Alles das ist ungeheuer komisch, jedes Detail mutwillig akzentuiert. Man merkt sofort die gewollte *Übertreibung*; und die macht uns die Wahrheit sinnfällig.



„Halte dich rechts!“ Aus: „Altes Moskau“ — (Der frühere Lubjanski-Platz)



Illustration zu Maxim Gorkis „Klim Samgin“

Dazu gehört folgende Geschichte: Bei der Illustrierung von Maxim Gorkis Romanzyklus ‚Das Leben des Klim Samgin‘ versuchten sie am Anfang, die Aufgabe in der bisherigen Manier zu lösen. Die ersten fünfzig Zeichnungen, welche sie Gorki zur Begutachtung übersandten, wurden von ihm hart kritisiert. Aber Gorki beschränkte sich nicht nur auf Kritik. Er lud das Dreigestirn zu Gast und gab ihm, ausgehend von den vorliegenden Entwürfen, ein umfassendes und lebendiges Bild von der Epoche, die das Buch schildert. Das war eine unvergeßliche Lehrstunde; und die drei machten sich erneut an die Arbeit. Die Aufgabe war breiter, umfassender; sie war bedeutender, aber auch schwieriger geworden. Sie durften nicht als Satiriker an die Aufgabe herangehen: sie mußten die Kompliziertheit und innere Gegensätzlichkeit der Menschen und Charaktere, ihr Wachstum und ihre Entwicklung im Rahmen der Gesellschaft, in der sie leben, zum bestimmenden Kern-

(Realismus der Karikatur!) Die Kukryniksy haben mit dieser Serie ein ausdrucksstarkes Werk geschaffen. Das also war das alte Moskau! Wir haben es noch gekannt — aber: es war einmal. Die sieben bis acht Jahre, die seitdem vergangen sind, erscheinen uns heute als vorsintflutliche Zeit. Das neue Moskau (wie wir es Tag um Tag als Augenzeugen erstehen sehen) schickt sich wirklich an, eine der komfortabelsten und schönsten Städte zu werden.

Oft noch haben die Kukryniksy sich mit dem Alten, Gewesenen beschäftigt. Einmal als Karikaturisten und Satiriker, das andere Mal als Buch-Illustratoren, wobei sie teilweise von der gewohnten Methode abgingen und mit anderen Mitteln neuartige, eindringliche Bilder schufen.

punkt der Darstellung machen. Nach einem weiteren halben Jahr Arbeit präsentierten die Kukryniksy jenes wirklichkeitsnahe, schöne, und man muß sagen, dichterische Bildwerk, das sich organisch dem letzten großen Werk Gorkis eingliedert.*

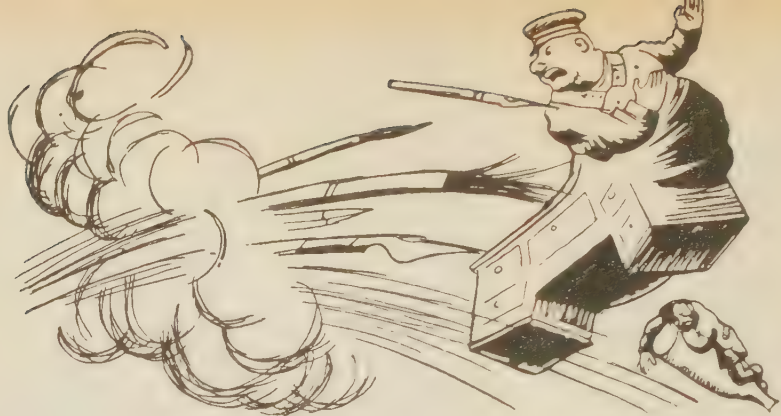
Im Jahre 1930 begannen die Kukryniksy zum erstenmal, mit Ölfarben zu arbeiten. Sie malten Karikaturen in Öl, auf Leinwand. Daß sie nicht nur als Graphiker, sondern auch als Maler kollektiv schafften, zeugt von der Gewalt und Tiefe ihrer menschlichen und schöpferischen Verbundenheit, denn die Arbeit des Malers ist ja bei weitem komplizierter als die des Graphikers.

Es entstanden eine Reihe von Ölbildern: ‚Einzug der Weißen‘, ‚Die Herren Intervenenten‘, ‚Das Begräbnis des Kommissars‘ und andere. In dieser Bildfolge erweisen sich die Kukryniksy als die Nachfahren des alten Daumier. In der satirischen und gleichzeitig monumentalen Gestaltung seiner Malerei fanden sie das künstlerische Erbe, das sie, in Verehrung des großen Meisters satirischer Kunst, sich zu eigen machten. Hier haben wir es nicht mit aktueller publizistischer Karikatur und Satire zu tun: die satirischen Ölbilder der Kukryniksy weisen über die historisch



Aus der Serie „Jämmerliche Kritiker“

* Früher und späterhin illustrierten die Kukryniksy noch viele Bücher russischer Autoren, darunter mehrere Kinderbücher und ‚Die Geschichte des Bürgerkrieges‘, wozu sie satirische Zeichnungen beisteuerten. In den einhundert Zeichnungen zu den gesammelten Werken Gogols haben sie eine ganz außergewöhnliche Kraft und Tiefe realistischer Darstellung erlangt.



Umschlagzeichnung zu „Heiße Abreibung“

gebundene Aktualität hinaus. Der ‚Einzug der Weißen‘ geschieht immer noch: in den von ihnen unterjochten Gebieten, an den Fronten der Klassenauseinandersetzung; nur der Name hat sich geändert und ihre Uniformen sind andere. Und die ‚Herren Interventen‘, die auf den Schlachtfeldern die Parade ihrer in Reih und Glied liegenden verstümmelten und toten Opfer abschreiten, sind auch noch da, wenn auch nicht in der Sowjetunion! Auch der ‚tote Kommissar‘, der für Brot, Freiheit und Menschenrechte fiel — fällt er nicht noch täglich?

Die Farbenskala der Bilder ist der inneren Dynamik der Vorgänge untergeordnet. Die Skala umfaßt braune, rote, grüne und gelbe Farben; das Ganze ist dunkel gehalten. Frappierend an den Bildern ist ihre dramatische Spannung. Sie sind gleichsam mit heiß-kaltem Haß geladen.

Im Frühjahr 1932, auf der ersten von den Kukryniksy veranstalteten Gesamtausstellung ihrer Arbeiten, erlebten sie die Freude allgemeiner Anerkennung. Ein Jahr später erhielten sie eine Einladung in die ‚Prawda‘.

HEISSE ABREIBUNG

Heute übersehen wir klar: der Faschismus, der Todfeind der freiheitlich und fortschrittlich gesinnten Menschheit, und seine Mitverschworenen, die Trotzlisten, haben jahrelang versucht, die gesamte Aufbauwirtschaft des Landes zu stören. Es war ihnen gelungen, sich in wichtigen Zentren des Wirtschaftslebens einzunisten; so im Transportwesen. Das Vertrauen des Volkes in die Partei, die gewaltige Arbeit der Partei für die Rekonstruktion des Transport- und Eisenbahnwesens, versuchten sie zu schädigen durch Vernichtung von Fabriken und Menschenleben, Arbeitssabotage, Verrat und Diebstahl.

Für die Arbeit der Partei, im Kampf gegen die offenen und versteckten Feinde und Schädlinge im Eisenbahnwesen, wurden auch die Waffen der Satire herangezogen. Die Redaktion der ‚Prawda‘ organisierte eine Gruppe von Spezialkorrespondenten; und zu ihnen gehörten die Kukryniksy.

Von dieser Zeit an erschienen im Verlauf von mehr als zwei Monaten jene Bildsatiren, die teilweise zum Stärksten gehören, was satirische Kunst ge-

schaffen hat. Die Leser der ‚Prawda‘ — viele Millionen Menschen — folgten mit Spannung der schlagkräftigen Entlarvungskampagne. Das ist Satire, die nicht nur verlacht, verspottet und verhöhnt. Sie ist voll Haß gegen die Feinde — hier wird angepackt und zugeschlagen.

Konkrete Vorkommnisse und Personen werden aufs Korn genommen, Dinge und Menschen beim Namen genannt. Die Darstellungssprache der Karikaturen ist manchmal bis ins Phantastische übertrieben; aber immer ist sie von *überzeugender Wahrhaftigkeit*.

In der Folge sind die Transportkarikaturen der Kukryniksy als Album erschienen, betitelt: ‚Gorjatschaja promywkā‘ (‚Heiße Abreibung‘). Da lesen wir in einer trockenen Notiz — Überschrift: ‚Manöver auf der Station Solnzewo‘ — daß die Lokomotive mit der Rangierarbeit nicht zustandekomme:

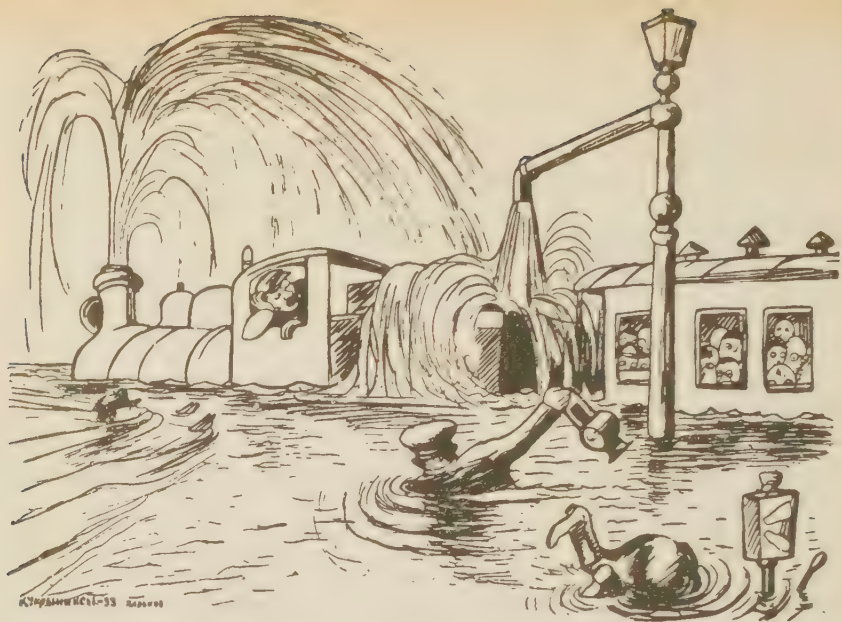
Die zuständigen Administratoren denken darüber nach, ein Pferd anzuschaffen, um mit seiner Hilfe die Rangierarbeit durchzuführen.“

Die Zeichnung dazu: angestrengt zieht das Pferdchen den Waggon; der Weichensteller tutet auf seinem Horn und lockt es mit dem Finger. Anstatt des Schwanzes hat der arme alte Gaul einen Waggonhaken an den Hinterbacken. Im Gras hinter der Station liegt die zerbeulte Lokomotive; im verbogenen Schornstein nisten Vögel. Der Stationsvorsteher stolziert gravitätisch auf dem Bahnsteig umher. Eine Kleinigkeit: er hat ein Eselsmaul ... Böser verfährt eine andere Karikatur — ‚Kopflose Regulierung‘ — mit den Leitern des Verkehrswesens in Swerdlowsk.



КУКРЫНИКСЫ 33
СВЕРДЛОВСК

„Kopflose Regulierung“



„Panorama der Stationen Belopolje, Wodjanaja und Romodan“

Beim Chef ist eine Beratung. Die Sitzung hat begonnen. Groß und gewichtig sitzt der Chef — ohne Kopf — im Lehnstuhl am Tisch. Der Kopf steht auf dem Kleiderrechen. Alle Anwesenden sind kopflos. Es scheint Vorschrift zu sein, beim Betreten des Zimmers mit den Kleidern auch den Kopf abzulegen. Damit beim Weggehen keine Verwechslung vorkommt, sind am Kleiderrechen Namensschilder angebracht...

Das ist zum Lachen und gleichzeitig entlarvend. Was braucht es weitere Erklärungen? In konsequenter Verfolgung der beobachteten Zustände stellt die Zeichnung fest: So und nicht anders sieht die „Leitung“ der swerdlowsker Eisenbahn aus!

Auf einer dritten Zeichnung sitzen statt Menschen Baumklötze (das will besagen sture, eingebildete Bürokraten) an Schreibtischen. Unterschrift: ‚Eichengehölz‘. In einer weiteren wird ein ausgemachter Bürokrat organisch mit dem Bürotisch verwachsen gezeigt; dadurch entsteht das Bild eines ungemein lächerlichen Zentauren. Da gibt es einen märchenhaften ‚Weichenwald‘ und das herrlich satirisch-grimmige ‚Panorama der Stationen Belopolje, Wodjanaja und Romodan‘.

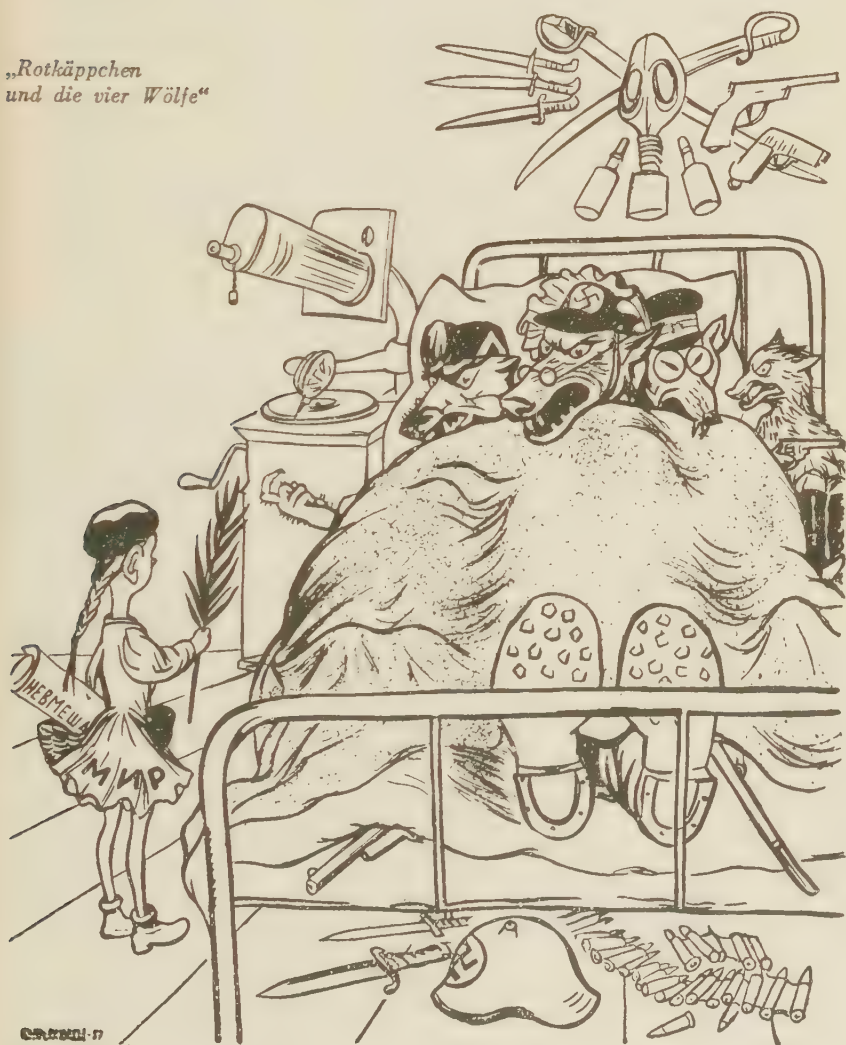
Erstaunlich prägnant in der Beobachtung und kraftvoll in der Darstellung, ersetzen diese Karikaturen lange, geschriebene Berichte. Es sind *aktiv-politische* Karikaturen: ihre Veröffentlichung in der ‚Prawda‘ zog von Fall zu Fall bestimmte organisatorische und andere Maßnahmen nach sich.

GEGEN DIE WELTSEUCHE

Als die offene faschistische Reaktion über Deutschland hereinbrach, waren die Kukryniksy einunddreißig und zweiunddreißig Jahre alt. Sie kennen

Europa nicht, waren nie im Ausland. Gewohnt, ihre Themen in unmittelbarer Anschauung aus der sie umgebenden Sowjetwirklichkeit zu schöpfen, war es für sie als Künstler nicht leicht, eine internationale Thematik zu meistern. Sie haben sie gemeistert. Man braucht nur ihre Zeichnungen in einem der letzten Jahrgänge des ‚Krokodil‘ (oder in der von den Sowjetkarikaturisten herausgegebenen Spanienmappe) anzusehen, um zu wissen: auch als außenpolitische Satiriker stehen sie in der vordersten Reihe.

„Rotkäppchen
und die vier Wölfe“



сатира-17

Der Hauptschlag ihrer Satire richtet sich gegen den Faschismus. Ohne von der realistischen Methode abzuweichen, schufen sie mehr verallgemeinerte Typen. Der Gefahr der Schematisierung entgehen sie durch verschiedenartige Individualisierung der Typen. Bald trägt die allgemeine oder individualisierte faschistische Fratze, wenn auch schwer erkennbare, aber immerhin menschliche Züge, bald ist sie nur Tier. Die psychologische Charakterisierung der „Großtaten“ des Faschismus findet auf solche Art oftmals klassischen Ausdruck. So, wenn auf einer der Karikaturen das „Rotkäppchen“ zu den vier Wölfen kommt. Wer sähe nicht, wer die Vier sind? Aber wer erkennt nicht auch, was es mit dem „Rotkäppchen“ auf sich hat! Ein kleines rachitisches Mädchen, ein auf schwachen, rachitischen Beinen gehendes Märchen ist dieses „Rotkäppchen“; auf seinem gebauschten Kleidchen steht geschrieben: „Mir“ („Friede“), und im Körbchen liegt eine dicke Papierrolle, mit der Aufschrift „Nichteinmischung“ — also ein Lügenmärchen obendrein, von den mit dem Faschismus sympathisierenden Mächten in die Welt gesetzt. Karikaturisten, große Künstler, schreiben Zeitgeschichte mit dem Zeichnstift. Schonungslos zerreißen ihre Satiren das Lügengewebe um geschichtliche Tatsachen: die *Wahrheit* wird transparent.

Der Faschismus treibt zum Krieg. Zu seiner „Ideologie“ gehört deshalb der alte demagogische Schwindel von der Unvermeidbarkeit der Kriege, vom Krieg als elementarem Naturereignis, nicht zu umgehendem Menschenschicksal usw. Eine farbige Zeichnung der Kukryniksy, ‚Tiefe Verbeugung‘, stellt das so dar: eine Kanone steht riesengroß im Raum, gleichsam am Rande der Welt; vor ihr, in ehrfürchtiger, sklavischer Verneigung, verharrt die braune Horde. Der von Mörderhänden geschaffene drohende Stahlgötze auf Raupenrädern ist fürwahr der grause Herr und Gebieter dieser Helotenseelen! Höhnisch haben die Kukryniksy ihnen das Sklavenmal auf den Körperteil geheftet, der allein sichtbar ist...

Selbstverständlich lachen die Kukryniksy die Faschisten aus! In der souveränen Freiheit ihrer Karikaturen wird die ganze Hohlheit und aufgeblasenheit, das Aufgeplusterte des faschistischen ‚Systems‘ sichtbar. Mit tiefgründigem Witz und lakonischer Schärfe, politisch schlagfertig, wissen sie immer das Wesentliche zu treffen.

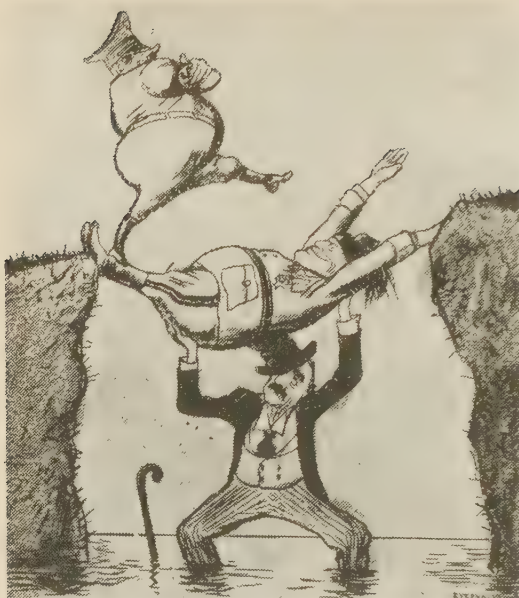
Man sehe sich daraufhin auch die Zeichnung ‚Die Brücke‘ an. Der Sachverhalt ist aus der Tagespresse bekannt. Mussolini schlägt die „Brücke“ Hitlerdeutschland-England. Chamberlain „unterstützt“ den Duce bei dem sauberen Geschäft. Gibt es eine einfachere, man möchte sagen genial simplere Verdeutlichung des Vorgangs, zu dessen Ergebnis bis jetzt die Zerstückelung der Tschechoslowakei gehört?

MEISTER DER SOWJETSATIRE

Im Haus der Roten Armee hängen von den Kukryniksy sieben große Karikaturen in Öl. Gespenster steigen da aus dem Grab der Geschichte: Kornilow, Koltschak, Wrangel, Denikin — die ganze Kumpanei der weißen Generäle.



Tiefe Verbeugung



„Die Brücke“

Die Konterrevolution mit ihren ungeheuren Scheußlichkeiten, den Millionen Menschenopfern, die sie verschlang — in sieben Porträts! Das Deformierte der Farben, die Atmosphäre, die durch die Deformierung obendrein spärlich benutzter Farben erzeugt wird, trifft haargenau den Inhalt des Dargestellten. In den sieben Porträts dieser Spukfiguren ist die volkstümliche Vorstellung von den weißen Generälen meisterhaft gestaltet. Es interessiert dabei gar nicht, daß wir es mit Pinselzeichnungen und nicht mit „Gemälden“ zu tun haben. Die Farbe wurde zum untergeord-

neten Ausdrucksmittel der Satire. Darin besteht das Charakteristische dieser Ölzeichnungen.

In den letzten Jahren aber kamen die Kukryniksy dazu, auch Öl-Gemälde zu schaffen. Selbstverständlich satirischen Inhalts. Die Akzentuierung des Satirischen wird zum größten Teil in die Situation verlegt (‚Gebet bei der Grundsteinlegung der Fabrik‘, ‚Katastrophe auf dem Schacht‘, ‚Flucht des Fabrikanten‘¹). Dadurch erhält die Bildgestaltung monumentalen Charakter. Die Satire darin wirkt fast unauffällig.

Man muß gesehen haben, wie delikate die Kukryniksy mit den Farben umgehen, wie sie aus der Farbe heraus einen Schirm, den schweren, glitzernden Brokat eines Popen oder eine Frauenbroche malerisch entwickeln! Auch in der Sphäre malerischer Gestaltung erweisen sie sich als Meister.

Wundervoll ihr Bild ‚Morgen‘². Die Offiziersbude zweier zaristischer Offiziere am Morgen. Wo mögen die Kukryniksy diesen hundertprozentig typischen Soldatenschädel gesehen haben, der so verdammte Ähnlichkeit mit den Dickschädeln aller Menschenschinder in den kapitalistischen Ländern hat? Da steht einer, nach durchsoffener Nacht, sich räkelnd und gähmend

¹ Die drei Bilder befinden sich in der Ausstellung ‚Industrie des Sozialismus‘.

² In der Ausstellung ‚XX Jahre Rote Armee‘.

im harten Licht des Morgens. Unsäglich blöde die an sich niederträchtige Visage. Die Bise an den engen Hosen leuchtet rot; das Hemd ist offen, an den Füßen hat er Filzschuhe. Der Saufkumpan, zusammengehockt, schnarcht an der Ecke des Tisches. Das bekleckerte Tischtuch ist halb heruntergezogen. Schnapsgläser auf dem Tisch, mit abgestandenen Überresten; eine umgefallene Flasche. Auf den Tasten des Klaviers ein Likörglas, auf dem Sessel davor eine Likörflasche, auf dem Klavier die brennende Lampe. Auf dem Fußboden zerbrochene Tassen, zerschlagene Flaschen, zertretene Zigaretten- und Zigarrenstummel, Spielkarten, eine Gabel. In der Nähe des schmalen hübschen Sofas, das mit der davor sich räkelnden Gestalt des Offiziers geradezu lächerlich kontrastiert — ein Frauenkamm. Und da kniet der Offiziersbursche und fegt den Dreck und Plunder in den Eimer — Ekel, Furcht und Schadenfreude stehen in seinem Gesicht. Und draußen vor dem Fenster, im harten Zwiellicht des Tages, exerzierende Rekruten. Man vergißt vollständig, daß man vor einem ‚Bild‘ steht. So ist alles gemalt...

Das im Gedächtnis bewahrte Wissen des *Volkes* um dieses Kapitel russischer Geschichte, ist in dem Bild für die zukünftigen Geschlechter aufbewahrt.

Überhaupt offenbart sich in der ganzen progressiven künstlerischen Art der Kukryniksy durch und durch die Verbundenheit mit dem Volk. Ihr Witz und Humor ist potentieller Volkswitz und -humor; sie sind wahrhaft volkstümlich. In der „Einfalt“ und Trivialisierung realer Tatsachen und Menschen gleichen sie den ewig jungen Volkskünstlern aller Zeiten. Selbst die besten Elemente der Kinderkunst finden sich „aufgehoben“ in ihrem Werk.

Sie sind jung und alt zugleich, einfältig und weise. Die Kukryniksy rechnen ihre drei Lebensalter zusammen und sagen: ‚Wir sind hundertsechs Jahre alt!‘ Darin liegt die Weisheit ihrer Jugend beschlossen. Mit Recht kann die Sowjetunion stolz sein auf dieses Dreigestirn proletarisch-revolutionärer Kunst, das mithilft, ‚die Welt zu verändern‘.

Hans Berliner

BRAUNE BUCHWOCHE

MONTAG:

Lommel will sich ein Buch kaufen. Eine Neuerscheinung. Etwas fürs Herz. Einen schönen Roman, in dem die Erlebnisse anderer Menschen so geschildert werden, daß es einem warm dabei wird, daß man miterleben kann. Es kann auch historisch sein. Für Geschichte interessiert sich Lommel sehr. Aber er liebt Bücher, die der Sache auf den Grund gehen. Er ist auch in seiner Arbeit genau und gründlich. Lommel ist Monteur bei Krupp in Essen. Seine Frau hat früher auch gearbeitet. Aber als die Reden kamen, daß die Frau an den Kochherd gehöre, hat man sie abgebaut. Jetzt könnte sie in irgendeiner Kriegsquetsche wieder anfangen, aber sie hat keine Lust mehr. Lommel ist in allen Organisationen, in denen man sein muß, um nicht rauszufliegen. Seine Frau ist aber mit ihm einer Meinung, daß man sich um nichts mehr kümmern solle, besser man sitze allein, da wisse man doch, mit wem man zusammen sei. Ein Söhnchen ist ihnen im Alter von vier Jahren gestorben. Jetzt haben sie keine Kinder mehr: wer soll das auch verantworten im heutigen Deutschland; damit es so einem kleinen Ding mal geht wie den Kindern in Spanien oder China? Man hört ja doch allerlei. Ein gutes Buch ist der beste Freund. Das kann man sich nach seinen Wünschen aussuchen, und beim Lesen vergißt man sogar für eine Zeit die ganze graue Misere.

Montags kommt Lommel immer spät nach Hause. Er muß zehn bis zwölf Stunden arbeiten. Das hätte man sich auch nicht träumen lassen, 1933, als die großen Versprechungen gemacht wurden. Nach dem Essen spricht Lommel mit seiner Frau über den geplanten Buchkauf. Sie meint, es sei vielleicht sparsamer, in der Werksbibliothek Bücher auszuleihen. Aber Lommel will das nicht. Er sagt, wenn man da mal um ein Buch bäte, das nicht von Schießen und Stechen handle, werde man gleich schief angesehen; und das habe er nicht nötig.

Sie sprechen von der Zeit, als er noch ganz hübsche Bücher besaß. Da war, außer technischen Schriften, „Familie Buddenbrook“ von Thomas Mann. Das war sein Lieblingsbuch gewesen. Er hatte es fünfmal gelesen, obgleich es nicht von Leuten seines Metiers handelte. Es konnte seiner Frau noch heute leid tun, daß sie es nicht rechtzeitig gelesen hatte; sie hatte was gegen das Buch gehabt; eigentlich nur, weil es von irgendeinem Mädchen stammte, mit dem ihr Mann vor der Hochzeit ... und so weiter. Nach dem, was man 1933 alles verbrennen mußte, war nicht viel übriggeblieben, und Lommel hatte doch früher immer so von seinen paar Büchern gesprochen, daß Frau Lommel manchmal ganz eifersüchtig auf das bedruckte Papier wurde. Aber da ihr Mann weder trank noch spielte, hatte sie ihm diese kleine Schwäche nicht übelgenommen. Und das Buch von Thomas Manns Bruder, den „Untertan“, hatte sie selbst gelesen. Sie mußte noch manchmal lachen, wenn sie daran dachte ... denn solche Leute liefen heute viel herum. Jetzt besaßen sie noch den Schiller; aber da fehlte ein Band. Gerade der mit der Jungfrau von Orleans. Aber aus den anderen Bänden las ihr Lommel manchmal sonntags vor, sie konnte dabei stricken, und es waren so schöne Gefühle. Das Zeug von Hitler und so weiter, was man auf den Bücherbord stehen haben mußte, wegen der Leute, rührten sie nicht an; das verdumme bloß, sagte Lommel. In der letzten Zeit war schon mal die Rede darauf gekommen, ob es wegen der Katholikenverfolgungen nicht besser wäre, auch das Gesangbuch und den alten Katechismus wegzugeben. Aber da hatte Frau Lommel gesagt, dann ließe sie sich scheiden, und da waren diese Bücher doch stehen geblieben.

Die fünf Mark, die Lommel jetzt ausgeben wollte, waren viel, sehr viel Geld heutzutage. Aber Lommel brachte seinen Lohn immer anständig nach Hause und hatte sich den Fünfer monatelang von seinem Taschengeld abgespart; da konnte man nichts dagegen

sagen. Behaglich nahm Lommel die ‚Essener Nationalzeitung‘, auf die er abonniert war, weil man doch irgendeine Zeitung lesen mußte — früher war die ‚Rheinisch-Westfälische‘ sein Blatt gewesen — und schlug die Bücherseite auf. Heute fing die *Buchwoche* an, deshalb wurde in der Zeitung natürlich allerhand angepriesen.

Kaum hatte er angefangen zu lesen, da mußte er so lachen, daß ihm die Tränen kamen. Seine Frau wollte wissen, was es so Komisches gäbe. Er antwortete ihr, daß da von dem Buch eines gewissen Karl Fischer, ‚Kolonien auf dem grünen Tisch‘, die Rede sei. Es handle sich um einen Abschnitt deutscher Kolonialgeschichte,

„für den man sich heute besonders lebhaft zu interessieren beginnt ...“

„Das ist doch gar nicht komisch“, unterbrach Frau Lommel ihren Mann. „Nein“, sagte Lommel, „aber was dann kommt“:

„... weil uns das Material an die Hand gibt für die Beweisführung, daß die Besitzergreifung der deutschen Kolonien eine ganz und gar friedliche Aktion war, die stets unter der ‚Devise der Achtung vor den Rechten Dritter‘ gestanden hat.“

Lommel hatte vor Lachen kaum zu Ende lesen können. Aber es war kein freundliches Lachen. Schließlich fragte er seine Frau, ob sie mal von den deutschen Kolonialgreueln in Afrika gehört habe. Er jedenfalls erinnere sich genau daran. Über die Hereros, die in der ehemals deutschen Kolonie Südwestafrika lebten, wisse er sogar gut Bescheid. 90 000 Menschen habe dies Volk vor 1904 gezählt. Es sei aber von den Deutschen so furchtbar unterdrückt worden, daß es sich gegen die fremden Eindringlinge erhob und vier Jahre um seine Freiheit kämpfte. Bis es von den Deutschen nahezu ausgerottet war. „70 000 Hereros wurden ermordet und da schreiben sie heute: ‚Friedliche Aktion‘ und ‚Achtung vor den Rechten Dritter‘, — über so eine Frechheit habe ich lachen müssen.“ Frau Lommel nickte: „Das ist dann also kein Buch für uns. Ich muß morgen sowieso die Butterkarten umtauschen. Da werde ich in die Buchhandlung am Markt gehen und sehen, ob ich nicht irgend etwas Gutes finde.“

Lommel war einverstanden, doch ermahnte er sie, ja nicht gleich zu kaufen, sondern ihm erst zu berichten, was sie ausgesucht habe. Dann gingen sie schlafen, denn er mußte um sechs Uhr früh schon wieder aus dem Bett.

Dienstag:

Um zwölf Uhr mittags betrat Frau Lommel in sehr schlechter Stimmung die Buchhandlung. Die Butterkarten hatte sie umgetauscht, jedoch keine Butter bekommen.

Als sie noch die Tür in der Hand hatte, rief schon ein Verkäufer: „Womit kann ich dienen, gnädige Frau?“ Man mußte offenbar wie der Teufel hinter den Kunden her sein, damit einer mal ein Buch kaufte. Frau Lommel wollte sich Zeit lassen und murmelte: „Ich möcht mir erst mal bloß alles ansehen.“

Es waren außer ihr noch einige Menschen im Laden. Die Verkäufer legten ihnen ein Buch nach dem andern vor: dünne, dicke, große, kleine. Und redeten, redeten. Aber Frau Lommel fiel es auf, daß niemand kaufte. Sie ging langsam den Verkaufstisch entlang, auf dem die Neuauflagen bereitlagen: Krieg, Militär, Bombenflieger, Hitler, Rosenberg, Goebbels... Aber das war ja gerade das, was Lommel auf keinen Fall wollte! Der junge Verkäufer war Frau Lommel auf der anderen Seite nachgeschlichen, und, als sie stehen blieb, fragte er höflich-eifrig: „Haben gnädige Frau schon etwas Passendes gefunden?“ Frau Lommel sah sich den jungen Mann an. Er gefiel ihr nicht. Es gehört doch Bildung dazu, Bücher zu empfehlen, dachte sie, aber dieser Verkäufer ist so richtig einer von den aufgeblasenen Lämmern, die auf der Straße in SS-Uniform herumlaufen. Aber, wie ihre selige Mutter sagte, man kann sich die Menschen nicht aussuchen. Deshalb setzte sie dem jungen Mann auseinander, daß sie ein Buch suche: etwas Neues für ihren Mann, das aber auch ihr gefallen müsse, auf keinen Fall dürfe es über vier Mark kosten (eine Mark gedachte sie zu sparen); es solle interessant sein und nicht vom Kriege handeln.

Eine Sekunde überlegte der junge Mann, dann fragte er scharf: „Haben Sie Kinder?“ Was hatte das damit zu tun? „Nein, wieso?“ sagte sie.

„Dann habe ich für Sie genau das Richtige, gnädige Frau. Interessant, neu, sehr innerlich und handelt nicht vom Krieg: *Die seelischen Ursachen des Geburtenrückganges!*“ Frau Lommel hob beide Hände, aber der SS-Mann in Zivil ließ sie nicht zu Worte kommen: „Gnädige Frau, hören Sie bitte, was ‚Das Junge Deutschland‘, das Führerorgan der Hitlerjugend, in seiner Oktobernummer über dieses fesselnde Werk schreibt:

„Die Grundursache des Geburtenrückganges ist der fehlende Wille zum Kind, der auch den Untergang des alten Sparta, Athen und Rom besiegelte. Das deutsche Volk steht in der Entscheidung, ob es einem gleichen Schicksal entgehen will.“

Jedes Wort betonend, hatte der Verkäufer den letzten Satz gelesen. Um Frau Lommel hatten sich einige Neugierige gesammelt. Sie schüttelte den Kopf, sah sich nach allen Seiten um und sagte: „Ich wußte gar nicht, daß es mit Deutschland schon so schlimm steht.“

„Es steht sogar noch schlimmer!“ antwortete der junge Mann, der überzeugt war, Frau Lommel das Buch schon halb verkauft zu haben, „und deshalb ist dieses Werk gerade für Sie und Ihren Mann das sinnigste Geschenk. Bitte hören Sie nur diese kleine Kostprobe gnädige Frau:

„Es sind heute drei Gruppen von Menschen zu unterscheiden.

a) *Der Wille zum Kind ist da, wird aber wirtschaftlich oder auf andere Weise behindert.*

b) *Der Wille zum Kind ist schwach.*

c) *Der Wille zum Kind ist aus eigennützigen Motiven nicht mehr vorhanden. Diese Ehepaare sind dem Volk verloren und können nur zum wirtschaftlichen Ausgleich der Lasten, die die Kinderreichen bisher ohne Unterstützung trugen, herangezogen werden, damit ihnen aus der gleichgültigen oder gar feindlichen Einstellung zum Selbstbehauptungswillen des Volkes nicht etwa noch ein Nutzen erwächst.“*

Frau Lommel hatte mehrmals versucht, den Verkäufer zu unterbrechen, jetzt aber war ihre Geduld zu Ende. „Junger Mann“, sagte sie wütend, „Sie sind noch nicht trocken hinter den Ohren und wollen mir solche Sachen erzählen? Wenn Sie glauben, mir mit solchen Drohungen ein Kind einreden zu können, irren Sie sich aber. Wenn wir wüßten, was für eine Zukunft unsere Kinder haben, dann würde ich Ihr Buch vielleicht ... auch nicht kaufen.“ Frau Lommel war eine herzensgute Frau, aber man durfte es nicht zu weit mit ihr treiben.

Sie schwor sich, nie wieder in einen Buchladen zu gehen; da sie aber ihrem Mann die Freude nicht verderben wollte, ging sie am nächsten Tag noch in einen zweiten.

MITTWOCH:

Das war ein kleines Geschäft in einer Nebenstraße mit nur zwei Verkäufern, die wie verkleidete Barone aussahen. Frau Lommel wandte sich an den älteren und bat um etwas Anspruchsvolles für einen Menschen, der schon recht gute Bücher gelesen habe. Der Verkäufer strahlte: „Da habe ich das Anspruchsvollste, was Sie sich denken können, gnädige Frau. *„Führeradel durch Sippenpflege.“*

„Wir sind aber einfache Leute“, warf Frau Lommel ein, „mit dem Adel haben wir nichts zu tun. Und was Zahnpflege ist, weiß ich, aber Sippenpflege ist mir noch unbekannt.“

Der Verkäufer lächelte nachsichtig: „Das kommt noch, gnädige Frau. Dieses Buch gibt ihnen alle Hinweise an die Hand. Wenn Sie erlauben?“ Er blätterte das Buch auf und las vor:

„Es handelt sich um die Notwendigkeit, für unser Volk ein Auslesevorbild aufzustellen: den leiblich und geistig erbtüchtigen Menschen deutscher Prägung.“

Frau Lommel dachte: „Ja sind die denn alle verrückt geworden?“ Aber sie sagte nichts. Denn salbungsvoll las der Verkäufer:

„Allein die Auslese der Erbtüchtigen und die Ausmerzung der Erbuntüchtigen sichern den Bestand von Volk und Staat.“

„Wir haben von niemandem was zu erben“, unterbrach Frau Lommel, „so tüchtig sind wir leider nicht. Aber daß man uns deswegen ohne weiteres ausmerzen kann...“

Der Verkäufer tat, als hätte er nicht gehört:

„Nicht das leistungsfähige Einzelwesen und sein sozialer Aufstieg sind wichtig...“

„Das sagt mein Mann auch immer“, bestätigte Frau Lommel, „er könne noch so viel leisten aber kein Mensch halte das heute in Deutschland für wichtig...“ Der Verkäufer warf ihr einen strafenden Blick zu und hob die Stimme:

„...sondern die Bildung führungsfähiger Familien, deren Erhaltung durch eine verantwortungsvolle Gattenwahl gesichert werden muß.“

Frau Lommel beugte sich über den Ladentisch und fragte so leise, daß der andere Verkäufer es nicht hören konnte: „Sie sehen doch ziemlich normal aus. Glauben Sie denn den Quatsch, den Sie mir da vorlesen?“

Der Verkäufer zuckte verlegen die Achseln.

„Dann werde ich Ihnen mal was sagen“, erklärte Frau Lommel, „Ich brauche keine verantwortungsvolle Gattenwahl. Ich bin eine verheiratete Frau und liebe mit meinem Mann seit fünfzehn Jahren in glücklicher Ehe. Und wenn ich Kinder hätte, würde ich sie auch von niemand auslesen lassen. Führungsfähige Familie... lieber Herr, Sie gestatten, daß ich mich empfehle.“ Und leise, wie um die Verrückten nicht zu reizen, verließ sie den Laden.

Kaum konnte sie es erwarten, daß ihr Mann von der Arbeit kam, um ihm ihre Erlebnisse Wort für Wort zu erzählen. Lommel sagte schmunzelnd, das habe sie gut gemacht. Das seien scheinbar ganz gefährliche Bücher; denn jeder, der sie lese, müsse sich doch sofort die Frage stellen: „Und wie steht es bei Hitler? Ist sein Wille zum Kind da? Ist er schwach oder gar aus eigennützigen Motiven nicht mehr vorhanden? Wenn er da ist, wird er wirtschaftlich oder auf andere Weise behindert? Wenn auf andere Weise, fiele er dann nicht unter die wegen Erbuntüchtigkeit Auszumerzenden? Wenn er aber aus eigennützigen Motiven nicht mehr vorhanden ist, wie weit wird er zum Lastenausgleich herangezogen, damit ihm aus seiner feindlichen Einstellung zum Selbstbehauptungswillen des Volkes nicht etwa noch ein Nutzen erwächst?“

In dieser Nacht wachte Lommel, der sonst einen sehr festen Schlaf hatte, davon auf, daß seine Frau ihn aus dem Bett warf. Gleichzeitig fiel die Nachttischlampe herunter und zerbrach mit lautem Geklirr. Er rappelte sich ganz erschrocken auf und schaltete die Deckenbeleuchtung ein. Seine Frau saß im Bett und starrte ihn mit einem so entsetzten Gesicht an, wie er es noch nie bei ihr gesehen hatte. Erst allmählich erkannte sie ihren Mann und erzählte ihm von ihrem furchtbaren Traum: lauter Bücherverkäufer hätten sie festgehalten und gesagt, sie sei „ausgelesen“. Da sei plötzlich Hitler von oben auf sie heruntergefallen und hätte, wie ein Wahnsinniger, geschrien: „Gattenwahl, Gattenwahl!“ Er hätte den Mund so schrecklich aufgerissen, wie bei der Wochenschau im Kino. Und Goebbels sei auf ihr herumgehüpft, so klein wie ein Floh; sie hätte ihn totschlagen wollen; er sei aber immer woanders hingesprungen. Dabei hätte er so hämisch gegrinst und geippest: „Gattenwahl, Gattenwahl!“ Und dann sei das Schrecklichste gekommen. Neben ihr hätte sich etwas aufgeblasen, immer dicker und dicker; wie einer, der vor lauter Fett nicht mehr reden kann, hätte es gepustet: „Gattenwahl, Gattenwahl!“ So ein zähnefletschendes Gesicht wie Göring. In ihrer Not hätte sie sich von den Verkäufern losgerissen und Göring aus dem Bett geworfen, der mit lautem Krach geplatzt sei. Lommel beruhigte seine Frau, zeigte ihr die zerbrochene Nachttischlampe und ermahnte sie, um gotteswillen niemand diesen Traum zu erzählen. Aber er mußte das Licht die ganze Nacht brennen lassen, weil Frau Lommel sich fürchtete, im Dunkeln wieder einzuschlafen.

DONNERSTAG:

Um einen Suppenknochen zu ergattern, war Frau Lommel schon im dritten Fleischergeschäft gewesen. Als sie an der großen Buchhandlung vorbeikam, wollte sie einen Augenblick vor dem Schaufenster stehenbleiben, wurde aber beinahe von dem jungen Ver-

käufer umgerissen, der eiligst aus dem Geschäft stürzte. Sie erkannte ihn wieder, es war der mit dem seelischen Geburtenrückgang. Die Tür zum Laden war offengeblieben. Man hörte lautes Schreien, und ehe ein anderer Verkäufer die Tür schließen konnte, war Frau Lommel hineingeschlüpft, weil sie dachte, vielleicht gebe es heute gute Bücher, und die Leute reißen sich darum, wie um Butter und Margarine.

Aber sie sah nur einen alten Herrn mit schneeweißen Haaren, er konnte hoch in den Siebzigern sein; der rief: „Seit fünfzig Jahren kaufe ich bei Ihnen Bücher, vierzig Jahre lang haben Ihnen meine eigenen Werke Verdienst gebracht. Heute werd ich totgeschwiegen. Ich suche bei Ihnen ein wissenschaftliches Buch und Sie wagen mir das hier anzubieten?“ „Aber beruhigen Sie sich doch, Herr Professor“, sagte ein ebenso alter Herr, scheinbar der Besitzer der Buchhandlung. „Ich darf nur die Bücher empfehlen, die mir geliefert werden. Hören Sie doch, was ‚Die deutsche Berufserziehung‘ vom 4. September über das Werk des Herrn Hauptmann Hundecker, ‚Rasse, Volk und Soldatentum‘ schreibt:

„Wehrpolitisches Denken durchdringt nun alle Gebiete des öffentlichen Lebens. Es wurde Erziehungsgrundgesetz für das ganze deutsche Volk.“

Der alte Professor, ganz von Sinnen, schrie: „Ich protestiere im Namen der deutschen Kultur, der ich mein Leben lang gedient habe, gegen ein solches Grundgesetz! Und das deutsche Volk, zu dem ich gehöre, auch wenn ich ein abgehalfterter Gaul bin und kein Lehramt mehr ausübe, pfeift auf euer wehrpolitisches Denken!“

Er schlug mit zornzitternden Händen das Buch auf und las, nein, höhnte:

„Soldatentum ist die innere Haltung des Menschen, seine Bereitschaft zu Angriff und Verteidigung, zur Not und zum Opfer.“

Der Professor erregte sich immer mehr. Seine Stimme überschlug sich:

„Soldatentum ist mit dem Kinde geboren und findet im Greise den Lehrherrn und Ahnen...“

Auf der Straße stoppte ein Auto. Als erster sprang der Verkäufer heraus, den Frau Lommel hatte aus dem Laden stürzen sehen. Hinterdrein zwei Polizisten und zwei Männer in Zivil. Als sie in das Geschäft eindringen, sagte der Besitzer: „Der Herr Professor ist verrückt geworden.“ Doch die vier Männer packten den Alten, den auf einmal alle Kräfte verließen, und schleppten ihn fort. Frau Lommel hatte sich auf einen Stuhl gesetzt. Erst als der Besitzer der Buchhandlung auf sie zutrat und fragte: „Womit kann ich dienen, gnädige Frau?“ stand sie langsam auf und ging wortlos aus dem Laden. Als sie auf die Straße kam, sahen sie die vor dem Geschäft stehenden Leute so ehrerbietig an, als ob sie eine Verwandte des verhafteten Professors wäre. Und genau so fühlte sich Frau Lommel auch.

FREITAG:

Frau Lommel hat große Wäsche. Da kommt sie gar nicht aus dem Hause. Zum Abend macht sie eine Erbsensuppe, so dick, daß der Löffel drin steht. Nach dem Essen hilft Lommel ihr, die Wäsche auszuwringen. Dann setzt er sich hin und nimmt nochmal die Buchseite aus der ‚Essener Nationalzeitung‘ vor.

Wenn sich Lommel einmal etwas ernsthaft in den Kopf setzt, ist er so leicht nicht davon abzubringen. Sorgfältig liest er eine Buchbesprechung nach der andern, mit häufigen Seufzern und Kopfschütteln. Er scheint aber doch etwas gefunden zu haben, was der Aufmerksamkeit lohnt, denn er ruft dringend seine Frau. Frau Lommel läßt auf sich warten. Große Wäsche ist ein Ereignis, bei dem jede Lebensäußerung des Mannes als störend empfunden wird. Als sie endlich händetrocknen erschien, saß Lommel konsterniert auf seinem Stuhl: „Du hast doch in der Schule deutsch gelernt. Erkläre mir, was der Kerl will. Ich lese schon zum zweitenmal, was er schreibt. Endlich finde ich ein Buch, das mich interessiert: ‚Madame Pompadour und ihre Zeit‘, historisch, über Frankreich. Aber dieser verdammte Schmierer sagt nicht ja und nicht nein. Ich bin doch kein Studierter, ich kann verlangen, genau zu erfahren, was los ist.“ Und er las vor:

„Die Historiker haben sehr oft ihre Aufgabe darin gesehen, die französische Revolution

als eine logische Folge der vorausgegangenen Jahrzehnte, den Ausbruch eines gerechten Volkszorns gegen eine unfähige Dynastie und einen total verrotteten Adel zu sehen ...“

„Wie ich das gelesen habe“, sagte Lommel, „dachte ich: ‚Donnerwetter, die Historiker haben recht, die das gesehen haben; es scheint also ein Buch über die französische Revolution zu sein, das muß ich mir kaufen.‘ Doch als ich weiter las:

„Die Soziologen haben die unter den Ludwigen sich herausbildenden sozialen Mißstände dafür verantwortlich gemacht, die Theologen wußten die Amoral des Rokoko, deren Verkörperung in gewisser Weise die Pompadour war, als letzten Grund für eine Revolution herauszustellen ...“

da dachte ich: ‚Sonst haben die Nazis immer über die französische Revolution geschimpft, jetzt aber führen sie die Gründe einigermaßen richtig an, bis ich sah, wie es weiter geht:

„Diesen Tendenzen entgegen steht aber die Arbeit von Leroy.“

Wenn das so ist, dann werde ich das Buch nicht kaufen. Ich muß annehmen, daß das Buch getadelt und nicht empfohlen wird, die Worte ‚sehr oft‘ bei den Historikern und in gewisser Weise bei der Pompadour machen mich aber stutzig. Ich will wissen, was Görings Zeitung über das Buch denkt, lese aber, der Verfasser komme

... zu dem Schluß, daß die Pompadour doch nun eben nicht nur die raffinierte, sinnliche Mätresse Ludwigs des Fünfzehnten war und als solche einen schwachen König in einen Strudel politischer Konflikte riß, mit ihren Wünschen und Grillen dem Volke das tägliche Brot raubte und die Nation der Revolution zutrieb ...“

Jetzt frage ich dich, was heißt: ‚Doch eben nicht nur‘? Wenn ich sagte, daß Ley doch eben nicht nur säuft, säße ich morgen im Konzentrationslager, weil jeder daraus entnimmt, daß er hauptsächlich säuft. Also denke ich, das Buch ist doch richtig, bloß ein bißchen verklausuliert. Ich werde es mir also kaufen. Aber ein paar Zeilen weiter sehe ich:

„Nach der Betrachtung Leroy's bleibt die Revolution fast ein Blitz aus heiterem Himmel in ein, wenn auch nicht ganz sittliches, so doch durch Erfolge auf künstlerischem Gebiet gerechtfertigtes Schäferidyll.“

Jetzt weiß ich, was dieser Leroy ist. Der sagt also, daß dem Volke das tägliche Brot rauben und es dadurch der Revolution zuzutreiben ein Schäferidyll ist, und zwar ein gerechtfertigtes, weil die Pompadour und ihre Schmarotzer doch nun eben nicht nur dem Volke das tägliche Brot raubten, sondern außerdem künstlerische Erfolge hatten. Und da kommt die böse Revolution und macht den heiteren Himmel dunkel. Nein, denke ich, das Buch werde ich mir unter keinen Umständen kaufen. Das ist eine verdammte Saurei, unsereinen mit solchem Quatsch besoffen machen zu wollen. Da wollte ich bloß noch feststellen, ob Görings Zeitung mit mir einverstanden ist, und richtig:

„Gewiß stehen wir als Deutsche dem französischen Rokoko innerlich fremd gegenüber, können also kaum immer eine Logik, daß der Zweck die Mittel heilige, nachvollziehen. ...“

Der Zweck war also das Schäferidyll und die Mittel, dem Volke das tägliche Brot zu rauben. Und das so ein Zweck solche gemeinen Mittel nicht heiligen kann, da bin ich mit Görings Zeitung ganz einverstanden.“

Bis dahin hatte Frau Lommel ruhig zugehört. Jetzt warf sie heftig ein: „Ich habe selber gehört, wie Goebbels gesagt hat, in Deutschland gäbe es jetzt ein Gebot: ‚Der Zweck heiligt die Mittel!‘ Wieso schreiben sie dann jetzt das Gegenteil? Man kann doch nicht einmal weiß und das andere Mal schwarz sagen?“

„Ja, bei genauerem Überlegen“, sagte Lommel „muß man feststellen, daß sie ‚kaum immer‘ schreiben und zweitens darf man nicht vergessen, was im August bei uns los war — wie wir die furchtbare Angst vor dem Kriege hatten, da sagte ich dir: ‚Ich hacke mir lieber die Hand ab, als daß ich für Hitler die Flinte auf den Buckel nehme!‘ Dann haben wir gleich, wie alle anderen, die Reichsanleihe verkauft, die wir hatten zeichnen müssen.“

„Was hat denn das mit dem zu tun, was die Zeitung über das Buch schreibt?“ fragte Frau Lommel.

„Das wirst du gleich sehen. Du hast für das Geld alles angeschafft, was du an Reis, Mehl, Graupen, Zucker und Gries bekommen konntest.“

„Das haben alle anderen auch getan“, verteidigte sich Frau Lommel.

„Natürlich“, sagte Lommel, „darum hat der Göring ja auch in Nürnberg in seiner Rede gesagt:

„Wenn jetzt plötzlich Gerüchte kommen „Es gibt Krieg“, dann sagen die Leute: „Ach faule Sache, das haben wir mit der Krieganleihe schon einmal durchexerziert“, und dann heben sie die Reichsanleihe ab. Das heißt dann, daß dieser Mann nicht bereit ist, auch nur einen Funken von Vertrauen für dieses Reich einzusetzen. Ganz schlecht sieht es mit dem Charakter dieser Herren aus, wenn sie dann noch dazu übergehen, Banknoten oder Gebrauchsgegenstände zu hamstern.“

Und was hat Hitler jetzt in seiner Rede zum Winterhilfswerk gesagt?“ fuhr Lommel fort und griff nach einem anderen Zeitungsblatt.

Er sagte,

„...daß zur Zeit, als unter die Waffen gerufen wurde, in Deutschland nicht ein Angstkauf stattfand, nicht ein Mann zur Sparkasse ging, nicht eine Frau zweifelte...“

Wir mußten die Rede im Betrieb mit anhören und der Direktor unserer Abteilung, von dem ich ganz genau weiß, daß seine Frau aus Angst, daß das Geld nichts mehr wert sein wird, für tausende Mark Lebensmittel gehamstert hat, hat am stärksten Beifall geklatscht. Das ist heute in Deutschland typisch: einer der Herrn vergißt immer, was der andere gesagt hat.“

Nachdenklich erwiderte Frau Lommel: „Das kommt vielleicht daher, daß sie selber nicht daran glauben, was sie sagen. Aber deshalb könnte es mit der Buchbesprechung doch mal anders sein und sie lehnen dieses Lügenbuch ehrlich ab?“

„Denkst du“, sagte Lommel und zeigte seiner Frau den Schlußabsatz:

„Das Verdienst des Verfassers bleibt, eine interessante Gestalt der Geschichte unter einem neuen Blickpunkt, den zu berücksichtigen es sich lohnt, betrachtet zu haben.“

Wer soll berücksichtigen?“ fragte Lommel. „Ich natürlich, wenn ich mir das Buch kaufe. Ich soll mir also das Buch kaufen um berücksichtigen zu können, um das für richtig zu halten, was nicht richtig ist.“

„Du wirst dir aber das Buch nicht kaufen“, sagte Frau Lommel.

„Natürlich nicht. Aber es ist mir doch interessant, warum sie so einen Eiertanz machen. Ich habe in der Schule gelernt, daß Friedrich der Große die Madame Pompadour nicht leiden konnte. Na, und der ist doch heute in Deutschland Bibel. Deshalb können sie in der Zeitung nicht offen für die Pompadour eintreten. Aber für die französische Revolution sind sie auch nicht; die hassen sie wie die Pest. Deshalb sagen sie: ‚sehr oft‘, ‚doch nun eben nicht nur‘ und ‚kaum immer‘. Die französische Revolution steckt ihnen wie ein Kloß im Halse und sie können sie nicht herunterschlucken. Ich kann mich nicht so geleckelt ausdrücken, wie die Seiltänzer aus Görings Zeitung. Aber wenn die glauben, daß sie mich auf den Arm nehmen können, haben sie sich geschnitten. Wenn einer nicht so genau liest, wie ich, ist er schon reingefallen. Ich werde nicht weiter in der Zeitung suchen. Morgen komme ich um vier Uhr aus dem Betrieb, da gehe ich selber in die Buchhandlungen und komme nicht eher nach Hause, bis ich ein Buch gefunden habe, das mir gefällt.“

„Da werde ich dich wohl nie wiedersehen“, meinte Frau Lommel, „auf jeden Fall sei vorsichtig, werde nicht grob mit den Verkäufern, sonst geht es dir wie dem Professor!“

SONNABEND:

Wie ein Mensch, der ein Ziel hat und den Weg weiß, betrat Lommel um punkt halb fünf den großen Buchladen am Markt und sagte ruhig und freundlich: „Ich möchte ein Buch kaufen.“

Der Verkäufer verbeugte sich lächelnd: „Der Herr ist sicherlich Schütze?“

Lommel dachte an das Versprechen, das er seiner Frau gegeben hatte und schwieg. Der Verkäufer hielt ihm ein Buch unter die Nase. Lommel las: *„Wir Schützen“*, von Wilhelm Ewald.

Geschäftig blätterte der Verkäufer. Lommel konnte nicht anders als hineinschauen. Sein Blick fiel auf einen Absatz:

„Hand aufs Herz: Was weiß so mancher brave Schütze über das Schützenwesen mehr, als was sich innerhalb seines Vereins, darüber hinaus bei Zusammenkünften in größeren Verbänden der näheren Umgebung zuträgt?“

Lommel legte die Hand aufs Herz und sagte zurückhaltend: „Über das Schützenwesen genug, aber darüber hinaus zu wenig.“ Dieser Verkäufer hatte ihm nichts mehr zu bieten. Der nächste lauerte schon auf ihn: „Interessieren den Herrn historische Bücher?“ Lommel konnte bejahen. Der Verkäufer war begeistert: „Ein Buch für Kenner unserer Geschichte. Raumhaft und sehr total—*Feuerbrand in Kärnten von Reinhardstein*.“ „Worum handelt es sich?“ fragte Lommel. „Sehr gelungener Grenzkampf“, schnarrte der Verkäufer. „Deutsche zu Deutschen, Gegen das Slaventum. Leider im Altreich wenig bekannte Vorgänge.“

„Also nicht Tschechoslowakei?“ erkundigte sich Lommel.

„Im Gegenteil. Spielt 1918. Bitte hören Sie:

„Die slowenisch sprechenden Windischen, die eigentlich der Grund des Kampfes waren... diese Menschen, die sich nur durch einen anderen slavischen Dialekt von der Kärntner Bevölkerung unterscheiden, hatten ihr Deutschtum unter Beweis gestellt...“

Lommel dachte an die Mahnungen seiner Frau. Er verbeugte sich höflich und sagte: „Besten Dank für die Auskunft. Ich weiß jetzt wenigstens, daß die slowenisch sprechenden Windischen Deutsche sind und von den Slaven befreit werden mußten. Das genügt mir.“ Und schon war er beim dritten Verkäufer, der ihn mit den Worten empfing: „Ich sehe, der Herr ist schwer zufriedenzustellen. Ich werde mich daher bei meinen Empfehlungen ganz auf die Wertungen der ‚Essener Nationalzeitung‘ beziehen, die dem Herrn ja wohl maßgeblich sein dürfte.“

Lommel schwieg, denn er dachte an seine Frau. Der Verkäufer nahm das als Zustimmung, legte einen Stoß Bücher vor Lommel hin, entfaltete ein Zeitungsblatt. „Hier mein Herr“, begann er, „sehen Sie das Bemerkenswerteste, was es heutzutage in Deutschland gibt: Oberst Altrichter, *„Der soldatische Führer“*.

„Gerade wenn man bedenkt, welche Rolle im ‚Dritten Reich‘ der Soldat zu spielen berufen ist...“

Lommel verbeugte sich: „Über die Rolle, Soldat zu spielen, habe ich schon gelesen. Haben Sie nicht zufällig etwas von einem Dichter?“

Der Verkäufer wurde nervös: „Aber bitte sehr, bitte sehr: *„Der Soldat in der deutschen Dichtung“*. Das ist eine

„Schau der wirklich wertigen Kriegsdichtung. Die Sänger der Heldenschlachten des ersten Kriegsjahrs stehen neben den Kriegern aus Pflichtgefühl.“

„Schau der widerwärtigen Kriegsdichtung?“ Lommel hatte sich verhöhrt. Der Verkäufer sah sich entsetzt nach allen Seiten um und flüsterte: „Wertigen, wertigen!“ Lommel jedoch schüttelte bedauernd den Kopf: „Ein Buch, das solche Mißverständnisse hervorruft, möchte ich lieber doch nicht...“ Der Verkäufer war am Zerspringen. Lommel fragte ihn eindringlich: „Haben Sie nicht irgend etwas, was einen Arbeiter interessiert?“ „Natürlich! Speziell für Arbeiter, eine glänzenden Sache!“ und der Verkäufer rühmte mit letzter Kraft: „Wilhelm Schlaghecke, *„Blank der Spaten—blank die Augen.“*

„Das ist so recht ein Buch vom Arbeitsdienst““,

las er vor.

„Da haben Sie ja so recht“, lachte Lommel, „als der Sohn unseres Nachbarn vom Arbeitsdienst frei kam, war er so blank, daß meine Frau ihm erst mal was zu essen machen mußte. Der Vater von dem jungen Mann ist nämlich immer krank und kann nicht ar-

beiten. Unterstützung bekommt er keine, weil er im völkischen Sinne kein lebensstüchtiges Element ist. .“

Der Verkäufer seufzte tief, warf alle Bücher durcheinander und keuchte: „Dann kann ich Ihnen nur noch empfehlen: Siegfried Hermann, *Wieder gesunde Füße!* Neue Methode zur Bekämpfung der Fußkrankheiten, die auf die Kräftigung der Gürtelspannung zurückgeführt wird.“ Lommel seufzte ebenfalls, nahm sich zusammen und bestätigte: „Sicher sehr spannend. Und nützlich. Es wird doch jetzt in Deutschland soviel marschiert. Aber was meine Person angeht, ich fahre, so weit es geht, mit der Straßenbahn.“

Frau Lommel war verwundert, daß ihr Mann so früh nach Hause kam. Als sie ihn traurig sah, tat er ihr so leid, daß sie, um ihm irgendwie zu helfen, alle Nummern der ‚Essener Nationalzeitung‘ herauskramte, in denen etwas über Bücher stand. Dabei kam ihr ein Gedanke. „Du willst immer nur einfach ein Buch kaufen“, sagte sie, „das ist sicher falsch. Du mußt nachsehen, wer einen Preis für Literatur bekommen hat. Die Preisgekrönten schreiben sicher am besten, sonst wären sie nicht preisgekrönt.“ Lommels Augen füllten sich mit vagem Hoffnungsschimmer. Er nahm die Nummer vom 14. Oktober, die seine Frau ihm reichte und las:

„*Der Westmarkenpreisträger Karl von Möller. Es ist das erste Mal, daß ein deutsch-banater Dichter durch einen reichsdeutschen Literaturpreis ausgezeichnet wird; ein Beweis dafür, daß wir den Donauschwaben und ihrer volksdeutschen Sendung größte Beachtung entgegenbringen.*“

„Wo liegt denn Deutsch-Banat?“ fragte Frau Lommel.

Mit Hilfe der Landkarte wurde festgestellt, daß das Banat früher zu Ungarn gehörte und jetzt ein Teil Rumäniens ist. „Ach, du lieber Gott“, seufzte Frau Lommel, „was haben wir denn mit den Rumänen zu tun? Wenn ich lese, daß wir irgendeinem Land größte Beachtung entgegenbringen, habe ich immer Angst, daß es Krieg gibt.“

„Was ich nicht verstehe“, sagte Lommel, „ist das: Wenn die Rumänen einen großen Dichter haben, ob er nun rumänisch oder deutsch schreibt, weshalb können die ihm nicht selbst einen Literaturpreis geben? Und ein großer Dichter muß es sein. Sonst wäre hier nicht sein ganzer Lebenslauf abgedruckt.“ Er las kopfschüttelnd

„1914 Major und Generalstabschef der Banater Division.

1915 im Generalstab Wien.

1916 bis 1918 Regimentsführer des ungarischen 65. Infanterieregiments.

Oktober 1918 gerät das Regiment in die ungarischen Revolutionswirren. Möller schwenkte das Regiment nach Munkacz herum, wo er Aufstandsversuche niederwarf . . .“

Ungläubig fragte Frau Lommel: „Hör mal, du liest sicher den Falschen. Dafür bekommt man doch keinen Literaturpreis?“ Aber Lommel ließ sich nicht aufhalten:

„1919 bis 1926 als Vertreter der Banater Schwaben Mitglied des rumänischen Senats.

1931 Chefredakteur einer Zeitung, die er . . .

„Ach so“, nickte er, „jetzt verstehe ich schon allerhand. Da steht, daß er die rumänische Zeitung nazimäßig umgebaut hat. 1931/32 habe er die Nazibewegung in Banat geschaffen und sie bis Temeschwar vorgetrieben. Er wurde erster Nazigauleiter in Banat und ist seit 1934 Leiter der Arbeitsstelle für weltanschauliche Beeinflussung. Darum hat er jetzt von Hitler den Beeinflussungspreis bekommen!“

„Hat er denn gar nichts gedichtet?“ erkundigte sich Frau Lommel.

„Wie mans nimmt“, antwortete Lommel, „hier ist was abgedruckt aus einem Roman, den er geschrieben hat:

Der Türke, der fremde Weerwolf, der drüben die Donau auf und ab läuft mit hängender Blutzunge.“

„Und für hängende Blutzungen wirst du dein teures Geld nicht ausgeben“, meinte Frau Lommel.

„Ich werde es leider überhaupt nicht ausgeben“, konstatierte Lommel verbittert, „wenigstens nicht für Bücher. So wird man zum Sparen angehalten. Schlechte Zeiten, wo man nicht einmal für seine Kultur etwas tun kann.“

SONNTAG

Lommels überlegten, ob sie sich einen Film ansehen wollten. Aber er meinte: „Ist doch dasselbe wie mit den Büchern, jedesmal derselbe Quatsch. Gehen wir lieber ein Stückchen spazieren.“ Da klingelte es.

Walter Berger war ein seltener Gast. Aber weil er immer lustig war und jedesmal Neuigkeiten wußte, mochten ihn Lommels gern. Er arbeitete im selben Betrieb, wie Lommel, aber in einer anderen Abteilung. Er war kein Duckmäuser und man konnte ruhig mal ein offenes Wort mit ihm sprechen. Frau Lommel lud ihn zum Essen ein, und Lommel war froh, ihm die vergebliche Büchersuche der vergangenen Woche haarklein erzählen zu können. Am Schluß fragte ihn Lommel, ob er mal die ‚Buddenbrooks‘ von Thomas Mann gelesen hätte. Das sei ein Buch gewesen! So etwas habe er gesucht.

Berger wußte zu erzählen, Thomas Mann sei in Amerika und schreibe sehr interessante Sachen. Lommels waren erstaunt, woher er denn das alles wisse. Es sei jammerschade, daß heute in Deutschland gerade die besten Schriftsteller verboten würden. Er, Lommel, möchte was drum geben, wenn er noch einmal etwas von Thomas Mann lesen könnte.

Berger kniff vielsagend die Augen zu. Wenn Lommel das wirklich wolle, flüsterte er, könne er ihm dazu behilflich sein. Aber er solle nicht vergessen, daß darauf Konzentrationslager oder noch etwas Schlimmeres stünde.

Lommel beruhigte ihn: er werde es schon so lesen, daß kein Mensch darauf komme; aber ob Berger denn keine Angst habe, es ihm zu geben?

Statt einer Antwort zog Berger ein kleines, dünnes Heftchen aus der Tasche und gab es Lommel. Der las: „*Briefe deutscher Klassiker. Wege zum Wissen. Im Verlag Ullstein.*“

Frau Lommel staunte: „Jetzt verstehe ich gar nichts mehr! In Berlin offiziell gedruckt?“ „Nein“, erklärte Berger, „das ist nur zum Schutz derer, die es verbreiten und lesen. Herausgegeben aber ist es von denen, deren Stimme heute in Deutschland nicht öffentlich laut werden kann. Aber, daß es die Stimme der Kultur ist, davon könnt ihr euch überzeugen, wenn ihr das Heftchen lest.“

Lommel hatte schon begonnen. Er hörte nichts mehr, er las ganz versunken. Berger erklärte Frau Lommel unterdessen, daß es der Brief Thomas Manns an den Dekan der philosophischen Fakultät der bonner Universität sei, die den Dichter nach seiner Ausbürgerung aus der Liste der Ehrendoktoren gestrichen hatte. Aber Thomas Mann zeige, daß er ein besserer Deutscher sei, als die Leute, die jetzt Deutschland regieren, er schreibe über das, was jeden anständigen Menschen heute am meisten bewege, über Frieden und Kultur, und wie die Nazis den Krieg vorbereiten und alles zerstören, was für die Vorwärtsentwicklung der Menschen wertvoll sei. Natürlich habe keine Zeitung in Deutschland diesen Brief des großen deutschen Dichters abgedruckt. Ja, die Nazis würden Thomas Mann umbringen, wenn sie ihn in den Fingern hätten! Man müsse aber helfen, die Wahrheit zu verbreiten, selbst wenn es Herrn Hitler nicht passe.

Lommel hob den Kopf. Er sah Berger lange an, dann sagte er: „Ich muß in Ruhe lesen. Kannst du es mir dalassen?“

Berger bat ihn, es nicht mit sich herumzutragen und auch nicht in der Wohnung herumliegenzulassen. Frau Lommel schlug vor, es im Atlas auf der Seite, wo das Banat sei, zu verstecken, da könnte es niemand finden. Berger verabschiedete sich. Er käme, sagte er, an einem der nächsten Abende, um das Büchlein abzuholen.

Lommel gab ihm die Hand und fragte, was er ihm schuldig sei. Berger lachte, wie er denn auf so eine dumme Idee kommen könne?

Aber Lommel gab ihm die gesparten fünf Mark: „Ich bin dir dankbar, daß du mir geholfen hast, nach so langem Suchen doch eine wirklich deutsche Lektüre zu finden. Du wirst schon wissen, wohin meine paar Pfennige zu übergeben sind. Ich möchte gern ein wenig helfen, damit mehr von dem gedruckt wird, was ich suche und was heute in Deutschland verboten ist.“

Dann setzten sie sich zum Essen. Lommel war vergnügt. Er hatte das Gefühl, sein Geld gut angelegt zu haben.

Oskar Maria Graf

REDE AN DIE SCHRIFTSTELLER

Werte Anwesende, liebe Freunde und Kollegen!

Wir — ein Häuflein exilierter, ziemlich einflußloser antifaschistischer Schriftsteller aus Deutschland — kommen hier in New York zusammen in einer ungemein zermürbenden, fast hoffnungslosen Zeit. In einer Zeit, die für jeden einzelnen von uns weit niederschmetternder ist, als es diejenige nach der Saarabstimmung gewesen ist. Ich brauche Ihnen darüber keinen Vortrag zu halten. Sie wissen durch die täglichen Radio- und Zeitungsnachrichten Bescheid. Und es gibt eine Menge kluger Menschen auf der Welt, die sich den Kopf darüber zerbrechen, warum die Entwicklung in den letzten Wochen einen solchen Verlauf genommen hat. Jedenfalls hat jeder, der noch irgendwie an den Sieg des Humanen, an Vernunft und Gesittung glaubte, eine Enttäuschung sondergleichen erlebt. Darüber zu rätseln und zu reden, ist sinnlos geworden, man redet nichts weg, man zerredet dabei sogar noch die aktive Empörung, die im Einzelnen verblieben ist.

Jeder von uns, liebe Freunde, hat Jahre der Emigration hinter sich. Anfangs, als die Erlebnisse, die er aus der Heimat mitbrachte, noch in ihm nachwirkten, war er voll Spannkraft und Kampfgeist. Zorn und Trotz gaben ihm eine gewisse Zuversicht und einen kämpferischen Optimismus. Er stieß in der Emigration auf gleichgestimmte Freunde und fing sogleich an, mit ihnen zusammen zu arbeiten. Er hoffte felsenfest, daß es den vereinten Bemühungen der Emigration und der innerdeutschen Opposition zum mindesten in absehbarer Zeit gelingen würde, dem faschistischen Regime in Deutschland ein Ende zu machen. Die Enttäuschungen blieben nicht aus, ja sie häuften sich im Laufe der Jahre derart, die Erfolge des Hitlerregimes, gleichgültig auf welche Weise sie erzwungen worden waren, machten zum Teil im Ausland so fühlbaren und sichtlichen Eindruck, daß der feinnervige, meist nur gefühlsmäßig links eingestellte deutsche Intellektuelle langsam schwankend wurde. Er behielt zwar den Haß gegen das Hitlerregime, aber er wurde ratlos, er wurde gleichzeitig auch immer skeptischer und skeptischer, in bezug auf die allzuschwierige antifaschistische Bewegung und ihre Aussichten. So erleben wir, und erleben gerade jetzt wieder in steigendem Maße denselben Prozeß der Absorbierung des vorwiegend geistigen Elements. Allmählich sind die meisten von uns zu der richtigen Erkenntnis gekommen, daß man zum politischen Kampf im realen Sinne Eignung und eine lange, bitterschwere Erfahrung haben muß. Nicht jeder von uns kann aktiver Kämpfer und guter Schriftsteller oder Wissenschaftler zugleich sein. Er muß seine Grenzen erkennen. Dann erst nützt er wirklich und hilft mit. Bitte, fassen Sie es nicht als überheblich auf, wenn ich aus Überzeugung und Erfahrung sage: Vielfach haben die deutschen Intellektuellen und ganz besonders die Schriftsteller in der Emigration ihre Berufung geradezu erschreckend verkannt. Aus dem schmerzlichen Bedürfnis, nur irgendwie im Kampf gegen Hitler mitzuhelfen, verrannten sie sich ganz und gar ins Dickicht der Tagespolitik. Sie verloren jede Fähigkeit, die Grenzen ihrer wirklichen Bedeutung einzuschätzen, und verzettelten ihre beste Kraft. Ja, solange sie allein gegen die Vergewaltigung des freien Geistes und gegen die schändliche Unterdrückung unseres

Volkes auftraten, solange sie aus dem menschlich sicheren Gefühl der Empörung heraus gegen diese Barbareien manifestierten — da hatten ihre Kundgebungen in der Heimat und besonders bei den Illegalen einen ziemlichen Widerhall. Heinrich Manns Buch ‚Haß‘ fand damals den Weg in unsere Heimat. Ich weiß allein von zwölf Exemplaren, die eine weite, weite Runde machten und überall Begeisterung hervorriefen. Die seinerzeitige Sammlung ‚Freie deutsche Dichtung‘, die der SDS in Paris herausgab, machte denselben Weg und Eindruck, einige Romane der Exilierten folgten und folgen immer wieder und gerieten vor allem in die Hände ziemlich fernstehender Oppositioneller. Und an dieser Stelle möchte ich all derer gedenken, die Thomas Manns Brief an die bonner Universität unter großen Gefahren im „Dritten Reich“ verbreiteten, hektographierten und in Freundeskreisen vorlasen. Diese mutigen Männer waren meist bürgerliche Intellektuelle, die nur wenig von der Emigration wußten und keinen Zusammenhang mit den Illegalen hatten. Die Macht der Anklage und die Reinheit der Sprache in diesem tief wichtigen Dokument hatte sie hingerissen, hatte sie überzeugt, und standhaft gingen sie deswegen zum Teil in die Gefängnisse und sogar ins Konzentrationslager. Ich könnte Ihnen, liebe Freunde und Kollegen, noch einige kleinere Beispiele erzählen, möchte es aber nicht tun, weil Menschen im Hitler-Reich dadurch gefährdet würden. Ich wollte Ihnen nur begreiflich machen, daß immer nur *das*, was der antifaschistische Schriftsteller aus dem eigenen Erleben, aus der eigenen Erschütterung heraus mit der ganzen aufrichtigen Kraft seines Könnens in eine allgemein gültige Form des Menschlichen bringt, heute *mehr* denn je wirkt. Wenn wir uns unterfangen, politische Kampf- und Zukunftsprogramme aufzustellen, und vergessen, *das* zu sein, was wir immer waren, nämlich: Erhalter der deutschen Sprache, Repräsentanten deutscher Kultur und Verbreiter des unvergänglichen deutschen Geistes — dann verstehen das unsere gleichgestimmten und kämpfenden Brüder in der Heimat nicht mehr. Es versteht uns aber auch dann die übrige Welt nicht mehr. Wir löschen uns selber aus. Jeder von uns verfügt über ein bestimmtes Maß von Begabung. Wir alle — wenn es auch schon manche durch die bitteren Erlebnisse am liebsten nicht mehr zugeben wollen — sind oft mehr, als uns selber klar ist, durch die Art unseres Denkens und Fühlens mit unserem Volk verbunden. Ganz tief wirkt in jedem von uns ein ungeheures Heimweh! Kein sentimentales und oberflächliches Zurücksehnen ist das etwa. Ich glaube, niemand wird so starrsinnig und engstirnig sein, sich zu wünschen, das Deutschland, das er verlassen hat, völlig unverändert wiederzusehen. Wenn wir unbestechlich nachdenken, so sehnen wir uns nicht etwa nach dieser Landschaft oder jener Stadt zurück. Ich habe Gegenden, in denen ich mich sofort heimisch fühlte, im vergewaltigten Österreich, in der jetzt schändlich verratenen Tschechoslowakei, am Don, im Kaukasus und jetzt sogar in Amerika gesehen. Nein, so, verehrte Anwesende, ist nicht um unser Heimweh bestellt, sondern so: Jeder empfindet und spürt in seinen schmerzlichsten Stunden nur immer wieder, daß er wahrhaft ein Produkt des deutschen Geistes ist, daß er als Mensch und Künstler der deutschen Kultur angehört und daß die deutsche Sprache das einzige und ganz Große ist, was er mit in die Fremde hinausgenommen hat. Dieses befreiende und zugleich verpflichtende Bewußtsein hält uns aufrecht. Es ist gleichsam der Motor in uns. Das drängende Gemüt, der frei suchende Geist und jetzt dieses hämmernde Heimweh — sie geben uns die rechte Sprache. Sie haben sogar einige, die nie daran zu glauben wagten, im Exil zu wirklichen Dichtern gemacht. Von der Meisterhaftigkeit, von der Gewalt und Erfülltheit dieser

Sprache wird es abhängen, inwieweit wir uns in der übrigen Welt als wahres Deutschland durchsetzen können, inwieweit wir den Völkern verständlich machen können, was Hitler zu zerstören begonnen hat, was verloren gehen kann, wenn wir es nicht erhalten. Erst spätere Geschlechter werden das vielleicht in vollem Umfange begreifen.

Ich habe in der Emigration Kollegen getroffen, die nicht selten in ihrer Wut über die derzeitige Barbarei in unserer Heimat sagten, sie legten keinen Wert mehr darauf, als deutsche Schriftsteller zu gelten, sie würden, sobald ihnen das nur möglich sein würde — in französischer oder englischer Sprache schreiben. Wahrhaftig, nichts hat mich mehr erschüttert als das! Sie sagten: „Mensch, was soll denn das schon mit dieser ewigen deutschen Sprache! Ganz gleich, wie man schreibt, ob englisch, französisch oder sonstwie — die Hauptsache ist, daß wir damit gegen Hitler siegen!“ Dem ist aber keineswegs so, liebe Freunde. Wer einmal einen solchen Entschluß faßt, *der* ist wirklicher Emigrant, der erst schließt sich aus dem Zusammengehörigkeitsbewußtsein aller freien Deutschen wahrhaft aus. Er merkt es vielleicht nicht einmal. Er weiß nicht, wie schnell er in den schrecklichen Vorstellungskreis hineinwächst, in welchem die Meinung herrscht — Deutschland und Hitler seien ein und dasselbe. Nein, meine Freunde, diese Vorstellung in der Welt nie aufkommen zu lassen, das ist eine unserer wesentlichsten Aufgaben als Schriftsteller! Das eben müssen wir, so scheint es mir, in unseren Büchern stets zum Ausdruck bringen, denn nur mit der unverrückbaren Gewißheit im Herzen, daß das, was wir schreiben und gestalten, Gemüt, Geist und Sprache unseres Volkes ist, gewinnen wir immer wieder aufs neue dieses Volk und die Welt. Und nichts wird man gewinnen, das man nicht liebt, als sei es das Ureigenste und Persönlichste im Leben! Viele von uns sind nur mit dem, was sie auf dem Leibe trugen, aus der Heimat geflüchtet. Unsere Bücher wurden verboten und verbrannt. Wir wurden ausgebürgert. Das Hitlerregime glaubte, damit sei nun alles, was es mangelhaft und schädlich am deutschen Volk fand, ein für allemal ausgerottet und seinem sturen Willen unterworfen, es sei nun alles, was als deutsch bezeichnet werden kann, innerhalb der Grenzen unserer Heimat und außerhalb dieser Grenzen gleichgeschaltet. Die jetzigen Machthaber im „Dritten Reich“ wußten nicht, daß gerade wir Geistigen, wir Schriftsteller und Wissenschaftler schon lange vor ihnen allem wesentlich Deutschen in der Welt zur Geltung verholfen haben und daß dadurch die anderen Völker ein unzweifelhaft richtiges Bild von unserem Volke gewonnen hatten. Die stiernackigen Herren, die heute vorgeben, unsere Kultur zu hüten, bedachten nicht, daß von jedem der unsrigen, der über die Grenzen ging, das Heinewort galt: „Mein Kopf ist ein zwitscherndes Vogelnest von lauter konfiszierlichen Büchern!“ Man vergaß in den Reihen der Hitlergewaltigen, daß wir alle etwas unsichtbar mitnahmen, was die beste Eignung zur Verbreitung der Wahrheit in sich barg: Unsere mächtige, unvergängliche Sprache!

Wäre es anders gewesen, die tüchtigen Henker hätten uns allen unsere „zwitschernden Vogelnester“ abgeschlagen. Und weil wir unseren Kopf behalten haben, darum wollen wir arbeiten an der Wiedergewinnung der deutschen Freiheit.

Ich hoffe, meine verehrten Anwesenden, Ihnen wenigstens halbwegs begreiflich gemacht zu haben, daß wir Schriftsteller und Wissenschaftler in der Emigration gar nicht so unwichtig sind, wie man es gemeinhin hinstellen möchte. Seien wir nur—wenn uns auch die Geschehnisse in jetziger Zeit oft nahe an die Verzweiflung bringen — nicht kleinläubig und ein wenig *stolzer*. Und vor allem: Stehen wir zusammen! ...

NEUGRÜNDUNG DES SCHUTZVERBANDES DEUTSCH-AMERIKANISCHER SCHRIFTSTELLER

Am 7. Oktober 1938 fand in New York unter lebhafter Anteilnahme die Gründungssitzung des SDAS statt.* Zum Ehrenvorsitzenden wurde *Thomas Mann*, zum 1. Vorstand *Oskar Maria Graf*, zum 2. Vorstand *Ferdinand Bruckner* gewählt. Sekretär: *Manfred Georg*, Schatzmeister: *Steffi Kiesler*, Propaganda: *W. Schönstedt* und *K. Rieß*. Außerdem setzt sich für das Gebiet der Wissenschaft ein Fachbeirat zusammen, bestehend aus den Mitgliedern: *Ernst Bloch*, *Prof. Slochower*, *Prof. Tülich*, *Dr. Bönheim* und für das Gebiet der Literatur und Presse aus den Mitgliedern: *Erika Mann*, *G. Seger*, *Stefan Heym* und *Otto Sattler*.

Auf Anregung *Dorothee Thompsons* sind alle Mitglieder des SDAS geschlossen im amerikanischen PEN-KLUB aufgenommen.

FRIEDRICH WOLF FÜNFZIG JAHRE ALT

Das mit einigem Kopfschütteln verabschiedete Jahr hat uns ganz zum Schluß noch einen Geburtstag beschert, dessen wir — etwas verspätet — mit mehr Freude gedenken als so mancher unheilvoller Daten des Jahres 1938: *Friedrich Wolf* ist fünfzig Jahre alt geworden.

Seiner jugendlichen Tatkraft, seiner immer bewundernswerten geistigen und körperlichen Aktivität, die sich seit zwanzig

Jahren außerordentlich erfolgreich in den Dienst des fortschrittlichen, antifaschistischen deutschen Theaters gestellt hat, tut das so wenig Abbruch, daß er das aus solchem Anlaß wohl kaum zu vermeidende wehmütige Gefühl getrost unterdrücken darf. Um so mehr, als er tatsächlich auf ein ungewöhnlich arbeitsreiches, kampf-erfülltes und auch konsequentes Leben zurückblicken kann. Sowohl als Arzt wie als Schriftsteller ist er den Weg gegangen, auf dem nicht nur herzliche Erfolge bei den Massen sondern auch bösartige Verfolgungen durch behördliche Gegner lagen. Doch als der Faschismus zur Macht kam und sämtliche Werke *Friedrich Wolfs* kurzerhand verbot, konnte er nurmehr feststellen, daß er in diesem Falle zu spät kam: *Friedrich Wolf*, der meistgespielte antifaschistische Dramatiker in Deutschland, war bereits so populär, daß er zu diesem Zeitpunkt auch schon als der meistgespielte antifaschistische deutsche Dramatiker des Auslands gelten konnte. ‚*Cyankali*‘ und ‚*Die Matrosen von Cattaro*‘ eroberten sich immer neue Länder und Bühnen. So konnte der Emigrant *Friedrich Wolf*, der im Jahre 1919 mit einem Drama ‚*Das bist du*‘ begann, 1924 mit seiner Bauernkriegstragödie ‚*Der arme Konrad*‘ seinen eigentlichen dramatischen Schaffensweg entwickelte, der über ‚*Kolonne Hund*‘ (1929) zu ‚*Cyankali*‘ und ‚*Die Matrosen von Cattaro*‘ führte, ohne allzu große Schwierigkeiten im Ausland an dem in der Heimat gelegten Fundament weiterbauen, konnte dort anknüpfen, wo er unfreiwillig aufgehört hatte. Dieser, nur wenigen emigrierten Schriftstellern beschiedenen glücklichen Konstellation zeigte er sich durch

* Vergl. auch S. 130

ungebrochene, intensive Tätigkeit würdig. Er antwortete dem Faschismus mit vier neuen Dramen 'Professor Mamlock', 'Floridsdorf', 'Das Trojanische Pferd' und 'Peter kehrt heim'. 'Professor Mamlock', die Tragödie des geistigen, nationalen deutschen Juden, wurde in vielen europäischen Ländern mit großem Beifall aufgeführt; dann in Leningrad verfilmt, wurde sie in der ganzen Sowjetunion mit riesigem Erfolg aufgenommen, und jetzt hat der Film, Zeitungsberichten zufolge, in Amerika begeisterte Zustimmung gefunden.

Wenn der Fünfziger heute auf seine bisherige Arbeit als Dramatiker zurückblickt, darf er sich vor der internationalen Theaterwelt mit Recht als einen der verdientesten Repräsentanten der deutschen antifaschistischen Bühne betrachten. Auch das deutsche Theaterpublikum hat heute noch die erregenden, mitreißenden Vorstellungen Friedrich Wolfs in lebhaftester Erinnerung; und wir sind gewiß, daß dieser Autor eines Tages wieder mit vollen Händen vor sein deutsches Auditorium treten und ihm noch so manchen aufrüttelnden, genußreichen Abend bereiten wird.

I. F.

KLEINE DEUTSCHE CHRONIK

USA

„Der Faschismus, überzeugt von seiner Lebenskraft und die Demokratie verachtend, betrachtet jeden Frieden, den die Demokratien machen, als Zeichen ihrer Schwäche. Die Konzessionen, die man auf die Drohungen der Nazis hin gemacht hat, haben den Faschismus gestärkt. Diese Konzessionen sind grausame und entmutigende Hindernisse, die man jenen Kräften innerhalb Deutschlands entgegengesetzt hat, die, wie ich weiß, dort arbeiten und wahrhafte Freiheit und wahrhaften Frieden erstreben.

Hitler kennt diese Kräfte und fürchtet sie. Er muß dem Volke Brot und Zirkus verschaffen, um der ständig gegen ihn wachsenden Opposition entgegenzuarbeiten. Das deutsche Volk fürchtet den Krieg ebenso sehr, wie es das englische und französische Volk tut. Hitler, der diese Lage kennt, würde nie gewagt haben, einen Krieg wirklich zu beginnen.

Ich bin der festen Überzeugung, daß Chamberlain ein Faschist ist, und daß er über die wirkliche Lage wohl unterrichtet war. Es hat keinen Sinn, diese Dinge zu verheimlichen. Es gibt in England eine wachsende Partei, die stark zum Faschismus hinneigt, vielleicht nicht, weil sie an ihn glaubt, sondern weil sie Rußland fürchtet.“

So erklärte Thomas Mann kürzlich einem Interviewer der 'New York Times', der ihn in seinem neuen Heim in der Universitätsstadt Princeton besuchte.

Dies ist dieselbe friedliche kleine Stadt im Staate New Jersey in der auch Albert Einstein lebt. Thomas Mann hat erklärt, daß er amerikanischer Bürger werden will, und bereits heute spielen er und Einstein eine bedeutende Rolle im öffentlichen Leben des Landes, das sich bereitfindet, jenen Ideen und Errungenschaften Asyl zu geben, die in Westeuropa heute mit Füßen getreten werden.

Wie hoch Einstein und Mann in den Vereinigten Staaten geschätzt werden, zeigt folgendes Ereignis. Kürzlich wurde auf dem Gelände der künftigen Weltausstellung eine aus besonders dauerhaftem Metall angefertigte Kapsel vergraben. In diese Kapsel wurden allerhand Dokumente eingeschlossen, die den Zustand der Kultur unserer Zeit bezeugen. Diese Kapsel soll erst in fünftausend Jahren von unseren Nachfahren ausgegraben werden; und in den Bibliotheken und Archiven des Landes werden besondere Karten aufgehoben, die vielleicht auch fünftausend Jahre überstehen können, und die kommenden Generationen verkünden sollen, wo die wertvolle Kapsel vergraben liegt.

Das Ganze, zugestanden, ist eine echt amerikanische Idee; sie beweist, wie optimistisch Amerika im Grunde doch die Welt betrachtet. Amerika hofft, daß die Menschheit die nächsten fünftausend Jahre überstehen wird.

Drei in Amerika lebenden Männern, die im Geistesleben führend sind, wurde gestattet, Botschaften an die Menschen der Zukunft zu richten. Diese Botschaften wurden in die Kapsel gesteckt.

Von diesen drei Männern sind zwei Deutschamerikaner: Albert Einstein und Thomas Mann.

Das amerikanische Volk, mit seiner großen demokratischen Tradition, ist bereit, seine Demokratie zu verteidigen. Der unerhörte Aufschwung der Gewerkschaften während der letzten Jahre — obwohl die Gewerkschaften noch immer in zwei große Gruppen gespalten sind — das Erwachen des unterdrückten, halbfeudalen Südens, und das Aufkommen immer neuer, fortschrittlich denkender politischer Gruppen beweisen die Lebendigkeit der amerikanischen Demokratie.

Diese Demokratie ist bedroht. Wir haben Chamberlains in Hülle und Fülle in den Vereinigten Staaten. Sie sitzen in den höchsten Stellen der Industrie und auch der Regierung. Wenn unser Gesandter in London Reden halten kann, die eine Art Anschluß und Gleichschaltung an den Faschismus fordern, ohne daß er sofort abberufen wird, spricht das Bände.

Im Außenministerium sitzt eine Gruppe von Männern, die die fortschrittliche, demokratische Außenpolitik des Präsidenten und des Staatssekretärs Hull sabotieren; zu ihnen gehört der Gesandte Kennedy. Nur widerwillig befolgt die Industrie die fortschrittlichen Arbeitsgesetze der Roosevelt-Regierung. Amerikanische und ausländische faschistische Agenten tauchen überall auf, organisieren Gruppen und Grüppchen; antisemitische und faschistische Zeitungen, Zeitschriften und Flugblätter erscheinen in Massen, gespeist aus dunklen Geldquellen — obwohl jedermann die Namen der Industriellen kennt, die das finanzieren.

Und da die amerikanische Demokratie die Verstärkung, die ihr aus Teilen der deutschen Immigration zukam, bewillkommet hat, so setzt die Reaktion in ihrer Propaganda an diesem, dem schwächsten Punkt ein. Wer Augen hat, zu sehen, kann eine planmäßige Kampagne gegen die fortschrittlichen deutschen Männer und Frauen erkennen — eine Kampagne, die mit all der Hinterlist und Geschicklichkeit geführt wird, deren amerikanische Propagandamethoden fähig sind.

So begann das new yorker Sonntagnachmittags-Sensationsblatt 'Enquirer' recht offen und unverhüllt gegen Thomas Mann zu schreiben, nachdem das offiziöse Organ der Erzdiözese Brooklyn, das 'Brooklyn Tablet' mit schönem Beispiel vorangegangen war. Das große Schlagwort ist: 'Go

back where you come from!' — 'Geh zurück, wo du herkommst!'

So wohlberechnet diese Angriffe auch sind, so fallen sie bei der Mehrheit des amerikanischen Volkes doch nicht auf fruchtbaren Boden. Im Gegenteil — soeben hat die große Universität Chicago den verbannten Eduard Benesch eingeladen, eine Professur zu übernehmen. Und viele deutsche Professoren lehren an amerikanischen Hochschulen.

Der Prozeß gegen die Nazi-Spione hat viel dazu beigetragen, Amerikas Volk die Tatsache bewußt zu machen, daß die Gefahr vor der eigenen Haustür steht. Da hatten sie gehofft, daß die dreitausend Meilen Ozean sie schützen würden, und hatten nicht bedacht, daß in den Büros der eigenen Schwerindustrie der Keim des Faschismus sitzt, und daß, nebenbei, auch der Ozean in vierundzwanzig Stunden überflogen wird.

In seiner Rede an das amerikanische Volk hatte Winston Churchill erklärt: „Es wird dunkel. Die Lichter gehen aus.“ Diese Rede, vom Radio nach Amerika übertragen, durfte das englische Volk nicht hören. Amerika weiß das. Amerikas Volk will das Licht brennend erhalten.

Eine besonders starke Wirkung hat der Spionage-Prozeß und was vorherging, auf die Deutschamerikaner. Der Deutschamerikaner hat eine starke Loyalität zur alten Heimat. Es ist schwer, ihm klarzumachen, daß die alte Heimat nicht identisch ist mit der Regierung, die sie beherrscht. Aber der Zwang der Umstände bringt ihnen diese Erkenntnis bei. Eine Atmosphäre macht sich bemerkbar, wie sie 1917 hier war. Spricht man deutsch in der Untergrundbahn, horchen die Passagiere auf, obwohl fremde Sprachen in diesem Babel nichts Außergewöhnliches sind. „Bist du etwa ein Nazi, oder gar ein Spion?“ fragen die Blicke. Deutschamerikanische Arbeiter haben es schwerer als andere, Arbeit zu bekommen. Deutsch-amerikanische kleine Geschäftsleute verlieren Kunden.

So beginnt man, sich von den Nazis zu distanzieren, die bisher einen großen Teil der deutschamerikanischen Organisationen und Kulturvereine beherrscht hatten. Im ganzen Lande hat diese Bewegung ein-

gesetzt, und die Nazis wurden in die Defensive gedrängt. Es wird ihnen immer schwerer und schwerer, Hallen für ihre Versammlungen zu bekommen. Die deutschen Vereinshäuser — das Turnvereinshaus in New York und das Pionierhaus in Oakland, California, zum Beispiel — schließen die Nazis aus. Und der ‚Deutsche Tag‘ im Madison Square Garden von New York, der bisher von den Nazis dominiert war, fand dieses Jahr zum erstenmal seit 1932 ohne die Nazis und ohne Vertreter des „Dritten Reiches“ statt. In vielen Städten, im Osten, Mittelwesten, Westen und Süden des Landes, demonstrierten Tausende von Amerikanern, darunter viele Deutschamerikaner, gegen Nazi-Versammlungen, und ganz besonders gegen die „Sudetensiegesfeiern.“

Die Kräfte der deutschen Kultur konsolidieren sich. Die Wiederbelebung des Schutzverbandes Deutschamerikanischer Schriftsteller beweist das.

Oskar Maria Graf hat mir gesagt, daß er seine Rede zur Reorganisation des Schriftstellerverbandes ans ‚Wort‘ gesandt habe, ich brauche auf diese grundlegende und wichtige Rede daher an dieser Stelle nicht weiter einzugehen. Es sollte jedoch berichtet werden, daß diese Rede in wertvoller Weise von den Kollegen ergänzt wurde, die schon länger in den Vereinigten Staaten leben. Eine enge Verbindung mit dem amerikanischen Kulturleben wurde gefordert. Und vor allem wurde betont, daß der Schriftstellerverband es unternehmen müsse, die deutschamerikanischen Schriftsteller und Redakteure zu unterstützen, die im ganzen Lande mit ihren kleinen deutschamerikanischen Zeitungen einen erbitterten Kleinkampf gegen die Nazis führen.

Durch die Inserate der Schifffahrtslinien und Importfirmen setzen die Nazis alle deutschamerikanischen Zeitungen unter Druck. Kein Wort gegen das Hitler-Regime ist erlaubt. Wenn der Redakteur einer deutschamerikanischen Zeitung im Mittelwesten einen Brief an meine Redaktion im ‚Deutschen Volksecho‘ schickt und mich anfleht, ihm doch um gotteswillen Antinazi-Material zur Verfügung zu stellen, das er irgendwie einschieben könne, so bezeichnet das die Lage im Pressewesen einigermaßen. Und noch bezeichnender ist,

wenn derselbe Mann mich in einem Postskriptum bittet, dieses Material doch an seine Wohnung zu schicken, da er in der Redaktion einen Nazispitzel sitzen habe...

Gestern erst kommt mir die letzte Ausgabe der einzigen deutschen Zeitung im Staate Florida, des ‚Florida Echo‘ in Miami, auf den Schreibtisch. Auf der ersten Seite steht in fettem Typ die Notiz, daß Hapag und Norddeutscher Lloyd der Zeitung ihre Inserate entzogen haben, weil der Redakteur, Partak heißt er und ist ein tapferer Österreicher, nicht nach der Pfeife der Nazis tanzen wollte. Partak schreibt, ein wie schwerer wirtschaftlicher Schlag dies gegen das kleine Blatt ist — daß er aber fortfahren werde, für Freiheit, Frieden und Demokratie zu schreiben im Sinne der großen deutschamerikanischen Tradition. Solche Männer müssen Rückhalt finden im Schriftstellerverband. Sie müssen wissen, daß sie nicht allein und nicht auf verlorenem Posten stehen. Der Schutzverband sollte einen regelmäßigen Pressedienst einrichten, um Material an alle diese Zeitungen zu schicken, die bisher nur von dem Nazi-Pressedienst ‚Transocean‘ beliefert werden. Denn schließlich beeinflussen diese Blätter direkt und indirekt sieben Millionen Deutschamerikaner — die größte Anzahl deutschsprechender Menschen außerhalb der Grenzen unserer armen unterdrückten Heimat.

Im Vorstand des Schutzverbandes sind Oskar Maria Graf, als Präsident, Manfred Georg, als Sekretär, Ferdinand Bruckner, als zweiter Vorsitzender — und eine ganze Anzahl wichtiger Freunde sind im erweiterten Vorstand.

Eine zweite grundsätzliche Rede hielt Graf bei dem vom ‚Deutschen Volksecho‘ veranstalteten Heartfield-Abend in den Räumen der ACA-Galerie, die eine Heartfield-Ausstellung veranstaltete. Viele starke Sachen Heartfields fehlten allerdings, mußten fehlen, weil der arme Jonnie zur Stunde noch in der prager Mausefalle sitzt*. Am meisten deprimiert von dem Fall der Tschechoslowakei und vom münchener Verbot sind die politisch am wenigsten bewußten Immigranten. Die andern hat es zu politisch verstärkter Aktivität geführt. Wir hatten erst angenommen, daß der kampfbefähigte Sieg Hitlers die Nazis hier un-

* saß — d. Red.

erhöht stärken würde. Aber wir täuschten uns. Gerade die letzten Wochen haben immer größere Niederlagen der Nazis hier gebracht.

Man konzentriert alle Kräfte darauf, während der Notzeit in Amerika die deutsche Kultur fortzusetzen, ihr eine Heimstätte zu bauen, aus der sie einem befreiten deutschen Volk wiedergegeben werden kann.

Es ist gut, daß sich die deutschen Verlage in Europa zusammengefunden haben, um in Amerika gemeinsam einen deutschen Verlag aufzubauen. Dieser Verlag wird sehr bald zu publizieren beginnen. Neuauflagen wichtiger Bücher stehen auf dem Programm, sowie eine ganze Anzahl Erstveröffentlichungen bekannter und noch unbekannter deutscher Autoren, die es vorgezogen haben, außerhalb des „Dritten Reichs“ in Freiheit und für die Freiheit zu schaffen. Gleichzeitig wird dieser Verlag, der „Alliance Book Corporation“ heißen wird, englische Übersetzungen dieser deutschen Autoren herausbringen. „Alliance Book Corporation“ arbeitet mit dem bekannten amerikanischen Verlag Longmas Green & Co. in Boston zusammen. Querido, Allert de Lange, und Bermann-Fischer sind die wichtigsten Verlage, die sich ursprünglich zur Schaffung der „ABC“ zusammengetan hatten. Dann kam auch Oprecht dazu. Es ist sehr schade, daß diese Verlage anscheinend noch nicht daran gedacht haben, auch den Malik-Verlag für dieses Unternehmen heranzuziehen, der sicher wertvolle Erfahrungen und wichtige Autoren beizutragen hätte. Vielleicht kann das noch nachgeholt werden, und hoffentlich rennen wir mit diesem Vorschlag offene Türen ein.

Gleichzeitig soll der Vertrieb der Bücher vereinheitlicht werden und von einer Zentralstelle ausgehen, die selbstverständlich organisatorisch, propagandistisch und finanziell stärker sein würde, als was wir bisher auf diesem Gebiete hatten. Ich glaube, man muß diese Entwicklung im Interesse des freiheitlichen deutschen Buches begrüßen, und man kann nur bedauern, daß erst so spät an die Verwirklichung eines politisch und literarisch so wichtigen Projektes gegangen wurde.

Das Unternehmen kommt zweifellos zu einer sehr günstigen Zeit. 1939 ist das Jahr der new yorker Weltausstellung, und aus

ganz Amerika werden die Menschen zusammenströmen. Eine gute Gelegenheit wird sich bieten, das freie deutsche Buch an deutschsprechende Amerikaner heranzubringen, die bisher von keiner antifaschistischen Schrift erreicht werden konnten. Es wird bekannt sein, daß das „Dritte Reich“ darauf verzichtet hat, an der Weltausstellung teilzunehmen. Hier ergab sich eine Möglichkeit für die deutschen Antifaschisten, dem amerikanischen Publikum und der Welt einiges vom wahren Deutschland zu zeigen.

Der Vorschlag, eine antifaschistische deutsche Ausstellung auf der „Worlds Fair“ zu haben, ging von Amerikanern aus. Nachdem die Hitler-Regierung verzichtet hatte, schlug die Abendzeitung „New York Post“ in mehreren Leitartikeln vor, daß die deutschen Immigranten in Amerika genug Kräfte haben sollten, eine Ausstellung des anderen, des wahren Deutschland durchzuführen. Das Blatt veröffentlichte in der Folge eine Reihe Zuschriften aus dem Publikum, die begeisterte Zustimmung ausdrückten. Ein Komitee wurde geschaffen, daß die Idee einer wahren deutschen Ausstellung auf der „Worlds Fair“ in die Tat umsetzen sollte. Dieses Komitee besteht aus Vertretern verschiedener deutscher, deutsch-amerikanischer und amerikanischer Organisationen. Der Schwierigkeiten wurde sich das Komitee bald bewußt. Es war kein Handelsunternehmen, das von der Weltausstellungsbehörde Raum verlangen konnte, um Industrie- oder landwirtschaftliche Produkte auszustellen. Es vertrat keinen Staat, keine Regierung — auch auf dieser Basis konnte es nicht verlangen, ein Gebäude in Flushing, auf dem Gelände der Ausstellung, errichten zu dürfen. Und es hatte nicht einmal genug Geld, um zwei Säcke Zement kaufen zu können — von der Errichtung eines Baus ganz zu schweigen.

Zunächst mußte man von den Behörden als Verhandlungspartner anerkannt werden. Die Beamten der Weltausstellung zeigten sich skeptisch. Grover Whalen, der die „Fair“ leitete, war früher einmal Polizeipräsident von New York gewesen, und die Whalenschen „Kosaken“ waren berüchtigt.

Schließlich fanden sich ein paar wichtige Amerikaner, unter ihnen Gouverneur Cross von Connecticut, die in Washington intervenierten. Und dann kam die Zusicherung vom Department of State, vom Außenmini-

sterium, daß nichts gegen eine Ausstellung deutscher Kultur einzuwenden sei. Das provisorische Komitee war anerkannt. Die Widerstände bei der Ausstellungsbehörde waren keine Widerstände mehr, als man den Brief des Staatsdepartments vorzeigen konnte.

Bleibt die finanzielle Frage zu lösen. Das Komitee braucht mehrere hunderttausend Dollar — für Grundrente, für Baukosten, Ausstellungskosten, Administration und so weiter. Aber man hofft, daß dieselben amerikanischen Kreise, die auch bisher der Idee einer deutschen Kultur-Ausstellung günstig gegenüberstanden, helfen werden, die notwendigen Mittel aufzutreiben.

Inzwischen wurde das Komitee unterteilt in ein amerikanisches Komitee, dem die Lösung der finanziellen und repräsentativen Seite der Frage obliegt — und in ein deutsches Komitee, daß die Ausstellung selber zu schaffen haben wird. An der Spitze dieses Komitees steht provisorisch Professor Tillich, der früher an der Universität Frankfurt tätig war und jetzt in New York lehrt.

Er und Karl August Wittfogel haben einen Plan entworfen, der eine Unterteilung der deutschen Ausstellung nach Ideen vorsieht: „Wahrheit“, „Freiheit“, usw. Der Plan hat vieles für sich, hängt in der Durchführung aber von dem zur Verfügung stehenden Material ab und von den Geldern, die sich beschaffen lassen.

Daß das wahre Deutschland — wenn auch nur in bescheidenem Maße, in einem kleinen Gebäude — sein Gesicht und sein Wesen zeigen kann, während die Nazi-Barbarei sich selber von der Weltausstellung verbannt hat, ist eine Demonstration ganz eigener Art, die ihre Wirkung auf die Welt und auf Amerika nicht verfehlen wird.

Stefan Heym

Paris

Die deutsche und die österreichische Opposition waren auf dem diesjährigen Volksfest der „Humanité“ in dem Waldparkgelände von Garches bei Paris durch eigene Pavillons vertreten. Der österreichische Pavillon war eine einzige flammende Anklage gegen die brutale Besetzung und Unterdrückung Österreichs durch die Faschisten. Der deutsche Pavillon stand unter dem Motto „Deutschland im Kampf für

Frieden und Freiheit“ und kündete unter den Jahreszahlen „1525—1838—1938“ von dem jahrhundertlangen **Freiheitskampf** des deutschen Volkes. Der Pavillon selbst hatte die Form eines deutschen Bauernhauses, dessen Inneres von dem Bauernkriege im 16. Jahrhundert, dem Ringen um die demokratische Freiheit im Jahre 1848 und dann vor allem von dem heutigen Freiheitskampf des deutschen Volkes, seiner Schwere und seiner Größe, seinen Aufgaben und deren Lösung durch den Zusammenschluß aller freiheitlichen Kräfte des deutschen Volkes in der Volksfront Zeugnis ablegte. Vor dem Pavillon, der von der Jury mit dem dritten Hauptpreis ausgezeichnet wurde, erhob sich der „Sendeturm des deutschen Freiheitssenders 29,8“. Zum Abschluß des Festes in Garches wurde eine Botschaft dieses illegalen Senders an das französische Volk übertragen, in der in französischer Sprache ein Bekenntnis über den Freiheits- und Friedenswillen des deutschen Volkes und seinen Wunsch nach freundschaftlicher und brüderlicher Zusammenarbeit mit allen anderen Völkern, insbesondere dem französischen Volk, abgelegt wurde.

Das „Initiativkomitee deutscher Friedensfreunde“ veröffentlichte in der vorletzten Septemberwoche einen Aufruf „Schaffen wir die Einheit des Friedens!“ Unterzeichnet war dieser Aufruf unter anderem von Georg Bernhard, Willi Bredel, Hermann Budziszewski, Franz Dahlem, Bruno Frei, Prof. Alfons Goldschmidt, Arthur Holitscher, Rudolf Leonhard, Erika und Klaus Mann, Prof. Siegfried Marck, Paul Merker, Carl Misch, Kurt Rosenfeld, Anna Seghers, Paul Westheim und Arnold Zweig.

Am 20. September fand unter dem Vorsitz von Heinrich Mann eine Tagung von Anhängern der deutschen Volksfront statt. Heinrich Mann betonte einleitend, daß es gelte, in dieser schicksalsschweren Stunde alles Trennende zurückzustellen und die Stimme der deutschen Opposition einheitlich zum Ausdruck zu bringen. Nach einer eingehenden Aussprache wurden zwei von Heinrich Mann vorgelegte Aufrufe angenommen, deren erster an das deutsche Volk gerichtet war und zur Einigung für den Sturz Hitlers aufforderte, während sich der zweite an die Völker der demokratischen

Länder wandte, um sie auf die Millionen unversöhnlicher Feinde Hitlers in Deutschland selbst und den unlösbaren Zusammenhang des Freiheitskampfes des deutschen Volkes mit dem Kampfe der gesamten Welt für Freiheit und Frieden hinzuweisen. Weiter wurde von der Versammlung ein Ausschuß aus Hermann Budzislowski, Alfred Kantorowicz und Carl Misch eingesetzt, der bevollmächtigt wurde, auch in Abwesenheit Heinrich Manns alle im Sinne der Volksfront notwendigen Schritte zu unternehmen.

Der „Schutzverband Deutscher Schriftsteller“ nahm seine Tätigkeit nach den Ferien mit einem Autorenabend *Hans Marchwiza* wieder auf, der — nach jahrelanger Abwesenheit — Zeugnis ablegte von seinen Erlebnissen als Dichter und Soldat in Spanien. An diesem Abend führte der SDS zum ersten Male öffentlich eine Sammlung im Rahmen einer gemeinsamen Aktion mit der französischen Sektion der „Internationalen Schriftstellervereinigung zur Verteidigung der Kultur“ zugunsten der Tschechoslowakei durch, eine Sammlung, die später für die tschechoslowakischen Flüchtlinge bestimmt wurde. Ferner brachte der SDS den tschechoslowakischen Schriftstellern in einem Schreiben seine Solidarität im Kampfe für die gleichen Ideale der Freiheit, des Friedens, der Demokratie und der Humanität zum Ausdruck.

Von den weiteren Veranstaltungen des SDS ist weiter eine Vorlesung *Friedrich Wolfs* aus eigenen Werken hervorzuheben. Einen besonderen Höhepunkt bildete dann die Feier, die der SDS anlässlich des sechzigsten Geburtstags *Alfred Döblins* veranstaltete. Bei dieser Feier kam die brüderliche Verbundenheit der deutschen Schriftsteller aller Richtungen im gemeinsamen Kampf sehr sichtbar zum Ausdruck. Vier so bedeutende und dabei so verschiedenartige Schriftsteller wie Arnold Zweig, Anna Seghers, Hans Siemsen und Ludwig Marcuse hatten sich zusammengefunden, um Döblin zu feiern. In ihren Ansprachen kam ihre Verbundenheit mit dem großen kämpferischen Romancier Döblin genau so zum Ausdruck wie die gemeinsame Kampfstellung, die sie, gerade bei aller künstlerischen Selbstständigkeit, in der gemeinsamen antifaschistischen Front für die Freiheit des

Geistes und des vom Faschismus unterdrückten Menschen überhaupt zusammengeführt hat. Döblin selbst faßte dies nach einem kurzen Rückblick auf längstvergangene Literatenkämpfe in den Worten zusammen: „*Wie nötig ist es, gemeinsam zu sein, und wie schrecklich, allein zu bleiben!*“ Zuletzt las Döblin das Anfangskapitel eines auf sechs Bände berechneten Werkes, das die deutsche Entwicklung seit dem 9. November 1918 behandelt und dessen erster Band im Manuskript abgeschlossen vorliegt, und bestätigte wieder einmal seine große, starke, fortreibende epische Kraft und Gestaltungsgabe.

Anderthalb Wochen später las *Leonhard Frank* im SDS ebenfalls das Anfangskapitel seines in Arbeit befindlichen Werkes, des Romans „Das Mädchen ohne Hände“. Frank trat damit zum ersten Male seit 1933 wieder öffentlich hervor. Egon Erwin Kisch leitete diesen Abend mit einem heißen Bekenntnis zu dem urdeutschen Dichter und geradezu klassischen Prosaisten Leonhard Frank ein, der nach langem Schweigen im entscheidenden Augenblick immer wieder zur Stelle gewesen sei, im Weltkriege und 1918, 1933 und heute, um durch die Tat einzutreten für die Einheit und Freiheit alles geistigen Schaffens.

Schließlich ist noch ein Autorenabend *Walter Mehring* zu erwähnen, der einige seiner scharfgeschliffenen Satiren in Vers und Prosa vortrug und einleitend mit der totalitären faschistischen Diktatur der Lebensvernichtung abrechnete, seinem Glauben an den schließlichen Sieg des Geistes und der Herzen über die rohe Gewalt Ausdruck gab und die Solidarität mit allen Unterdrückten als einzige Haltung, die es heute gegenüber der Barbarei gebe, kennzeichnete.

Mitte Oktober wurde das „Deutsche Kulturkartell“ als Zweckverband der in Frankreich bestehenden Kulturorganisationen der deutschen Emigration gegründet. An der Gründung waren beteiligt der SDS, der Freie Künstler-Bund, der Verband deutscher Journalisten in der Emigration, die Vereinigung Deutscher Bühnenangehöriger, der Volkschor, die Freie Deutsche Hochschule und die Deutsche Volkshochschule. Das „Deutsche Kulturkartell“ erstrebt ein einheitliches Vorgehen der angeschlossenen Verbände in allen gemeinsamen kulturellen

Angelegenheiten, gegenseitige Hilfeleistung in der praktischen Arbeit, Pflege der Verbindungen zu den Organisationen und Persönlichkeiten des Gastlandes und zu der deutschen Emigration in den anderen Ländern. Ihre erste praktische Verwirklichung fand diese Gemeinschaftsarbeit in der Herausgabe eines monatlich erscheinenden Mitteilungsblattes 'Freie Kunst und Literatur', von dem soeben die zweite Nummer erschien. Das Blatt dient dem 'Deutschen Kulturkartell' und den angeschlossenen Verbänden als Organ und verfolgt zugleich das Bestreben, die Mitglieder und Freunde dieser Organisation zu gemeinsamer Arbeit zusammenzufassen. Außer diesen organisatorischen Mitteilungen will die 'Freie Kunst und Literatur' einerseits über die eigene Kulturarbeit und andererseits über die Kulturvernichtung durch den Faschismus unterrichten. Die erste Nummer der Zeitschrift war mit einer Zeichnung Eugen Spiros 'Thomas Mann am Vortragstisch' geschmückt, die zweite mit einer Zeichnung Heinz Lohmars, die Alfred Döblin darstellt und deren Original dem Dichter anlässlich der Feier seines sechzigsten Geburtstages im SDS überreicht wurde.

K. B.

SCHRECK IM RADIO

Die Vereinigten Staaten haben eine der merkwürdigsten Erfahrungen gemacht: die Probe auf das Exempel faschistischer Propaganda.

Ein Radiospiel nach einem Roman von H. G. Wells, das eine Attacke der Marsbewohner auf die Erde schildert und die englische Landschaft des Romanciers in die amerikanische von Princeton und New Jersey verwandelt hatte, verursachte eine Panik, die sich über das ganze Land erstreckte. Das von dem jugendlichen Verfasser Orson Welles, der soeben Büchners 'Dantons Tod' für die Broadway-Bühne (mit Sokoloff als Robespierre) bearbeitet hat, geschickt montierte Stück wurde für bares Geschehen genommen. Während im Radio die Gasbomben der Marsleute krachten und Berichte von meteorologischen Stationen neue Marsgeschwader im Anflug auf die amerikanische Küste signalisierten, rannten allenthalben Männer und Frauen, die Gesichter mit nassen Tüchern bedeckt, auf die Straßen und Polizeistationen, Thea-

ter- und Filmvorstellungen wurden unterbrochen, Nationalgarden und Rote-Kreuz-Schwesteren bemühten sich um Mitteilung ihrer Mobilisierungsorte, kurz Tausende von Menschen waren außer Rand und Band. Als sie nachher erfuhren, daß sie die Opfer ihrer eigenen Unaufmerksamkeit geworden waren und die einleitende Ankündigung des Ansagers überhört hatten, waren sie sehr böse und schrieben wütende Zuschriften an die Presse.

Aber diese Geschehnisse sind über ihren episodisch-sensationellen Charakter hinaus interessant. In der Reaktion der Öffentlichkeit. Diese stellte sich durchaus nicht auf den Standpunkt, daß nun das Radio etwa unter Zensur gestellt werden müsse. Im Gegenteil, die Mehrzahl der Blätter und der diesen zugehenden Publikumsstimmen nahm entschieden Stellung gegen die Versuche reaktionärer Kreise, den Vorfall zu einem Vorstoß gegen das freie Radio auszunutzen. Die Dummheit und Urteilslosigkeit Einzelner dürfte nicht ausgenutzt werden. Es sei ja zu verstehen, wenn nach den vergangenen Wochen der europäischen Krise die Gemüter für Schreckensnachrichten disponiert gewesen seien, aber nicht das Zeigen, sondern das Verschweigen der Dinge führe zu Katastrophen. An diesem Beispiel sehe man so recht die Wirkungsmöglichkeiten des Faschismus. Hier, mitten im Frieden, sei es dem Radio gelungen, innerhalb einer Viertelstunde eine außerordentliche Kriegspsychose und Panik zu erzeugen. Warum? Weil die Hörer keine eigene Urteilskraft besessen hatten. Ein paar einfache Überlegungen oder Erkundigungen hätten für jeden Ängstlichen genügt, um die Wahrheit zu erfahren.

In der 'Herald Tribune' schrieb Dorothy Thompson einen Artikel, in dem es hieß:

„Orson Welles und sein Theater haben einen besseren Beitrag zum Verständnis des Hitlerismus, des Mussolinismus und anderer — Ismen geliefert als alle Schriftsteller zusammen. Er hat die Erscheinung des Massenwahns ad absurdum geführt. Er hat mehr Licht auf die Ereignisse in Europa, die zum Abschluß des Münchner Pakts führten, geworfen als alle Journalisten und Kommentatoren zusammen...“

Das trifft den Kern. Die rasenden Neger, die mit Sack und Pack aus den Wohnungen flüchteten, und die zahllosen Hysteri-

ker, die die Zeitungen anriefen und bereits bericateten, sie hätten feindliche Luftschiffe landen sehen, sie alle sind die Objekte Hitlers und Mussolinis. Die künstliche Aufbauschung der faschistischen Macht und die Propaganda des Bluffs mit Zahlen und Erfolgen, die beide nicht stimmen, hatten in Frankreich und England jene Massens Stimmung ausgelöst, die es Chamberlain erlaubte, eine der schändlichsten Betrügereien der Weltgeschichte zu begehen. Frau Thompson fährt in ihrer Betrachtung ganz richtig fort:

„Die faschistische Propaganda-Technik und Massenpolitik, die sich selbst Demokratie nennt, besteht darin, Furcht zu verbreiten. Furcht vor . . . Roten, Juden, einer Hungersnot, einem äußeren Feind — und diese Furcht auszunutzen, um gegen einen sogenannten Schutz die Versklavung des Beschützten zu erreichen. Ich schrieb neulich bei der Betrachtung der europäischen Ereignisse: gewinnen wird der, der den anderen zuerst zu Tode erschrecken kann. Das englische Volk wurde zuerst zum Gehorsam gegen eine bestimmte Politik gebracht durch eine Rede und ein paar Schützengraben im Hyde-Park. Und gleich darauf verleitete man es zu hysterischem Jubel über eine katastrophale Niederlage seiner eigenen Demokratie. Mr. Welles übertraf alle Politiker. Er zeigte in einer vollendeten Demonstration, daß die Gefahr nicht vom Mars, sondern von der theatralischen Demagogie droht.“

Manfred Georg

VOR ZWANZIG JAHREN

Mächtige Nebelmassen wälzten sich über Ufer und Deiche, man hätte meinen können, der Himmel wäre ins Meer gefallen und kröche nun grau und regenschwer ins Land. Feuchte Kälte, die der Nebel brachte, machte das letzte Blätterwerk an Bäumen und Sträuchern faulen. Die Marschbauern verließen nur ungern ihre festen Häuser. Sie dichteten sorgfältig die Ritzen an den Fenstern und Türen mit alten Stoffresten ab und schürten fleißig die Glut in den Kaminen.

Nicht weit hatte es der Nordseenebel, um die große Stadt zu erreichen; er senkte sich über die Dächer, ballte sich in den Straßen und auf den Plätzen; er machte

den Menschen das Atmen schwer. Wie ausgestorben schien die Stadt. Vereinzelt Fußgänger nur sah man in einer breiten Hauptstraße der Innenstadt. Polizisten in langen schwarzen Pelerinen standen vor den Eingängen der großen Kaufhäuser; die Staatsgewalt schien dem Volk bei Nebel nicht zu trauen. Eine Straßenbahn ratterte geisterhaft die leere, vernebelte Straße hinunter.

Nicht der Nebel allein hatte die Menschen in ihre Wohnhäuser getrieben; schicksalsschwere Ereignisse lagen über der Stadt, über dem ganzen Land. Gerüchte jagten einander, schwirrten von Haus zu Haus, von Ohr zu Ohr, und ein lähmendes Entsetzen hatte alle gepackt; jeder wartete, wartete und wußte doch eigentlich nicht auf was. Vier Kriegswinter waren überstanden, überstanden trotz Blutopfer und Hungersnot. Der fünfte stand bevor, und dieser würde nicht überstanden werden, das war gewiß. Das wußten alle, die frierend und hungernd in ihren Wohnungen saßen und warteten. Und das Raunen, das durch die Stadt ging, von Haus zu Haus, von Wohnung zu Wohnung, war täglich stärker geworden, gewisser, drohender. Die Fronten sind durchbrochen!

Die Matrosen haben sich erhoben! Lebensmittelgeschäfte sind geplündert! Schluß mit dem Krieg! Schluß! Frieden! Frieden und Brot! Waren es nur Gerüchte? Von Wünschen diktierte Gerüchte? Wie sollte das alles werden bei der Mattheit und Mutlosigkeit, die in den Menschen war? Dieser Winter konnte nicht vorübergehen, wie der vorjährige; es mußte ein Ende kommen; es war nicht mehr zu ertragen.

Diese Gewißheit war so stark, daß sie die Mauern und verriegelten Tore des Gefängnisses überwand und die aufgemergelten Insassen in krankhafte Unruhe versetzte. Gleich Tieren witterten sie die Nähe des Kommenden. Keinen Besuch empfangen sie, durften keine Zeitungen lesen, keine Gespräche miteinander führen; sie wußten nicht, was in der Welt draußen vorging, doch in den immer vergrämter, immer bestürzter werdenden Gesichtern ihrer stummen Wächter lasen sie mit wachsender Erregung. Sie horchten angestrengter denn je auf jeden Laut, auf jeden unbekannten Schritt vor ihren Zellen, auf jedes von den Kalfaktoren hingeworfene Wort; nichts gab

es, das nicht ihre Phantasie arbeiten ließ. „Das Essen wird täglich besser, was?“ hatte mit toderntem Gesicht der kleine flinke Möhmann gesagt, der erste Kalfaktor der Station. Ein Hohn — denn der Fraß wurde täglich schlechter. Es war demnach ganz offensichtlich, daß er etwas anderes meinte als das Essen. Auch wußte er ja, daß der junge Gefangene, dem er es sagte, ein Politischer war, ein Kriegsgegner...

„Wird täglich besser...?“ Das konnte sich nur auf die Ereignisse außerhalb des Gefängnisses beziehen. Ganz unzweifelhaft. Und der Wachtmeister, der dicke Grobian Papke, hatte dabeigestanden, ein finsternes Gesicht gezogen und geschwiegen, obwohl das Sprechen strengstens untersagt war... „Täglich besser...?“ War also doch etwas an den Gerüchten, die seit einigen Tagen wieder verstärkt umherschwirrten, an die der Gefangene Fiets aber nicht recht glauben wollte, weil sie ihm zu toll schienen? Jetzt jedoch hatte er seine kleine, eiskalte Hand auf dem halboffenen Mund liegen, als sollte sie einen Jubelschrei zurückhalten... „Es wird täglich besser“, hatte er gesagt...! Wenn dem so wäre...? Ach, wenn dem so wäre...! Er zweifelte noch. Frühere Enttäuschungen warnten ihn. Und er hatte Furcht vor neuen Enttäuschungen. Hinterher war alles um so schwerer. Doch es war so seltsam seit einiger Zeit. So viele Anzeichen gab es... Und wieder stieg die Hoffnung in ihm auf, die große Hoffnung, diese schon oft verlorene, stets wiedererkämpfte Hoffnung: „Wenn dem so wäre... Ende des Krieges, Arbeitermacht, Sozialismus, Leben in Arbeit, in Glück, in Freude... Es wird täglich besser... Es wird täglich besser...“ Die übergroße Freude legte sich ihm auf die Kehle; er rang nach Luft, warf sich dann plötzlich auf die Pritsche und begann zu schluchzen. Vor Freude. Und aus heimlicher Angst vor neuer Enttäuschung.

Der Novembereinbruch hatte die ganze Stadt verschluckt; die Türme und die hohen Kaufhäuser waren verschwunden, das wenige Erkennbare hatte ein unwirkliches spukhaftes Aussehen.

Vor dem Gewerkschaftshaus, ganz nahe dem Hauptbahnhof, standen Arbeiter in dichten Haufen. Sie forderten von den Gewerkschaftsführern Aufklärung, wollten

wissen, was an den Gerüchten sei, die in den Vororten umliefen, wollten wissen, was sie zu tun hätten.

Die Gewerkschaftsführer hielten sämtliche Türen verschlossen und saßen nervös vor ihren großen Schreibtischen. Mancher von ihnen rief nach der Polizei, die indes nicht kam. Telefonisch standen sie fortwährend mit dem ebenso ratlosen Generalkommando des in Altona stationierten Armeekorps in Verbindung.

Unterdessen wuchsen die Ansammlungen vor dem Gewerkschaftshaus. Unvorstellbar schnell lief die Parole durch die Vororte: „Nach dem Gewerkschaftshaus!“ Die Nachtschichten der Großbetriebe gingen nicht arbeiten, sondern nach dem Gewerkschaftshaus, und die Arbeiter, die aus den Betrieben kamen, gingen nicht nach Hause, sondern gleichfalls nach dem Gewerkschaftshaus.

Aber dort blieben die Türen verschlossen. Der kommandierende General zeigte sich unfähig, eine Entscheidung zu fällen, so sehr ihn die Gewerkschaftsführer auch darum anflehten.

Wahre und falsche Gerüchte wurden von der erregten Menge erzählt. Daß die Oberste Deutsche Heeresleitung dem Feinde ein Waffenstillstandsangebot gemacht hatte, stand bereits in den Zeitungen, auch, daß ein Prinz Max von Baden, den niemand kannte, Reichskanzler geworden sei, und Philipp Scheidemann, den alle kannten, in diese Regierung eingetreten war. Was hieß das: ein Sozialist in einer kaiserlichen Regierung? Doch darüber wurde weniger diskutiert, als über das, was aus Kiel kam: die Matrosen sollten Revolution gemacht haben, auf den kaiserlichen Kriegsschiffen die rote Fahne gehißt sein. Flensburg, Schleswig, Neumünster hätten sich, so hieß es, den Matrosen angeschlossen. Überall wurde gestreikt. Die wandsbecker Dragoner und die ratzeburger Jäger, die den Matrosenaufstand unterdrücken sollten, hätten sich mit den Matrosen verbrüdet. Diese, wie sich bald zeigen sollte, tatsächlichen Begebenheiten wurden verworren und unübersichtlich durch erfundene, phantastische Gerüchte, die nichtsdestoweniger in diesem allgemeinen Wirrwarr geglaubt wurden: die Schlachtschiffe der englischen Flotte lägen bereits bei Brunsbüttelkoog in der Elbmündung, in Wilhelmshaven gebe es heftige Straßenschlachten, eigene Unter-

seeboote hätten drei Kriegsschiffe, auf denen die rote Fahne gehißt worden sei, torpediert, der Kaiser habe sich bereit erklärt, die Reservevorräte des Reiches zu verteilen, so daß in diesem Winter niemand zu hungern brauche. Dergleichen törichte Gerüchte, vermengt mit den bekannten, außerordentlich bedeutsamen Ereignissen, bildeten den Gesprächsstoff. In den Abendstunden dieses Tages fuhr durch Altona und Hamburg ein Personenauto mit vier Kieler Matrosen. In Altona waren einige Soldaten zu ihnen gestoßen, die plötzlich rote Bänder aus ihren Taschen zauberten, sie auf ihren Uniformrock hefteten und die kaiserlichen Kokarden von ihren Mützen rissen. Zwei schwangen sich auf die Trittbretter des Autos, die Gewehre verkehrt, mit dem Lauf nach unten geschultert, und zeigten den Matrosen den Weg nach dem Gewerkschaftshaus. Hier hatten sich die Arbeiter eine Versammlung erzwungen. Oppositionelle Sozialdemokraten sprachen. Als die Matrosen eintraten, empfing sie tosender Jubel der Tausende, die dicht an dicht in dem Riesensaal standen. Ein untersetzter, stämmiger Matrose, die Mütze keck in den Nacken geschoben, über dem blauen Marinerock eine grellrote Binde und im Gürtel eine furchteinflößende Mauserpistole, warf in die kurzen Pausen zwischen dem Beifallsgeschrei einige Worte in den Saal: „Kiels Matrosen und Arbeiter haben sich erhoben...!“ Er fuchtelte mit den Armen, wenn der Lärm seine übrigen Worte verschlang. „Wir wollen Frieden...!“ Abermals gingen seine Worte in tausendfachen Rufen und Händeklatschen unter. „Wir wollen eine Republik...!“ Viele waren sekundenlang starr vor Staunen. Dann wurde die „Internationale“ gesungen. Doch die vier Matrosen hatten es eilig. Schon nach der ersten Strophe bahnten sie sich einen Weg durch den Saal. Alle folgten ihnen. Der Versammlungsleiter klingelte, er hielt anscheinend die Kundgebung für noch nicht abgeschlossen; aber niemand hörte auf ihn. Vier bewaffnete Matrosen und einige tausend unbewaffnete Arbeiter zogen aus, Hamburg zu erobern. Eine Straßenbahn fuhr vorüber. Sie wurde angehalten. „He“, schrie der Matrose. „Schluß mit der Fahrerei! Wir wollen den Krieg beenden und Frieden machen. Komm runter, schließ dich uns an.“

Der Straßenbahnführer, ein kleines, dünnes Männchen mit einer Brille auf der spitzen Nase, starrte den Sprecher an, unfähig, ein Wort zu erwidern. Vom hinteren Perron blickte eine Frau in Schaffnerjacke hilflos auf die Menge, die den Straßenbahnwagen belagerte. Der Führer hatte sich wieder an seinen Platz begeben und ließ den Wagen anfahren. Mit einem Satz war der Matrose neben ihm. „Hast du nicht verstanden?“ schrie er. „Es wird nicht weitergefahren! Laß den Wagen stehen und schließ dich uns an.“

Der Alte stotterte verstört: „Dies... dies hier... hier ist mein Platz.“

„Irrtum“, schrie einer aus der Menge, „hier ist dein Platz.“

Der Straßenbahnführer nahm die schwere Kurbel vom Anlasser und verließ bedächtig den Wagen.

„Nicht übel“, meinte der Matrose, einen Blick auf die Kurbel werfend, „im Notfall kann man sie gebrauchen.“ Er wußte nicht, daß es Vorschrift war, die Kurbel beim Verlassen des Wagens abzunehmen. „Und du, Mutter“, wandte sich der Matrose an die Schaffnerin, „lauf nach Hause und guck nach den Kindern.“

„Nee, nee“, rief ein anderer, „laß sie nur mitkommen. Alle müssen mitkommen.“

„Werfen wir den Wagen um“, sagte ein Matrose.

„Wozu?“ fragte der andere.

„Nun, das hält den Verkehr auf.“

„Nicht schlecht. Los!“ schrie der Wortführer unter den Matrosen. „Kippen wir ihn um. Es braucht nicht mehr gefahren zu werden.“

Hundert Hände faßten an; im Nu lag der Wagen auf der Seite. Die Fenster zersprangen mit lautem Geklirr. Der Straßenbahnführer stand dabei, die Kurbel in der Hand.

Dann ging es weiter. Wohin? „Zum Gefängnis!“

„Zum Gefängnis! Unsere Kameraden befreien!“

„Und dann zur Kaserne, die Soldaten holen!“

Die Matrosen übernahmen die Führung. Unmittelbar hinter ihnen trippelte der Alte, hohe, alte, abgewetzte Filzschuhe an den Füßen, mit der Kurbel in der Hand.

Am Hauptbahnhof standen zwei Polizisten. Sie wurden umringt und gaben bereitwilligst ihre Waffen her. Der Haufe hatte

schon sechs Bewaffnete. Im Bahnhof gab es eine Wache, also auch Waffen. Hinein in den Bahnhof! Die Soldaten blickten erst recht verdutzt drein. Einer kraute sich bedenklich hinterm Ohr. Vierzehn Gewehre und vierzehn Seitengewehre, vier Revolver wurden mitgenommen; jetzt gab es schon achtunddreißig Bewaffnete und der Feldwebel der Bahnhofswache und zwei Soldaten schlossen sich dem Haufen an.

Das Gefängnis stand mitten in der Stadt: ein mit hoher Mauer umgebener roter Backsteinbau mit vielen kleinen, stark vergitterten Fensterquadraten. Nichts verriet, daß hinter diesen kalten Steinen tausende Menschen hockten.

Der Posten vor dem Gefängnistor blieb wie versteinert stehen, als er die Menge anrücken sah. Bevor noch der Matrose ein Wort an ihn gerichtet hatte, reichte der Soldat ihm sein Gewehr. Aber das Tor war verschlossen. Gewehrkolben forderten Einlaß. Es dauerte auch nicht lange und es wurde geöffnet. Schon kam Organisation in die Masse. Jener Matrose, der in der Versammlung gesprochen hatte, befahl, und alle gehorchten. Er, seine drei Kameraden und sechs weitere Bewaffnete betraten das Gefängnis. Die übrigen warteten im Vorhof. „Wollen Sie sämtliche Gefangene in Freiheit setzen?“ fragte ein Wachtmeister, der unaufgefordert die Führung übernommen hatte.

„Die Politischen und die armen Schlucker“, bestimmte der Matrose.

Sie gingen von Zelle zu Zelle. Entsetzlich abgemagerte Gestalten wankten wie trunken heraus, immer noch nicht fassend, daß dies Elend ein Ende haben sollte. Viele weinten. Andere wieder, die Wochen, Monate wie irr in der Zelle auf und ab gerannt waren, vermochten jetzt keine drei Schritt zu gehen; sie mußten hinausgetragen werden.

Fiete, der junge Gefangene, hörte den Lärm in den Gängen... War es so weit? Kamen sie...? War der Tag endlich gekommen...? Er trommelte mit seinen kraftlosen Händen gegen die eiserne Tür. Dann packte er seinen Holzschemel und schlug damit. Auch in den übrigen Zellen wurde nun gelärmt. Ein Höllenspektakel war plötzlich ausgebrochen.

Der Matrose schrie, daß es durch die riesige Gefängnishalle dröhnte: „Ruhe, Ka-

meraden! Ihr werdet alle befreit. Wir sind die Vertreter der Revolution.“

Fiete entfiel der Schemel. — „Revolution...? Revolution...?“ Er wich, den Blick starr auf die Tür geheftet, langsam bis an die Zellenwand zurück... „Revolution!“ Schläff hingen ihm die Arme am Körper. Er wollte das Wort, das heilige, das so ersöhnte, vor sich hinsprechen. Ihm fehlte die Kraft. Doch denken konnte er es: „Revolution... Revolution...!“

Vor seiner Tür standen sie. Er horchte. „Das ist ein Politischer“, hörte er sagen. Die Tür öffnete sich, und Fiete sah einen Matrosen mit roter Armbinde und einer Pistole in der Hand und er brach bewußtlos zusammen.

Der Matrose trug ihn auf seinen Armen hinaus und die Treppen hinunter zu den anderen. Fiete hatte den linken Arm um den festen Nacken seines Befreiers gelegt. „Wie heißt du?“ Es war das erste Wort, das er zu sagen imstande war. Der Matrose lächelte und antwortete: „Max.“

„Bekomme ich auch ein Gewehr?“ fragte Fiete.

Der Matrose lächelte wieder und erwiderte „Wirst du es halten können?“

Da wollte Fiete nicht mehr länger getragen werden, und der Matrose stellte ihn auf die Beine.

Als sie kurz darauf weiterzogen, waren sie um vierundzwanzig Bewaffnete und mehrere hundert befreite Gefangene stärker geworden. Der Matrose Max warf einen stolzen Blick auf die Schar, die er anführte.

Dicht neben ihm marschierte Fiete, hager und mit spitzem, erdfahlen Gesicht; aber lachend, unbeschreiblich glücklich trug er ein Gewehr und in den Taschen achtzehn Patronen. Während sie marschierten, erzählte er seinem neuen Freund, warum er ins Gefängnis gekommen war, daß er Mitglied der antimilitaristischen Jugend sei und bereits vor eineinhalb Jahren Flugblätter gegen den Krieg hergestellt und verbreitet habe. Drei Jahre Gefängnis hätten sie ihm gegeben, aber — haha! — nicht einmal ein Jahr habe er davon abgemacht. Und er hat immer gewußt, daß er befreit werden würde. Nur, daß es so schnell käme, habe er gar nicht erwartet... Sein Vater sei schon 1914 in Flandern gefallen. Er wohne unten am Hafen in der Jakobstraße. Gewiß würde sich seine Mutter sehr ängsti-

gen. Sie arbeite auf der Schichauwerft als Schleiferin... Den Richtern damals habe er es gegeben! Die wollten wissen, wer noch an den Flugblättern mitgearbeitet habe. „Naiv sind diese Menschen, nicht? Was ich geantwortet hab? Ich hab ihnen gesagt, ich wäre froh, daß die nicht hier wären, sondern weitermachen könnten... Was der Richter gesagt hat? Gesagt hat er nichts, aber wütend war er, das hab ich ihm angesehen... Was lachst du denn?“ Der Matrose Max lachte aus vollem Halse. Er legte dem Jungen seinen schweren Arm auf die Schulter. So zogen sie durch die stockdunkle Stadt nach der Kaserne.

Als sie sich ihr näherten, kletterte Max auf einen Laternenpfahl und hielt an die Menge, die ihm gefolgt war, eine Ansprache. Er befahl allen, hier zu warten, und den Bewaffneten, unter keinen Umständen ohne seinen ausdrücklichen Befehl auf die Kaserne zu schießen. „Die Soldaten sind mit uns“, rief er, „daran ist kein Zweifel. Wir wollen uns verbrüdern, nicht beschießen!“ Darauf schritt er mit seinen drei Kameraden und einigen weiteren Bewaffneten, darunter auch Fiete, auf das Kasernentor zu. Die Arbeiter, die die ganze Breite der Straße füllten und dazu noch die angrenzenden Nebenstraßen, blieben abwartend zurück.

Es stand keine Wache vor dem Schilderhaus. Der Matrose klopfte mit dem Knauf seiner Mauserpistole gegen das große Holztor. Niemand kam, um zu öffnen. Es schien überhaupt in dieser Kaserne keine Menschen zu geben, so still war es, und doch mußten mehr als tausend Soldaten drinnen sein, die mit eigenartigen Gefühlen jenen Ereignissen, die nun auch an ihre Kaserne gekommen waren und eine Entscheidung forderten, entgegensehen.

Max trat einige Schritte vom Tor zurück und schrie durch die Nachtstille zu den dunklen Fenstern der Kaserne hinauf: „Holla! Ist denn niemand da? Oder fürchtet ihr euch vor einer Handvoll Menschen, die nicht als eure Feinde, sondern als eure Brüder, eure Genossen kommen?“

In dem Fenster, unmittelbar über dem Tor, wurde es hell, einen kurzen Augenblick nur, dann erlosch das Licht wieder. Aber jetzt wurde das Fenster geöffnet. Fiete sah, wie Max seine Mauserpistole langsam vor seinen Bauch schob und den Deckel des Holzfuttertals, in dem sie stak, aufklappte.

Im selben Augenblick fielen Schüsse, außerdem ertönten dumpfe Detonationen. „Nicht schießen“, schrie Max und rannte an die Kasernenmauer, wo die übrigen geduckt standen. „Verfluchte Bande! Gas!“ Aus dem Fenster war geschossen worden, gleichzeitig hatte man Tränengasbomben geworfen. Ein ekelhafter Gestank schwellte in der Straße. Die Augen schmerzten. Die Tränen liefen die Gesichter herunter.

Max überlegte. Wenn die Menge am Ende der Straße auseinanderstob, blieben sie nur einige Dutzend spärlich Bewaffnete. In der Kaserne aber befand sich ein ganzes Regiment... Plötzlich, als er sich unwillkürlich wie ratsuchend umwandte, fiel ihm auf, daß der Junge fehlte, der eben noch neben ihm gewesen war. Er rief. Er fragte die Umstehenden. Da sahen sie wenige Schritte vom leeren Schilderhaus einen Menschen liegen. Max stürzte hin: er war es, der Junge.

Max trug ihn an die Mauer. Kopfschuß. Tot. Die Kugel war oben in den Kopf eingedrungen und im Genick wieder herausgegangen. Der erste Tote der Revolution...

„Armer Kerl“, sagte Max. Er konnte wegen der Finsternis und der Tränen, die das Reizgas hervortrieb, das kleine, spitze, noch ganz jugenhafte Gesicht nicht mehr genau sehen. „Diese Niedertracht...! Feige Hunde!“ Der beizende Schmerz in den Augen wurde unerträglich. Er band sich ein Taschentuch vor Mund und Nase. Aber die Augen konnte das nicht schützen.

An der Kasernenmauer schlichen einige Gestalten heran.

„Achtung!“, flüsterte Max und zog seine Mauserpistole.

Es waren Arbeiter mit Gewehren. Sie fragten, ob man nun nicht die Kaserne stürmen müßte.

Max zeigte auf den Toten.

„Der Erste“, sagte einer der Arbeiter leise, um gleich hinzuzusetzen: „Also stürmen wir, oder was ist?“

In der Kaserne wurde Lärm vernehmbar. Licht flammte in einigen Fenstern auf. Schüsse fielen. Bald darauf wurde das Tor aufgerissen und Soldaten stürzten heraus, umarmten die Matrosen und Arbeiter und zogen sie mit sich in die Kaserne.

Vierunddreißig Offiziere wurden verhaftet. Zwei, die aus dem Fenster geschossen und die Gasbomben geworfen hatten, waren von ihren eigenen Leuten erschlagen worden.

Der Matrose Max gebot jetzt schon über ein ganzes Regiment.

Tage darauf hatte sich der Nebel verzogen, über Nacht war der Novembertag kristallklar geworden und die feuchte Kälte einer trockenen gewichen, die nicht unangenehm war. Aus allen Häusern strömten die Menschen und betrachteten verwundert die Welt, die plötzlich so ganz anders geworden war. Die Soldaten hatten sich die Kokarden von den Mützen gerissen. Viele trugen rote Armbinden. In den Staatsgebäuden saßen Arbeiter. Überall Arbeiter. Nun waren es die Reichen und die Gestrigen, die sich verkrochen. Sie wurden zum Teil aufgestöbert. Versteckte Lebensmittellager wurden in den Villen an der Alster und am Elb-Ufer beschlagnahmt und unter die Armen und Hungrigen aufgeteilt. Und stündlich trafen Nachrichten aus dem Reich ein. Allorts hatte die Revolution gesiegt, in München, in Köln, in Königsberg. In Berlin war die Republik ausgerufen worden. Der Kaiser war nach Holland geflohen. Und Friede war. Friede.

An einem der nächsten Tage bereiteten sich einige Matrosen vor, nach Berlin zu fahren. Autos wurden requiriert. Max übernahm das Kommando.

Vor der Abfahrt forschte er nach seinem toten Kameraden Fiete. Niemand wußte, wo die Leiche war, es hieß, auf dem Ohlsdorfer Friedhof.

Max fuhr mit zwei Kameraden hinaus. Vierzehn Revolutionsopfer waren bereits dorthin geschafft und beerdigt worden. Max fragte nach den Namen der Vierzehn. Namen wußte man nur von neun. Unter diesen war Fiete nicht.

Max ließ sich zeigen, wo die vierzehn begraben lagen. Es war ein abseits gelegener Platz. An der lockeren Erde sah man, daß es frische Gräber waren. Kein Namensschild war angebracht und keine Blume schmückte diese Stelle. Willi Bredel

UND SO WEITER...

Also sprach Adolf Hitler am 6. September 1938 in Nürnberg:

„Dieser aus volklich eigener Schöpferkraft und verwandten Kulturschaffens aufgespeicherten gesamtulturellen Erbmasse einen

eigenen Beitrag anzufügen, muß der Stolz und der Ehrgeiz jedes anständigen Zeitalters und damit jedes Zeitgenossen sein...“

Im Zusammenhang der ganzen Rede sollte das heißen: unsere Epoche, nämlich die des „Dritten Reiches“, ist noch anständig. Und unsere Kultur- und Kunstarbeiten „stellen im einzelnen in unserer umfangreichen Produktion einen Höchstwert dar“. Er „beweist“ das mit folgenden Worten:

„Die deutsche Baukunst, Bildhauerei, unsere Theater und so weiter, sie erbringen heute den dokumentarischen Nachweis für eine künstlerische Schaffensperiode, wie sie nur in wenigen Zeitläuften der Geschichte ähnlich reich und stürmisch vorhanden war.“

Wir fügen, ganz im Sinne des Redners, ein Wörtlein hinzu: „Allein...“ Allein, da ist das ‚Schwarze Korps‘ vom zweiundzwanzigsten September 1938, Folge 38, das den gottesfrevlerischen Versuch unternimmt, diese großen Worte Lügen zu strafen. Mit dem „und so weiter“, nämlich der faschistischen Literatur, scheint doch nicht alles in Ordnung zu sein.

„Die höchsten Stellen haben“, wie das ‚Schwarze Korps‘ unter dem vielsagenden Titel ‚Geistige Reserve? — Nein, Etappe!‘ sagt, „großartigen Langmut gegenüber der faschistischen Dichtung an den Tag gelegt.“ Denn: es sei nun einmal in Dingen der faschistischen Dichtung Geduld und Zeit vonnöten, ja, überhaupt ein genügender Abstand könne erst eine solche ermöglichen, und diese Einsicht hätte die politische Führung in großartigem Ausmaße bewiesen. Früher — nämlich vor 1933 — hätten es die Schriftsteller verstanden —

„die dichtenden Dichter waren sehr fix bei den Tasten“

— die trüben Tage zwischen Krieg, Inflation und Niedergang zu gestalten... Leider läßt sich das Polizeiorgan darüber nicht weiter aus, es bricht diese Betrachtungen mit einem kurzen „aber lassen wir das!“ ab, um dann fortzufahren:

„Es genügt festzustellen, daß bis jetzt hauptsächlich ein schöner Kranz Lyrik wirklich den Geist der neuen Zeit dokumentiert — aber Lyrik ist immerhin die abstrakteste, am wenigsten stoffbezügliche Form aller Dichtung.“

Also doch nicht dokumentarisch?
Wie nun aber die „stoffbezügliche Dichtung“? Kurz und bündig sagt da das „Schwarze Korps“:

„Um es vorwegzunehmen: das Ergebnis ist ziemlich trübe.“

Frohlocke nicht, lesender Antifaschist, die Sache schaut anders aus, als du etwa denken könntest. Sie meinen etwas ganz anderes, nämlich:

„Greift man wahllos irgendeine... Neuer-scheinung heraus, so stellt man fest, daß die Handlung im Ausland spielt oder in einer verklungenen Zeit oder an Bord eines international besetzten Schiffes, in der Unterwelt, irgendwo anonym, in der Zukunft, in ‚Milieus‘... Das wirkliche, richtige lebendige, alltägliche Deutschland... ist nicht mehr arenafähig.“

Und dann kommt der schwerste Seufzer:

„Von den entscheidenden Umwälzungen im Reiche Adolf Hitlers steht selbst im dicksten Schmöker nichts. Gar nichts.“

Danach wird dann aber endlich losgepoltert:

„Das kluge und notwendige Goebbelswort, wonach es ‚gar nicht erwünscht ist, daß SA-Männer auf der Bühne erscheinen‘, ist der Ofenschirm geworden, hinter welchem sich gut verkriechen läßt.“

Aber nicht nur Ofenschirm vor SA-Männern, nein, auch vor der NSDAP, ihren diversen Gliederungen, der NSV, ihren „Taten“ und Problemen. Kurz:

„Man tut eben, als ob sie gar nicht existierten!“

Und doch — man sieht es plastisch vor sich, wie der oberste polizeiliche Kunstwart die Hände vor Verzweiflung ringt:

„...es gibt Möglichkeiten in Hülle und Fülle!“

Trotzdem:

„...es ist beinahe verblüffend, mit welcher Vorsicht man dabei das Rassenproblem umgeht, und dabei böte gerade der Jude eine Fülle Stoff und sei es nur(!) in satirischer Hinsicht... eine gesunde Vollfamilie..., das Problem der Erbkranken... — wahrlich es gibt in dieser Richtung mehr

Möglichkeiten, als es überhaupt ernst zu nehmende Schriftsteller gibt.“

Wenn nun weiter gesagt wird, daß

„keines dieser Themen überragend im Mittelpunkt zu stehen braucht, ja, dies nicht einmal erwünscht ist“,

andererseits es nicht darauf ankomme,

„mehr oder weniger viele nationalsozialistische Bücher hervorzubringen, die schon von weitem als solche kenntlich sind...“

so ist uns das eine Bestätigung dafür, daß die große Masse der deutschen Leserschaft immer noch nichts von dieser Literatur wissen will. Da man das auch in den Buchhandlungen empfindlich merkt, sucht man nach einem Wege, der dem Bedürfnis der Leser zwar entgegenkommen, der aber doch die Möglichkeiten der Beeinflussung des Denkens durch die Literatur ausnutzen soll. Man verordnet darum:

„...schlechtweg in jedem Buche etwas vom Geist des neuen Reiches spüren zu lassen, in einer vollkommen ‚unpolitischen‘ Spielhandlung...“

also „nationalsozialistisches Gedankengut“ in die Hirne einzuschmuggeln, da freiwillig es keiner mehr aufzunehmen gewillt ist. Was nun kommt, gehört vollends in das Gebiet der Satire. In dem Bestreben (man muß doch die eigenen Gesetze achten!) die faschistischen Grundsätze der Kunstkritik anzuwenden, bleibt das „Schwarze Korps“ nicht bei dieser negativen Kritik stehen. Es schlägt allen Ernstes vor, wie es besser zu machen ist. So solle

„man doch auch mal einen leibhaftigen Ortsgruppenleiter in die Dichtung hineinbringen, oder bei der Beschreibung der Garderobe der Vielgeliebten auch mal nebenbei einige Zeilen dem Kunstfaserstoff widmen und bei Gesprächen zweier Liebenden auch mal ruhig (!) tiefere weltanschauliche Dinge berühren, sogar (!) als Konfliktstoff.“

Selbstverständlich — nur in der Umarmung seiner Vielgeliebten aus Kunstfaserstoff findet der leibhaftige Ortsgruppenleiter den zur Liebe unentbehrlichen weltanschaulichen Konfliktstoff.

Doch diese Burschen, diese gleichgeschalteten Schriftsteller vermeiden „superängst-

lich“ jeden Gegensatz zu der „Norm“, sie schreiben mit einem „Einbahngehirn!“ Natürlich — keine Mißverständnisse! Niemand verlange,
„daß nun der Roman etwa zur weltanschaulichen Diskussionsbühne werden soll.“
 (Also doch nicht!)

Etwas anders schaut es auf dem Gebiet des „Bauerntum-Romans“ aus, hier hat man im Eifer der „Urwüchsigkeit des Guten zuviel getan.“ Meist erscheint

„in ihnen der Bauer sozusagen als Mittelding zwischen einem knorrigen Eichbaum und einem halb in den Boden versunkenen Weidenstumpf, eine Erscheinung, nicht willens, über die Grenzsteine seinen Blick zu lenken.“

Natürlich ist das auch nicht richtig, denn darunter könnte die „geistige Vertiefung“ der Raubpolitik des totalen Staates leiden. Reine Bluboliteratur würde zwar genügen, um den Verteidigungswillen für Scholle und Heim zu stärken, doch für Hitlersche „Weltpolitik“ reicht das auf keinen Fall! Kurz und gut:

„Etwas weniger gehämsunt wäre hier etwas mehr...“

Und nun der Schluß. Er enthält das Bekenntnis, „daß die deutschen Denker von heute die — Versammlungsredner“ sind. Nicht etwa nur die Hitler und Goebbels, nein, „schlechthin“ alle Redner. Im „Schwarzen Korps“ heißt das dann so:

„... aber bitte, man überlasse die Vertiefung der Idee nicht nur den Rednern, sondern man versuche auch, jeder nach seiner Kraft, sie erzählerisch den Lesern nahezubringen.“

Allerdings, gegen die Konkurrenz ist schwer anstinken! Ralph

sich wegen der Außenwelt nicht mehr zu sorgen, denn die lebenden deutschen Dichter und Denker befinden sich ja fast alle dort. Und die im Lande blieben, schweigen. Die Faschisten sorgen sich dennoch: man weiß nicht genug von Hartmann von Aue (1175—1210), und man weiß absolut nichts von den neudeutschen Dichtern E. W. Möller und B. von Schirach.

Ihnen ist jetzt endlich ein „Wegbereiter“ erstanden. Ein Franzose, Parme, hat eine Anthologie in Übersetzung herausgegeben. Von Hartmann von Aue bis B. von Schirach, einschließlich E. W. Möller. Die Außenwelt vergißt die Nazi nicht. Eigentlich sind die Franzosen garnicht so schlimm, denn wie mancher Deutsche mag noch kaum etwas von den Dichtern E. W. Möller und B. von Schirach wissen. Man muß allerdings diesem Herrn Parme leicht den Vorwurf machen, daß er viele unbekannte Nazidichter vergessen hat. Die „Kulturpropaganda“ reicht nicht aus. Aber im großen und ganzen doch ein succès moral.

Soweit wäre alles in Ordnung, wenn nicht die blöde Reichsschrifttumskammer Ermittlungen angestellt hätte. Die Anthologie ist nämlich ohne Erscheinungsort, ohne Verlag und ohne Auslieferungsstelle erschienen. Man wollte und mußte doch dem Übersetzer danken. Die Mitglieder des Kultursenats, die Führer und die SA-Männer haben noch viele unübersetzte Gedichte.

Nach langem Bemühen wurden die fehlenden Angaben ermittelt. Das Buch ist in Kairo erschienen, der Verlag heißt Deutsche Buchhandlung, und die Auslieferungsstelle ist in Leipzig.

Für so dumm hat Herr Goebbels seine angestellten Dichter nicht gehalten.

Einbruch in ein Paradies

Deutschland ist das gesegnete Land mit vielen Paradiesen. Eins davon ist das ehemalige Land Lippe. Da gab es schon immer besonders.reaktionäre Dörfer, wenigstens in ihren gehobenen Schichten. Diese gesegnete Gegend hat eine bodenständige adlige Verfasserin auf die Idee gebracht, auch einmal einen Roman zu schreiben und es den deutschen Bolschewiki oder was sie dafür hält, ordentlich zu geben. Sie gibt. Da lebten im Weltkrieg ein Pfarrer und eine Pfarrerin friedlich und christlich zu

NAZIWELT-LITERATUR

Anthologie des poètes allemands

Man ist in den faschistischen Kreisen sehr unangenehm berührt, daß

„die deutsche Literatur in der Außenwelt wenig bekannt ist, und daß die Deutschen draußen als das Volk der großen Musiker, nicht aber als das Volk der Dichter und Denker gelten.“

Nicht mehr gelten. Die Faschisten brauchen

Lippe in einem Dorf. Michael, der Sohn, wurde „Sinn und Zukunft ihres Lebens“. Daher mußte er Medizin studieren. Schweren Herzens begibt er sich der Mutter, aber doch in eine Großstadt. Die Tragödie versteht sich nun eigentlich von selbst, wenn man auch in Lippe auf so etwas nicht gefaßt war. Michael verfällt und verlobt sich. Der Pfarrerin würden die Haare konkret zu Berge stehen, wenn sie sie nicht in einem Dutt gesichert trüge. Denn der Vater dieser Verlobten ihres eingeborenen Sohns ist ein sozialdemokratischer Abgeordneter(!) und wahrscheinlich infolgedessen Besitzer einer „üblen Schenke“. Noch schlimmer. Dieser Abgeordnete hat bereits die zweite Frau, die sich — vermutlich aus marxistischen Gründen — schminkt! Aber ehrgeizig ist die Person! Man kann ihr sogar eine gewisse Gutmütigkeit nicht absprechen, trotz dem sozialdemokratischen Gatten. Sie bemüht sich, die Existenz ihrer Tochter zu „heben“. Dörthe heißt die zu Hebende. Selbstverständlich wurde dieses Produkt von Sozialdemokratie und Schenke nicht getauft. So etwas gehört nicht zu den sozialdemokratischen Glaubenssätzen. Michael schickt die Ungetaufte korrekt zu einem Besuch in sein Vaterhaus. Die „familienstolze“ Pfarrerin gerät in einen echten seelischen tragischen Konflikt. Sie findet das Mädchen des „verwilderten“ Vaters und der „geschminkten“ Mutter nicht unsympathisch. Aber sie weiß, was sie Lippe und sich schuldig ist. Ihr mütterlicher Busen „verschließt sich ihr“. Aber Dörthe hat den Michael gar zu gern. Sie studiert die religiöse Welt von Lippe, lernt sie kennen und lieben und wird evangelische Christin. Der Einbruch in das Paradies wäre beinahe gelungen, aber der Himmel läßt Michael sozusagen dank dem Weltkrieg fallen. Dörthe bleibt dennoch Christin. Davon wird selbst die adlige Verfasserin gerührt. Sie läßt ahnen, daß sich später einmal Schwiegermutter und Schwiegertochter finden werden. Über die werten Eltern Dörthes erfährt man leider nichts weiter. Vielleicht sind sie im ‚Dritten Reich‘ unbekannt verstorben.

Die Lippesche Heimatkunst erscheint im Furche-Verlag Berlin.

Warnung vor Reichtum

In einen neu gegründeten berliner Brunnenverlag ist ein Roman gefallen: ‚Drei

Brüder‘. Eine warnende Geschichte für die Leute aus dem Mittelstand.

Eine „einfache“ Gärtnerfamilie hat alles an ihren ältesten Sohn Hans gewandt. Das bekannte deutsche Schicksal begünstigte ihn. Er wird vornehm, das heißt reich. Aber nicht glücklich. Seine Ahnen verursachen in ihm Minderwertigkeitsgefühle. Er kann seine Herkunft nicht überwinden. Wahrscheinlich besonders, wenn er an den „Führer“ denkt. Sein Bruder konnte es nur bis zum Volksschullehrer bringen. Er bringt sich deshalb um. Der Mann hatte Führer-Ehrgeiz. Sein anderer Bruder hingegen gibt sich bescheiden mit einem Handwerker-Beruf zufrieden. Er lebt schlecht, aber dafür ohne Komplexe dahin.

Die Moral: wenn zu viele reich werden wollen, reicht es für den „Führer“ nicht.

Der Schrei nach dem Blut

Herr Jahn, nicht der Turnvater, hat eine Erzählung geschrieben. 1929, in der literaturdurchseuchten deutschen Republik. Erst vor kurzem konnte sie erscheinen, in einem Verlag „Junge Generation“. Die deutsche Literatur war 1929 dafür noch nicht reif.

Die Heldin ist, mit Respekt zu sagen, eine altgermanische Frau. Wie das so in demokratischen Ländern zu geschehen pflegt, heiratet sie einen „knechtsblütigen Mann“. Mit Folgen. Sie muß „von ihm Söhne austragen“. Das noch dazu in einer bäuerlich germanischen Gegend, am Strand der Nordsee. Diese Knechtsblütigen beweisen ihr schlechtes Blut durch Willensschwäche, Erotik, Feigheit und Lüge. Nicht ein einziger edler Tropfen von Mutter ist in die Söhne übergegangen. Sie fängt zu denken an und erkennt die Tragik ihres Schicksals: ihre Ehe ist „wider Sippen- und Volksgesetz“. In diese

„Mißehe mit dem Minderbürtigen zwang sie die mannleere Einsamkeit hinein“.

Spät, aber nicht zu spät taucht am Horizont ein Reinblütiger auf. Einer von der Sippe. Nur edles Blut hat Kraft in sich und Bestand, sagt sie sich. Zum Glück fällt ihr ein, was die isländischen „großen Frauen der Saga“ in solchen Fällen tun. Sie haßt mit isländischer Kraft den minderwertigen Mann und die ausgetragenen Söhne, bekämpft sie, macht sie in halbgesetzlicher Form zu Leichen und

„schreitet über sie hinweg in eine edlere Ehe“

Dieser glückliche Ausgang mit standesgemäßer Blutversorgung stört zwar etwas die tragische Größe nach isländischer Art. Der Autor hat offenbar schon 1929 die kommende faschistische Gerichtspflege vorausgesehen und konnte daher der altgermanischen Frau und Mutter raten, ruhig über Leichen zu gehen. Über minderwertige Leichen. Übrigens eine selbstverständliche Pflicht des Sippengesetzes.

Die Wandlung der Dorfschulmeister

Wer im ‚Dritten Reich‘ Lehrer werden will, muß anerkennen, daß der „Höchstwert“ das Dorf ist. Er muß sich verpflichten, ihm „mit Hingabe zu dienen“.

Ein neuer Autor mit zwei Vornamen schildert den Typ des „neuen Dorfschulmeisters“ in drei Erzählungen. Soweit die jungen Menschen die „innere Wandlung“ nicht schon in den Lehrerseminaren erlernen, bringt sie ihnen der Höchstwert Dorf von selbst bei. Herr Lehrer Hagen verschreibt sich ihm, wandelt sich erst dort und begreift den Sinn der neuen Lehrergesetzgebung. Konflikt: er muß wählen zwischen der Stadt und der Geliebten „einerseits“ und „andererseits“ dem Dorf. Muß man sagen, daß er sich für seinen Posten im Höchstwert entscheidet?

Herr Lehrer Jörn hat es schwerer. Keine Stadt und keine Geliebte bieten sich ihm. Aber ein innerer Konflikt entsteht. Er findet keinen „Zugang“ zu den Menschen im Dorf, weder mit Beethovensonaten, noch mit Lyrik, noch mit Philosophie. Da hilft ihm seine innere Wandlung. Er fügt sich dem Höchstwertleben im Dorf, er vollführt die „einordnende Tat“.

Der dritte Dorfschulmeister hat sich von Anfang an eingeordnet. Er ist ganz hin von der „Unmittelbarkeit“ seines mecklenburgischen Dorfs. Da erhält er einen Lehrauftrag von einer Universität. Vielleicht klingt das unglaublich. Man darf aber daran erinnern, daß die früheren Universitätslehrer vertrieben oder geselbstmordet sind. Jedenfalls, der Dorfschulmeister hat seinen Konflikt. Er sieht „die Ehre, einen größeren Wirkungskreis, ein großzügigeres Leben“. Aber er sieht, was er verlassen muß: das Dorf. Er lehnt ab und bleibt.

Unter den Junglehrern scheint ein ganzer Dorfwahnsinn ausgebrochen zu sein. Wie sie es lieben, das Dorf, und wie sie den Grund und Boden verstehen, mag folgender Satz eines dieser Höchstwertgläubigen bezeugen:

„Gestern überkam mich eine große Lust, selbst den Boden umzuwerfen. Ach . . . es war eine große Lust! Die Erde war feucht und warm, sie schien mir Inbegriff allen Lebens zu sein. Ich griff in den Grund und ließ ihn zwischen meinen heißen, zitternden Fingern verrinnen, langsam und zag.“

Das hat sich noch keine Schulweisheit träumen lassen! Die Bodenbestellung mit den Fingern ist echt germanisches Brauchtum. Hoffentlich schickt man nicht die Bauern in die Hochschulen für Lehrerbildung. Wegen der inneren Wandlung. Dem Autor wäre hingegen ein Besuch des Dorfs zu empfehlen. Wegen seiner Erdunverbundenheit.

Der schwarze Storch

Dieser Roman einer Dame spielt „im ost-deutschen, genauer: schlesisch-grenzländischen Bereich“. Überall stören die sogenannten Grenzen den Raumsinn und den Ausbreitungswillen der rassebewußten Deutschen. Ist es nicht eigentlich schon eine Schande, daß ein Ort Olanowo heißt, auf dem ein deutscher Gutsherr herrscht? Hier scheinen einmal Polen unberechtigt gesiedelt zu haben. Aber der Gutsherr hat deutsches Brauchtum eingeführt:

„auf dem First der Scheune nisten die glückverheißenden weißen Störche“.

Da läßt sich eines Tages zwischen diesen deutschen weißen ganz ungeniert ein schwarzer Storch nieder,

„ein fremder Wildvogel aus ferndunkeln Walde“.

Das Gutstöchterchen macht Papa auf diesen Feind aufmerksam. Papa knallt ihn nieder. Aber besitzgierig, wie diese Fremden sind, geben sie nicht so leicht nach. Der Vogelgeist lebt weiter. Unter seinem drohenden Einfluß wächst das arme Gutstöchterchen heran. Das Fremde, das Unbekannte lauert ihr auf und lockt sie. Sie besitzt aber den untrüglichen deutschen Instinkt. Sie

ahnt sozusagen den Untergang Polens, dieses schwarzen Storchs.

Da es aber zur Zeit wegen des Bündnisses noch nicht so weit ist, hört hier der Roman auf.

Herwarth Walden

UNWESENS-SCHAU AUF BRAUNE BÜHNEN

In der Woche, während der die münchener Inszenierung des tragischen Schauspiels *„Die Zerreißung der Tschechoslowakei“* unter dem Applaus eines nicht zahlreichen, aber hochgestellten Publikums aufgeführt wurde, ließen die Nazis auf ihren Bühnen haarscharf die verzerrte Wirklichkeit sehen. Meuchelmord, Kriegshetze, Fälschung des klassischen Erbes und Kitsch — das waren die Abkarten, die vom 1. bis 7. Oktober, zur Begleitung der in Marsch gesetzten Tanks, Flugzeuge und Kanonen, auf die Bretter gehaut wurden, die die Naziwelt bedeuten. Die großen Theater Berlins und die Provinzbühnen rangen um die zweifelhafte Ehre, im braunen Hasardspiel die höchsten Trümpfe auszuspielen:

Meuchelmord

Um Verwechslungen vorzubeugen: Gisli ist ein Herr, Aud eine Dame. An den Haaren herbeigezogen, bilden sie gemeinsam den Titel *„Gisli und Aud“*. Sie interessieren so weit, als sie uns mit Ursula Zabel bekanntmachen, der Verfasserin des so benannten „Dramas“. Daß die Ursel Preisträgerin des Rostocker Kultur-Preises für Dichtung (!) ist, wird niemand wundern, zumal sie schon das Schauspiel *„Norden in Not“* geschrieben hat, von der Tragödie *„Wer ein zu Hause hat, ist fromm“*, fromm zu schweigen. Um es kurz heraus zu sagen: *„Gisli und Aud“* ist

„in geschlossenem Kreise eine sippen-gesetzliche Auseinandersetzung.“

Man braucht kein Mathematiker zu sein, um zu wissen, daß jeder Mistkübel aus einer Anzahl geschlossener Kreise zusammengesetzt ist. Also auch dieser. Die essener *„Nationalzeitung“* lüftet ihn, um uns mit seinem Inhalt bekannt zu machen:

„Der Gode Thorgrim wird von Gisli, als dem Rächer seines von Thorgrim erschlage-

nen Schwagers Vestein getötet und verfällt nun selbst der Blutrache.“

Die deutsche Sprache ist schwierig. Aber der Leser wird schon gemerkt haben, daß der getötete Thorgrim nicht mehr der Blutrache verfallen kann, auch nicht der Schwager Vestein, sondern nur der Rächer Gisli, was dem essener Berichterstatter nicht gelang, verständlich auszudrücken. Sonst sind aber die etwas versalzenen Sippenverhältnisse für jeden Gutwilligen klar wie dicke Tinte:

„Von der Sippe geächtet, kennt er sein Schicksal, das ihn nach verzweifelter Gegenwehr erreicht.“

Die Sippenwürfel sind gefallen.

„In seinem Kampf steht ihm in aufopfernder Treue sein Weib Aud zur Seite, dieselbe, die ihn zur Blutrache trieb.“

Dieselbe, die ihm in die Sippe gespuckt hat.

„Über die Leiche des Erschlagenen versöhnen sich Thorgrims Witwe Thargis und Aud.“

Sipp-sipp, hurra!

Auch die essener *„Nationalzeitung“* ist eitel Schmatzen über das sämige Blutsippchen:

„In diesem Thema ist die ganze Schicksalsgebundenheit des frühgermanischen Menschen, die ihn an das Sippengesetz der Blutrache kettete, enthalten.“

Sie findet, das Stück habe

„starke ethische Ballung, obwohl die Gefahr rethorischer Verflachung nicht ganz gebannt werden konnte“.

Wer wird denn so kleinlich sein, wenn er gebannt steht vor der Größe, der man sich nicht entziehen kann?

Auch wenn ... nun was?

„...auch wenn man die Begriffe des Meuchelmordes nicht zu Inhalten weltanschaulicher Notwendigkeit zu machen vermag.“

Es scheint also, gottseidank, in Deutschland immer noch Theaterbesucher zu geben die den Meuchelmord nicht zu weltanschaulicher Notwendigkeit zu machen vermögen. Das „Auch wenn man“ zeigt, diesmal in verständlichem Deutsch, daß für

Görings Zeitung (wie der Herr, so's Gescherr) der Meuchelmord durchaus eine weltanschauliche Notwendigkeit ist.

Kriegshetze

Stillgestanden!

Oberhausen und Dortmund gehörten zu den Jagdgefiliden des Reichsoberjägermeisters und seiner essener „Nationalzeitung“. Was dort auf den Bühnen gespielt wird, hat er als Originalausfluß der Nazimusen sanktioniert.

Oberhausen hat einen neuen Intendanten nötig gehabt; die Gleichschaltung hatte in der vorigen Spielzeit etwas gekurzschnitten. Kinner von Dreßler heißt der neue Mann. Kein Druckfehler: Kinner ist ein neugermanischer Vorname. Kinner bekommt, wie beim Theater üblich, seinen Vorschuß:

„Ein neuer Intendant... und also auch ein neuer geistiger und künstlerischer Kurs!“

Kinner, Kinner, wer lacht da? Es war doch „Stillgestanden!“ kommandiert. Mal herhören:

„Die Spielankündigung deutet eine gewandelte Zielrichtung an.“

Ein guter Nazischütze trifft auch bei gewandelter und bloß angedeuteter Zielrichtung ins Braune: „Scharnhorst“ von Gerhard Menzel. (Nebenbei: in einem kommenden freien Deutschland wird der geniale Rebell Scharnhorst nach Verdienst gewürdigt werden.) In Hitlerdeutschland hingegen

„erscheint Scharnhorst als das Symbol des Preußentums —“

hatten Gegenteil er bekanntlich war. Deshalb

„wird ihm eine Haltung zugeschrieben“,

Richtig: zu-geschrieben wird ihm eine Haltung,

„die, weitab von geschichtlichen Tatsachen, die pflichtbewußte Überwindung einer Verlockung zu offener Rebellion zeigt.“

Diese offen zugegebene und als „neuer geistiger Kurs“ proklamierte Geschichtsfälschung ist wohl als propagandistisches Gegengift für gewisse Herren in der Reichswehr gedacht, bei denen es mit der „Überwindung einer Verlockung zur offenen Re-

bellion“ noch immer leicht hapert. Jedenfalls tut dieses Schauspiel etwas, was andere Bühnenwerke nicht können: es steuert. Es steuert an:

„Dieses Schauspiel steuert ein Ideal an.“

Und unter dieses Ideal hat sich etwas gestellt; auch gestellt:

„...unter das sich auch das neue Deutschland gestellt hat.“

Angeblich unter: „Soldatisches Preußentum“. Gestellt hat sich natürlich niemand unter dieses „Ideal“; der größte Teil des „neuen Deutschland“, das Volk, liegt schon lange am Boden niedergeworfen, geknebelt, und der Stechschritt der Nagelstiefel hämmert darüber hinweg. In diesem Sinne hat allerdings, trotz befohlener strammier Haltung, das Menzelsche dramatische Exerzierreglement wohl kaum die ihm zugeschriebene Haltung,

„die den Gedanken preußischen Soldatentums eindeutig und allgemeinverständlich vermittelt, man könnte auch sagen: einhämmert.“

Zwei Stunden lang Hammerschläge auf den Kopf sei selbst für eingefleischte Nazis zuviel, hat sich nämlich der Autor gedacht und deshalb für einen Schuß „Gemüt“ gesorgt. Das wird ihm aber übelgenommen:

„Preußisch streng ist die Linienführung bis auf die überflüssigen, weil den Charakter Scharnhorst trübenden Szenen mit Rieckchen.“

Aber auch dieses weil den Charakter trübende Rieckchen ist streng preußisches Kanzleipapier, denn der Feldwebel — pardon, der Kinner — bemühte sich, zumal es oben unerwünscht ist, gar nicht erst

„um Auflockerung und lebensvollere Durchzeichnung der handelnden Personen, sondern hielt alles Geschehen in der einen Linie fast starrer preußischer Haltung.“

Wie gesagt: Stillgestanden!

„Nur in der Sprache gestattete er stärkere Ausbrüche, hier aber leider oft über das technische Vermögen der Schauspieler hinaus.“

Macht nichts, sowas kommt in jeder „Führerrede“ vor. Aber sonst, wie gehauen so gestochen —:

„gewandelte Zielrichtung, die nur leider in dem allzu lang anhaltenden, lebenden Bild² des Schlusses Gefahr lief, abzurutschen.“ Abgerutschte Zielrichtung. Auf deutsch: abgerutschtes Theater. Ob's noch tiefer geht?

Fälschung des klassischen Erbes.

Schiller ist tot, es lebe Steguweit! Denn die Dramen Schillers zeugen gegen die Werke Hitlers. Und Steguweit...?

Man denunziert Schiller, sucht, ihn verächtlich zu machen, verfälscht ihn. Nichts hilft. Die Pfeile prallen ab und auf den Schützen zurück. Man muß ihn spielen, denn er steckt, fester als Hitler, im Bewußtsein des Volkes.

Gibt es kein ‚Columbiahaus‘, in dem unbeliebte Klassiker gekillt werden können, ohne daß ein Hahn danach kräht? Kann man nicht einen Dreh finden, um Schiller *entbehrlich* zu machen? Wenn man Schiller entschillerte, würde es jemand merken? Wo Wolle, Benzin, Eier, Fleisch und Brot vom Ersatz ersetzt werden, sollte die Technik da nicht imstande sein, „Schillerol“ herzustellen?

Wozu hat man denn die „Mannschaft“! Die Prätorianergarde, die SS der Naziliteratur, Burschen, die vom Kriegshetzen leben — denen sollte vor einem Zivilauftrag grausen? Nein.

Heinz Steguweit, einer der „Mannschaft“, ist — ein Talentchen wäre zuviel gesagt. Wer „Die Gartenlaube“ kennt, möge sich den Umfang dieser „Begabung“ ausmalen. Er ist ein „Kölscher Jong“, der vor Hitler in Katholizismus machte, und gerissen genug, um, wo Persönlichkeiten fehlen, aus seiner Mittelmäßigkeit, wie so viele andere, Kapital zu schlagen. Ein paar Pullen Rheinwein hinter die Binde, das Motto „Je blasser die Limonade, umso giftiger!“ vor Augen, und das Gewünschte war prompt geliefert.

So kam das Stadttheater in Dortmund zu der historischen Sendung, das Stück ‚Kabale und Liebe‘ — nein ‚Glück und Glas‘ von Heinz Steguweit uraufzuführen. Vom Gauleiter wohnte alles, was gut und teuer ist, der feierlichen Schändung bei.

Ort der Handlung: Am Hofe eines Herzogs. Zeit: Mitte des 18. Jahrhunderts. Personen: Der Herzog, der böse Archivar, der dumme Hofmarschall, ein Mu-

sikus, seine Frau und — nein, Ferdinand und Luise fehlen — und Friedrich der Große.

Wo steckt bei Schillers ‚Kabale und Liebe‘ die Gefahr für den Nazismus? Darin: daß die verbrecherisch gegen das Volk mißbrauchte Staatsmacht am Pranger steht, daß die Moral der herrschenden Klasse bis aufs Mark entlarvt wird, daß eine sich über alle Konventionen hinwegsetzende Liebe noch im Tode über die Bedrücker des Volkes triumphiert und damit das Recht der Persönlichkeit gegen die Menschheitschänder dokumentiert!

Steguweitens setzt an die Stelle der Menschenrechte eine Apotheose der Selbstherrschaft und sein „Schillerol“ ist fertig: Der Musikus sucht eine Stelle bei Hofe. Der Archivar denunziert ihn beim Herzog. Zu diesem Zweck nützt er die Dummheit des Kalbes von Hofmarschall aus, der sich zu allem hergibt, um seine eigene Stellung zu halten. Schon glaubt der Herzog den Denunziationen des Wurms von Archivar. Über dem Haupt des Musikus ballt sich alles Unheil zusammen. Beinahe gibt es Mord und Totschlag — da erscheint Friedrich der Große, neues Leben blüht aus den Ruinen, und kein deutscher Jüngling, der dem Schänder sein „Ich verachte dich!“ entgeschleudern könnte, stört die Idylle dieser Naziade.

Die Presse hilft nach Kräften, Steguweit und seine Auftraggeber zu tarnen. Die esener ‚Nationalzeitung‘ spielt die Naive:

„Steguweit entnahm das literarische Gewand seines Schauspiels nicht dem alltäglichen bürgerlichen Leben. Er gestaltete seinen Stoff anschaulich, lebendig und glaubwürdig gerade dadurch, daß er seinen Weg zur Geschichte nahm.“

Zur „Geschichte“ nicht zu ... Schiller! O! Steguweit der einzige „Schillerol“. Fabrikant bleiben wird, ist noch nicht bekannt. Goebbels soll große Pläne haben. In der Reichsschrifttumskammer raucht der Schornstein. Die ersten Muster liegen bereits zur Begutachtung vor. Es kann ersetzt werden:

„Don Carlos“ durch „Karl Dohn“:

Sohn will Mutter heiraten. Katholischer Priester will das nicht. Kommt Friedrich der Große. Vater läßt sich scheiden. Prie-

ster bekommt Verfahren wegen Devisenvergehens. Das junge Paar zieht nach Berlin. Marquis Posa ist gestrichen.

„Die Räuber“ durch „Die Studenten“:

Sohn will Vater umbringen. Studenten sind dagegen. Amalie wendet sich an Friedrich den Großen. Dieser schickt preußischen Oberst. Vater sieht ihn. Stirbt von selbst. Franz heiratet Amalie. Studenten singen Gaudeamus. Karl und Roller sind gestrichen.

„Fiesko“ durch „Müller“:

Müller will in Genua Doge werden. Entlarvt rassenschänderische Beziehung des alten Dogen mit Mohren. Neffe des Dogen fordert Müller auf Säbel. Müller droht mit Friedrich dem Großen. Neffe begeht Selbstmord. Müller heiratet Nichte des Dogen und wird Herzog. Verrina ist gestrichen.

„Wilhelm Tell“ durch „Apfel“:

Tell stirbt im ersten Akt an Altersschwäche. Landvogt nimmt Tells Sohn zu sich. Fährt mit ihm über den See nach Küßnacht. Sohn ißt Apfel. Landvogt ißt auch Apfel. Kommt furchtbarer Sturm. Lebensgefahr. Erscheint Friedrich der Große. Steuert mit fester Hand Schiff ans Ufer, rettet Landvogt und Sohn. Volk weint. Alle essen Apfel. Melchthal ist gestrichen.

Wenn „Schillerol“ einschlägt, sollen in kurzen Abständen Lessings „Nathan der Weise“, Goethes „Egmont“, Kleists „Zerbrochener Krug“ und Büchners „Dantons Tod“ nazisiert werden.

Kitsch

„Ganz leichte Komödie“ — so überschreibt „der berliner Korrespondent der essener „Nationalzeitung“ seinen Bericht über die Oktoberpremiere einer berliner Bühne. Man sollte meinen, etwas Zartes, Tändelndes, sehr Graziöses, vielleicht gar Geistvolles vorgesetzt zu erhalten. Faktisch handelt es sich um Kitsch, der, gewogen, selbst von den Nazis zu leicht befunden werden müßte, aber nicht um seiner selbst willen, sondern aus hochpolitischen Gründen zur Aufführung kommt:

„Die großen politischen Ereignisse sind vorüber. Der Druck, der auch über der Arbeit der berliner Theater lastete, ist gewichen. Entspannend greift der Spielplan

zu heiteren, leichten Komödien mit einem Körnlein Tiefsinn.“

Aus dem Demagogischen ins Deutsche übersetzt, heißt das: die entsetzliche Furcht vor dem Kriege, die Verzweiflung, von der alle Schichten der Bevölkerung in Deutschland ergriffen waren, als die Mobilisierung bekannt wurde, gaben keine gute Perspektive; nachdem die münchener Schiebung getätigt war, ging man daran, ein Gesicht zu machen, als sei nun alles in Butter: Liebe Leute, hört, der Druck ist gewichen, heiter, entspannt, leicht, bitte recht freundlich. Das Körnlein Tiefsinn liegt in einem Sack voll Leichtsinn und wer es nicht findet, der ist am besten dran.

Einen polnischen Oberregisseur aus Warschau mit dem Pseudonym Stefan Donat hat man mit seinem Stück, *„Weltkonferenz“* nach Berlin zitiert, wahrscheinlich, weil für Polen auch dieses „Körnlein Tiefsinn“ schon zuviel war.

Ein Lustspiel, das „am Rande der großen Politik hinspielt“. Ein so bedeutsamer Titel, um dann am Rande hinzuspielen?

„Unter dem bedeutsamen Titel verbirgt sich eine nette Harmlosigkeit...“

Der Ruf nach einer Weltkonferenz gegen den Faschismus war laut. Keiner der münchener Vier, der nicht Angst davor hätte. Den Begriff Weltkonferenz vor dem berliner Publikum ins Lächerliche zu ziehen, war der Pole gerade gut genug.

„Auf der Bühne steht ein Wirtschaftsminister von Großbritannien...“

Es soll ja in England Minister geben, die sich für Weltkonferenzen interessieren. Also muß man zeigen, womit sie ihre Zeit totsclagen:

„... der sich in eine kleine Maniküre eines Luganer Hotels verliebt.“

Was hätte ein englischer Minister, der an einer Weltkonferenz teilnimmt, auch anderes zu tun? Aber die Maniküre ist von den berliner Zeitungen gegen die Eden, Cooper, Churchill sichtlich beeinflusst, weshalb der Minister

„auf keine Gegenliebe stößt, da Kitty sich für den holländischen Journalisten Enthousen interessiert.“

Natürlich in netter Harmlosigkeit mit einem Körnlein Nazitiefsinn:

„Der will sich durch ein journalistisches Meisterstück einen Namen und eine Stellung machen.“

Da sich Nazi-Journalisten natürlich nicht auf Weltkonferenzen zu befinden haben, muß man einem Holländer die Chance lassen, aber

„Enthousens berufliche Anstrengungen mißlingen.“

Er ist halt doch nur ein Holländer und wahrscheinlich in Gestaposchlichen blutiger Anfänger. Doch die Maniküre Kitty arbeitet in Lugano mit mehr Erfolg, als ihre Kollegin Hofmann in New York. Sie hat sich den englischen Minister durch geschicktes Sprödetun warmgehalten, kann also allerhand bei ihm durchsetzen:

„...läßt Enthousen durch den englischen Wirtschaftsminister befördern und schafft so das vergnügliche happy end.“

Worauf der Zuschauer — mit der ‚Tatkraft‘ der englischen Wirtschaftsminister für diesmal zufrieden und von dem ‚End‘ dieser Weltkonferenz in höchst vergnügliche Stimmung versetzt — getrost nach Hause gehen kann.

Kleine Nachbemerkung

Die Nazis haben an den deutschen Grenzen nicht nur Betonbefestigungen errichtet, sondern auch einen Gürtel von sogenannten ‚Grenzlandtheatern‘ um ganz Deutschland gezogen, die außerordentlich wichtige politische Aufgaben erfüllen sollen.

Die essener ‚Nationalzeitung‘ brachte im Juli einen hochoffiziellen Artikel *„Die Aufgaben des Theaters im Grenzland“*. Mit begrüßenswerter Offenheit werden darin die üblichen großen Worte über Kunst, Volksbildung, Geist und Mythos beiseitegelassen und der nackte politische Zweck formuliert:

„Das Theater gibt dem Volk im Grenzraum die Hauptwaffe für den Selbstbehauptungskampf in die Hand.“

Da niemand Deutschland mit militärischen Waffen angreift, gegen was braucht dann „das Volk im Grenzraum“ Waffen, gegen wen soll es sich behaupten? Gegen Ideen. Gegen die demokratischen, freiheitlichen, antifaschistischen Einwirkungen, denen die

Grenzbewohner durch die Berührungsmöglichkeiten mit dem Nachbarvolk ausgesetzt sein könnten. Also in Wirklichkeit eine Waffe gegen das eigene und das Nachbarvolk:

„Und so ist nur selbstverständlich, daß das Theater an der Grenze politisch zu sein hat.“

Nie im Leben hätten die Nazis auch nur einen Pfennig für ein Theater, sagen wir, in Saarbrücken ausgegeben, um den kulturellen Bedürfnissen der Bevölkerung zu genügen.

„Grenzland ist Front“ heißt es unverblümt. Und die Grenzlandtheater sind Heeresgut wie jeder beliebige Tank!

„Darum haben sie auch stets Anspruch auf stärkste Beachtung und Unterstützung.“

So entsteht die groteske Situation, daß es für die deutschen Grenzgebiete nicht nur Kanonen, sondern auch Theater statt Butter gibt...

„Die Überlegenheit, die wir dadurch gegenüber dem meist nur gelegentlichen Kulturbetrieb unserer Nachbarn in ihren Grenzgebieten erlangen, rechtfertigt große Mittel...“

Die dicken Bertas und andern Kanonen der Grenzlandtheater feuern ununterbrochen auf die unbefestigten Gemüter der Nachbarn, die Gastspiele deutscher Bühnen in Rumänien, Holland, Polen, in den baltischen Staaten sind bewaffnete Vorstöße auf feindliches Gebiet, deren Auswirkungen sehr bedeutsam sein können; bei der Zersetzungstätigkeit der Faschisten in den Sudeten haben die deutschen Grenztheater eine wichtige Rolle gespielt. Augenblicklich wird das Hauptfeuer auf Elsaß-Lothringen konzentriert, und es ist leicht auszurechnen, daß Frankreich bei „nur gelegentlichem Kulturbetrieb“ in seinen Grenzgebieten eines Tages große Augen machen wird.

Rudolf Müller

WIE EMINESCU ZU PUSCHKIN KAM

Anläßlich des hundertsten Todestages Puschkins, der fast mit dem achtundvierzigsten Todestag des rumänischen Dichters Eminescu zusammenfiel, beschäftigte sich ein Großteil der literarischen Presse

Rumäniens mit beiden, lange vor ihrer Zeit ins Grab gesunkenen genialen Poeten.

In einem unter dem Titel ‚Puschkin und Eminescu‘ erschienenen Aufsatz suchte ein bekannter rumänischer Schriftsteller, der sich um die Eminescuforschung verdient gemacht hat, auf Grund noch unedierter Briefe, nachzuweisen, daß Rumäniens hervorragendster Dichter bei einem unfreiwilligen Aufenthalt in Odessa 1885 mit den Werken Puschkins in Berührung kam. Im Zusammenhang mit dieser, für die Eminescu-Forschung nicht uninteressanten Entdeckung, sei in kurzen Strichen auf das Leben Eminescus hingewiesen.

Eminescu hat von 1850 bis 1889 gelebt. Er wurde im Schoße einer wohlhabenden, kinderreichen, degenerierten Kleinbauernfamilie in Ipoteschti geboren. Um den eigentlichen Geburtsort geht ein Streit, der schon jahrelang andauert und noch keineswegs abgeschlossen ist. Nachdem das frühreife, aufgeweckte Kind, die Volks- und Mittelschulstudien in der Bukowina und Siebenbürgen beendet hatte, bezog der Dichter auf Anraten seines Vaters, der allen seinen Söhnen eine humanistische Bildung angedeihen ließ, die Hochschulen in Wien und Berlin. Nicht unbeeinflusst von Schopenhauer, dessen Werke sich erst in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts in Rumänien durchzusetzen begannen, veröffentlichte Eminescu in der Zeitschrift ‚Convorbiri Literare‘ seine ersten Gedichte, die ihn über Nacht bekannt und berühmt machten.

Titu Majorescu, der ‚rumänische Bjelinski‘, einer der Gründer des literarischen Vereines ‚Junimea‘ (Die Jugend) und Herausgeber der noch heute bestehenden Zeitschrift ‚Convorbiri Literare‘ (Literarische Gespräche), berief den noch in Berlin weilenden Dichter — der es übrigens mit seinem „Doktor“ nicht so eilig hatte — an den jassyer ‚Museumshof‘. Gern folgte er der für ihn so schmeichelhaften Einladung seines Gönners und künftigen Biographen. Und so kehrte er, 1874, ohne seine philosophischen Studien beendet zu haben, nach Rumänien zurück als bereits gefeierter und tonangebender Dichter. Er war in diesem schöngestigen, rein literarischen Kreis, dem auch seine spätere Freundin, die Dichterin Veronica Micle angehörte, Gegenstand eines Kults, der andere Göt-

ter ausschloß. Als seine (unheilbare) Krankheit, die eine öftere Internierung in in- und ausländischen Nervenheilstätten notwendig machte, sich zusehends verschlimmerte, sahen sich seine intimsten Freunde genötigt, ihn nach dem nahen Odessa zu schicken. Dort stand er eine Zeitlang in Behandlung eines Nervenarztes, eines gewissen Jakimowici. In einer ihm fremden Umwelt, und, was noch mehr ins Gewicht fiel, ohne Bücher, wurde ihm dort der Aufenthalt zur Qual. Es sollte jedoch bald anders werden. Einem Freunde, dem Lehrer Novleanu in Jassy schrieb er unter anderem:

„Eine ungeheure Freude bereitete mir heute die Tochter meines Arztes. Sie brachte mir Puschkins Gedichte. Der russischen Sprache fast unkundig, begann ich mit ihr aus Neugierde die Titel der Gedichte zu entziffern... ‚Der schwarze Schaf‘, ‚An Ovid‘, ‚Mozart und Salieri‘, ‚Eugen Onegin‘, ‚Die Zigeuner‘, ‚Eine Winternacht‘, etc. Nach beendeter „Lektüre“ bat ich sie um Überlassung eines deutsch-russischen Wörterbuches. Anfangs ging es natürlich schwer; mit dem Altslawischen seit meiner frühesten Kindheit jedoch ein wenig vertraut, ging es allmählich besser. Seit drei Tagen blättere ich in Puschkins Gedichten. Ich bin jetzt nicht allein. Ich habe einen Freund, einen großen Freund gefunden.“

Aus Puschkins Vers-Epen und Gedichten wählte nun der todgeweihte rumänische Dichterstürmer, dem nur noch vier Jahre zu leben beschieden waren, das Gedicht ‚An Ovid‘, das er als Zeichen der Bewunderung und Verehrung für den großen russischen Dichter ins Rumänische übertrug. Diese „freie und unvollkommene Übersetzung“ (wie sie der geniale, bescheidene Eminescu selbst bezeichnete), scheint auch seine einzige Übertragung aus dem russischen Schrifttum zu sein.

Einige rumänische Literaturhistoriker wollen auch Ähnlichkeiten in unserer Dichter Versgebilden entdeckt haben. Das ist unwichtig. Erschütternd ist, daß der kurze Lebensweg beider Großen ein Leidensweg war und daß beiden, im besten Mannesalter und auf der Höhe ihres Schaffens stehenden Poeten, ein böses Ende beschieden war. Während jedoch Puschkin, der lebensbejahende, optimistische Dichter, stolz von sich sagen konnte:

„Ein Denkmal hab' ich mir in meinem Volk gegründet“,

ist des rumänischen pessimistischen Dichters Aufschrei einfach herzerreißend:

„Kommt, o kommt ihr Lebensbilder, daß
mein Aug euch wieder blickt!
Ach, die Leier liegt zerbrochen und der
Meister ist verrückt.“

Adolf Chajes

EINE ANTHOLOGIE DER JUNGEN

Der holländische Querido-Verlag, Amsterdam, Keizersgracht 333, beabsichtigt, eine *Novellen-Anthologie* „Europa“ herauszugeben. Der bekannte Amsterdamer Verlag will mit diesem Band eine Übersicht über das Prosawerk der jungen europäischen Generation im Alter von fünfundzwanzig bis fünfunddreißig Jahren geben. Jedes europäische Land soll durch Werke seiner jungen Generation vertreten sein. Die erste Ausgabe erscheint in holländischer Sprache. Über Ausgaben in anderen Sprachen sind bereits Verhandlungen im Gange. Der Verlag bittet um Einsendung von Schreibmaschinenmanuskripten in französischer, englischer, deutscher oder holländischer Sprache an die Adresse: *N. V. Em. Querido's Uitgevers Mij* Keizersgracht 333, Amsterdam. Bedingung für die Aufnahme in die Anthologie ist die Beifügung eines kurzen Lebenslaufs, einer kurzen Bibliographie und einer Photographie des Autors. Einsendungen, die nicht angenommen werden, können auf Wunsch, sofern internationale Postscheine beigelegt sind,

den Bewerbern zurückgeschickt werden. Spätester Einsendungstermin: 1. Februar 1939, Höchstumfang: 4000 Worte.

ZU UNSERN BEITRÄGEN

In diesem Augenblick von Berthold Viertel ist das Einleitungsge-dicht eines Bandes, „Der Lebenslauf“, dessen Herausgabe jetzt vorbereitet wird.

Die Frau und ihr Teufel von H. W. Katz, dem vorjährigen Heine-Preisträger, ist ein Abschnitt aus dem zweiten Teil seines Romans „Die Fischmanns“, der demnächst erscheinen wird.

Ein Gefangener auf Urlaub von Lion Feuchtwanger ist ein Kapitel seines Romans, „Exil“.

Friedrich Halls Flucht von Ernst Toller ist der letzte Akt seines dreiaktigen Schauspiels „Pastor Hall“.

Wladimir Iljitsch Lenin von W. Majakowski sind zwei Abschnitte aus dem großen gleichnamigen Poem des Dichters. Bei der Übersetzung wurde Wert darauf gelegt, daß die sprachliche Eigenart (Neuworthbildungen, Bruch der Zeilen nach rethorisch-rhythmischen Gesetzen etc.) gewahrt blieb; auf die im Deutschen ungebrauchliche Assonanz (anstelle des Reims) wurde, so weit sie in diesen Abschnitten überhaupt vorkam, bewußt verzichtet.

Die Rede Oskar Maria Grafts, die er am 7. Oktober in New York anläßlich der Neugründung des SDAS hielt, wird von uns gekürzt wiedergegeben.

ZUSCHRIFTEN SIND ZU RICHTEN:

direkt an die Redaktion „Das Wort“, Moskau, Strastnoi Blvd. 11

Es wird dringend ersucht, Manuskripte und Zuschriften nicht an einzelne Redakteure zu senden, sondern nur an die Redaktion „Das Wort“.

Nichtangeforderte Manuskripte werden nur auf Verlangen des Einsenders zurückgeschickt.

Oktober 1938

Wegen der Schwierigkeit, bei der Zusammenstellung dieser Rubrik (die vielen antifaschistischen Schriftstellern wichtiges Material nachweist) sämtliche publizistischen Organe regelmäßig zu erfassen, bitten wir unsere Mitarbeiter und Leser um Unterstützung.

KULTURKRITIK:

- Bruno Altmann. Georg Simmel. PT 2. X.
 Baskin. Die dialektische Methode. DZ 26. X.
 Robert Breuer. Der Apostel des Nordens (Grundtvig) PT 16. X.
 Thomas Mann. Rede bei Eröffnung der Thomas Mann Library an der Yale-Universität. MuW 2
 Siegfried Marck. Eine schweizer Kulturphilosophie (Ramuz) PT 1. X.
 Ludwig Marcuse. Mißtrauen. PT 23. X.
 L. v. Mises. Über Albert Einsteins und Leopold Infelds „Physik als Abenteuer der Erkenntnis.“ MuW 2.
 Ferdinand Liom Alt- und Neuschöpfung im Kunstwerk. MuW 1
 Arnold Zweig. Die Affekte des Exils. DZ 12.X.

ERBE UND GESCHICHTE:

- Artur Fischer. Richard Wagner, ein 48er. NVZg (N. Y.) 8. X.
 H. M. Gorgen. Tschechen und Deutsche. MuW 2
 Kurt Kersten. Deutsche Freiwillige im Kampf für Sklavenbefreiung. DW 10
 Eduard Levi. Georges Biret. PT 23. X.; vgl. auch DZ 26. X. (K Kusnezow)
 Georg Lukacs. Diderot und die Probleme der Theorie des Realismus. DZ 5.X.
 Michael Münzer. Georg Büchner. NZtg. 16. X.; vgl. auch Karl Obermann in DVZ 23. X.
 Willi Schaber. Kleist und Beethoven. NZtg 9. X.
 — Französische Forschungen über Chamisso. PT 29.X.
 Über Ludwig Uhland. DW 10

FILM UND THEATER:

- Rudolf Müller. Freunde. DZ 12.X.
 Konstantin Stanislawski. Erinnerungen und Erfahrungen. DW 10
 Ludwig Ullmann. Die enttäuschten

Wiener Theater-Nazis. PT 2., 4.X.

Maxim Vallentin. Stanislawskis Vermächtnis. IL 10

Über Julius Hay; Haben. PrT 23.X. Sondernummer der DZ 27.X. anlässlich des 40. Jahrestages der Gründung des Moskauer Künstlertheaters.

LITERATURKRITIK:

- Maria Arnold. Das Leben von Marguerite Don Quichote. PT 30.X.
 Robert Breuer. Die Kunst als Spiel und Waffe. PT 8.X.
 F. Bruno. Die deutsche Kultur im Exil. DI 7/8
 Bruno Frei. Fünf Jahre SDS im Exil. IL 10
 Wieland Herzfelde. Pen-Klub-Kongreß in Prag. IL 10
 Georg Lukacs. Leo Tolstoi und die Entwicklung des Realismus. IL 10
 Anselm Rüst. Französische Gedichte Iwan Golls. PT 1.X.
 Frida Rubiner. Moskauer Brief. IL 10
 Hermann Steinhausen. Der Dramatiker Bertolt Brecht. NZtg 16.X.
 Berthold Viertel. Upton Sinclair. NW 41
 Alfred Wolfenstein. Im Hause Victor Hugos. PT 23.X.
 Arnold Zweig. Roman, Realismus und Form. DW 10
 — Alfred Döblin „Feier in Paris“ DVZ 23.X.; ferner PT 20.X. (R. Br.); Stefan Zweig in „Die Zukunft“ Nr. 1
 — Gespräch mit Emil Ludwig über die Aufgaben der Schriftsteller, in Vendredi 21.X.; ferner über einen Roosevelt-Vortrag Emil Ludwigs PT 29.X.
 — Friedrich Wolf liest im SDS. PT 6.X.
 — Leonhard Frank im SDS. PT 27.X. (R. Br.)
 e-d Antifaschistischer Literaturabend im Schriftstellerklub in Moskau. DZ 22.X.
 Über Johannes R. Becher: Der

- Glücksucher und die sieben Lasten. DI 7/8 (Ernst Bayer); DW 10 (Heinrich Mann und Wolf Franck); Thurgauer Arbeiterzeitung 8.X.
- Über Bernanos: Les grands cimetières sous la lune. MuW 2 (Golo Mann)
- Über Alfred Döblin: Der blaue Tiger. IL 10 (Julius Hay)
- Über Lion Feuchtwanger: Exil. IL 10 (Urteile der Sowjetpresse)
- Über Ödön v. Horvath. Ein Kind seiner Zeit. NZtg. 16.X. (Ulrich Becher)
- Über Kurt Kersten. Unter Freiheitsfahnen. DVE (NY) 8.X.; NV 2.X.; NVZtg (NY) 22.X.; Berner Tagwacht 23.9.; Volksrecht (Zürich) 19.9
- Über C. F. Ramuz. Bedürfnis nach Größe. MuW 2
- Über Rudolf Thomas. Balder Olden in PT 16.X.; Berthold Viertel in NW 43; Kurt Kersten in Die Zukunft Nr. 2
- Über Anna Reiner. Manja. NW 43 (Berthold Viertel)
- Über Herwarth Walden. IL 10 (Bela Balasz)
- Über Alfred Wolfenstein. Stimmen der Völker. IL 10. Reden und Erklärungen auf dem pariser Schriftstellerkongreß (Thomas Mann, Ernst Toller, Anna Seghers, Aragon, Cassou, Ugolini) DW 10
- Länderberichte (England, CSR, Frankreich und Palästina) in DW 10

KUNST:

- Alfred Durus. Hans Tombrock, die Landstraße und die Kunst. IL 10; ferner auch Gregor Gog über Tombrock in DZ 26.X.
- Alfred Durus. Castelao. DZ 22.X.
- Alfred Durus. John Heartfield. DZ 3.X.
- Musicus. Pierre Degeyter. Zum 90jährigen Geburtstag des Komponisten der 'Internationale'. DZ 8.X.

- Paul Westheim. Barlach. PT 30.X.; über Barlach vergl. auch NZtg. 27./28.X.; Paul Westheim. Pariser Kunstchronik. PT 26.X.; ders. Karl Hofer. PT 8.X.
- John Heartfield. — Ausstellung in New York. DVE (NY) 15.X.

III. REICH:

- Golo Mann. Die Völkerrechtslehre des „Nationalsozialismus“. MuW 2.
- Alwin Kronacher. Bankrott in Salzburg. Die Zukunft 21.X.
- A. M. Wagner. Die deutsche Universität und die deutsche Germanistik. MuW 2.
- Peter Siepp. Rundfunk im Kriegszustand. NW 41
- Heinrich Werth. München und die deutsche Kultur in der Tschechoslowakei. DVZ 30.X.
- Paul Westheim. Veroperung. NW 42
- H. B. Die Entwicklung der Rassenkunde von der Wissenschaft zum Volksbetrug. DVI 7/8.
- Studenten berichten. DVZ 16.X.
- Im braunen Dichterteich (Gerhart Schumann) NV 16.X.
- Glossen von G. Bodner, Rudolf Müller, Herwarth Walden u. a. in DW 10; Glossen von Kurt Kersten und Herwarth Walden in IL 10.

ABKÜRZUNGEN:

- DI — Die Internationale; DVE — Deutsches Volksecho; DVZ — Deutsche Volkszeitung; DW — Das Wort; DZ — Deutsche Zeitung; IL — Internationale Literatur; NV — Neuer Vorwärts; NVZtg — Neue Volkszeitung; NW — Neue Weltbühne; NY — New York; NZtg — National-Zeitung (Basel); MuW — Maß und Wert; PrT — Prager Tagblatt; PT — Pariser Tageszeitung.

AUSLIEFERUNGSSTELLEN DER ZEITSCHRIFT „DAS WORT“

- Meshdunarodnaja Kniga, Moskau, Kusnetzky Most 18, (Bankkonto Nr. 263. Staatsbank der UdSSR, Moskau, Neglinnaja 12)
- AUSTRALIEN — Modern Publishers Pty. Ltd., 124 Oxford Street, Sidney.
- BELGIEN — Office Belge Littéraire et Artistique „OBLA“, 6/8/10, rue Duquesnoy, Bruxelles.
- Č. S. R. — Slavica-slovanské odd. Knihkup Melantrich, a.s., Praha II, Václavské nám. (Učet. pošt. spoř. 20.208.4)
- DÄNEMARK — S. U. V's Boghandel Frederiksborggade 42¹, Kopenhagen K.
- ENGLAND — W. H. Smith & Son, Ltd. Strand House, Portugal St. London W. C. 2.
— Collet's Foreign Department, 31, Gerrard St., London W.² 1
- FRANKREICH — Messageries Hachette. Service des Abonnements. 111, rue Réaumur, Paris 2e.
- HOLLAND — Boekhandel en Uitgeverij „Nieuwe Cultuur“, (Afd. Tijdschriften-Import) Valeriusstraat 76 bv. Amsterdam.
- LETTLAND — Valters & Rapa. Teatra iela, 11, Riga (Rasta tek, rek. Nr. 675)
- LITAUEN — „Mokslas“ Knygynas, Laisves aleija, 46, Kaunas.
- NORD- U. SÜDAMERIKA — Bookniga Corporation 255 Fifth Avenue, New York U.S.A.
— Bookniga Agency, 59 Congress Street, Chicago, III, U.S.A.
- NORWEGEN — Johan Grundt Tanum, Tidligere Aschehougs Boghandel, Karl Johans gt. 43, Oslo.
- PALÄSTINA — Safran Co. Jaffa Rd. 36 P. O. B. 223, Haifa.
- SCHWEDEN — C. E. Fritze's Kgl. Hofbuchhandlung, Fredsgatan 2, Stockholm.
- SCHWEIZ — Buchhandlung Stauffacher (Genossenschaft) Hauptpostfach 43, Zürich.
- SPANIEN — „Distribuidora de Publicaciones“. Diputación 260. Barcelona.
- TÜRKEI — Librairie Hachette Succursale de Turquie 469, Avenue de l'Indépendance. Boîte postale Pera 2219, Istanbul.
- UdSSR — Meshdunarodnaja Kniga, Moskau 6, Strastnoi Blvd. 11 oder Verlagsvertreter an Ort und Stelle. Außerdem werden die Bestellungen von jedem Postamt entgegengenommen oder von den Abteilungen des Sojuspetschat.

DAS WORT

erscheint Anfang jeden Monats. Umfang jeder Nummer 160 Textseiten

Bezugspreise	3 Monate:	6 Monate:	12 Monate	Einzelheft:
Belgien b. Frs.	12.—	20.—	40.—	3.—
Č. S. R. Kč	12.50	25.—	50.—	5.—
Dänemark . . . d. Kr.	2.50	5.—	10.—	0.90
England £	0.8.0	0.6.0	0.12.0	0.10
Frankreich . . . fr. Frs.	11.25	22.50	45.—	4.50
Holland hfl.	0.75	1.50	3.—	0.25
Lettland Lat	3.—	6.—	12.—	1.—
Litauen Lit	4.—	8.—	16.—	1.50
U. S. A. \$	0.75	1.50	3.—	0.30
Norwegen . . . n. Kr.	2.50	5.—	10.—	1.—
Schweden . . . schw. Kr.	2.50	5.—	10.—	1.—
Schweiz . . . schw. Fr.	2.25	4.50	9.—	0.90
Spanien Peso	5.50	11.—	22.—	2.—
Türkei Lira	0.75	1.50	3.—	0.30
UdSSR Rbl.	3.75	7.50	15.—	1.50

In den nicht aufgeführten Ländern erfolgt die Lieferung zu den Preisen der USA.